



PhD-FLSHASE-2014-06
Fakultät für Sprachwissenschaften und Literatur, Geisteswissenschaften, Kunst und
Erziehungswissenschaften

DISSERTATION

verteidigt am 28/02/2014 in Luxemburg

zur Erlangung des Titels

DOCTEUR DE L'UNIVERSITÉ DU LUXEMBOURG EN SCIENCE SOCIALE

von

Verena Sophie Neuenkirch, geb. Mankel
geboren am 06.12.1976 in Frankfurt am Main (Deutschland)

VERGANGENHEITSVORSTELLUNGEN UND ZUKUNFTSERWARTUNGEN. GESCHICHTSBEWUSSTSEIN IM INTER- UND INTRAGENERATIONELLEN GESPRÄCH IN LUXEMBURG

Prüfungskommission

Dr. Sonja Kmec
A.-Professor, Universität Luxemburg

Dr. Claudia Lenz
A.-Professor, Norwegian University of Science and Technology

Dr. Michel Margue
Professor, Universität Luxemburg

Dr. Harald Welzer
Professor, Europa Universität Flensburg

Dr. Malte Thießen
A.-Professor, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Inhalt

Danksagung.....	4
Abbildungen.....	5
1 Einleitung	6
1.1 Fragestellung und Forschungsstand	6
1.2 Die Bezugsquellen des Geschichtsbewusstseins.....	14
1.3 Luxemburg als Forschungsfeld.....	20
1.4 Aufbau der Arbeit	24
2 Methoden	26
2.1 Erhebungsmethoden	27
2.1.1 Die Entstehung der Stichproben	27
2.1.2 Die Interviews	29
2.1.3 Datenaufbereitung.....	33
2.2 Auswertungsmethoden	35
2.3 Beschreibung der Stichproben.....	39
2.3.1 Stichprobe A: Familien	40
2.3.2 Stichprobe B: Alterskohorten.....	46
2.4 Methodenkritik	48
3 Vergangenheitsvorstellungen und Zukunftserwartungen im biographischen und inter- und intragenerationellen Gespräch	50
3.1 Theoretische Rahmung: Geschichtsbewusstsein	51
3.2 Historische Sinnbildungsmuster.....	56
3.2.1 „Haut ass et besser wi virun honnert Jaar“ – Das Fortschrittsnarrativ.....	56
3.2.2 „Et geet de Bierg of“ – Das Abstiegsnarrativ.....	63

3.2.3 „Deen an der Höhl huet sech bestëmmt och scho sou Froe gestallt“ – Permanenz im Wandel	71
3.3 Sprachliche Realisierungsmuster von Geschichtsbewusstsein	76
3.4 Erwartungshorizonte und Zukunftsplanung	84
3.4.1 (Vergangene) Zukunftserwartungen im empirischen Material.....	89
3.4.2 Erik, Jasmin und Nicolas – drei kontrastierende Einzelfälle	91
4 Deutungsmuster zu sozialem Wandel.....	103
4.1 Der Wandel der Arbeitswelt	104
4.2 Der (Lebens)standard.....	122
4.2.1 Standardtypen	122
4.2.2 Über ‚gutes Leben‘ sprechen	134
4.3 Der Wandel von Entscheidungsfreiheiten und –spielräumen	158
5 Familienspezifische Vorstellungen von der Gestaltbarkeit der Zukunft	168
5.1 Familie Baum-Klein: „Si war eng, déi sech gutt duerchgeklappt huet“	172
5.2 Familie Hames: „Et war ëmmer esou an et ass elo och nach esou“	189
5.3 Familie Bach: „Ech huele mer dat Recht“	195
5.4 Familie Daniel: „Sécher ass et elo de Moment net méi“	202
6 Zusammenfassung und Diskussion der Resultate.....	212
6.1 Vergangenheitsvorstellungen	214
6.2 Zukunftserwartungen	218
6.3 Orientierung.....	225
6.3.1 Bewusste Orientierung	225
6.3.2 Die ‚Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen‘	226
6.3.3 Zeitliche Orientierung	231
6.4 Fazit.....	235
7 Anhänge	237

Interviewleitfaden.....	238
Anschreiben Schlüsselpersonen	241
Einverständniserklärung	242
8 Bibliographie	247

Danksagung

Diese Arbeit wäre nicht möglich gewesen ohne die Bereitschaft der Männer und Frauen, die mir in diesem kleinen Land, in dem jeder jeden kennt, ihre Lebensgeschichten erzählt haben. Damit verbunden gilt mein Dank meiner Familie und meinen Arbeitskollegen, die mir die Interviewpartner vermittelt haben. Ihretwegen verliefen die Gespräche in gelöster Atmosphäre.

Als nächstes gilt mein großer Dank meinen beiden Betreuerinnen, Sonja Kmec und Claudia Lenz: Die vielen Stunden, die wir – über Skype verbunden – damit verbrachten, die Interviews gemeinsam zu entschlüsseln, waren eine Voraussetzung für das Gelingen dieser Arbeit und werden mir privat auch immer als sehr bereichernde Zeit in Erinnerung bleiben. In diesem Kontext möchte ich auch der Universität Luxemburg und dem Fonds Nationale de la Recherche für die finanzielle Unterstützung danken.

Mit Leysley Anne Bleakney und Jens Kroh verbinde ich sehr schöne Erinnerungen an die gemeinsamen Tagungen in Luxemburg und Atlanta, an lebhaftes Diskussionsessen, sowie an eine wunderbare Zusammenarbeit mit Jens bei der Herausgeberschaft unseres Sammelbandes.

Die kleinen Ablenkungen des "Aquariums", aber auch die Bereitschaft meiner "Leidensgenossen", sich Sorgen mit der Arbeit geduldig anzuhören, sorgten dafür, dass die Promotionszeit auch zu neuen Freundschaften geführt hat.

Schließlich wäre diese Arbeit ohne die tatkräftige Unterstützung meiner Mutter und von Andreas nicht zu ihrem Abschluß gekommen.

So ist diese Arbeit, wie so viele, keine reine Leistung einer einzelnen Person, sondern eines ganzen Netzwerkes an Menschen, die mir in dieser Zeit viel Verständnis und Geduld entgegengebracht haben.

Abbildungen

Abb. 1: Der Anteil der Arbeitnehmergruppen innerhalb der verschiedenen Sektoren.

Abb. 2: Fortschritt

Abb. 3: Übersicht Codes zu ‚Fortschrittsnarrativ‘

Abb. 4: Abstieg

Abb. 5: Übersicht Codes zu ‚Abstiegsnarrativ‘

Abb. 6: Übersicht Codes zu ‚Permanenz im Wandel‘

Abb. 7: Übersicht Code ‚kontrafaktische Aussagen‘

Abb. 8: Übersicht Codes zu ‚Affirmationen‘

Abb. 9: Übersicht Code ‚Abwägen‘

Abb. 10: Zeitstrahl von Erik Weber

Abb. 11: Zeitstrahl von Jasmin Valentini

Abb. 12: Zeitstrahl von Nicolas Bach

Abb. 13: Diagramm der Familien Baum und Klein

Abb. 14: Zeitstrahl von Nicole Baum

Abb. 15: Diagramm der Familie Hames

Abb. 16: Diagramm der Familie Bach

Abb. 17: Diagramm der Familie Daniel

1 Einleitung

1.1 Fragestellung und Forschungsstand

Soziologische Zeitdiagnosen dienen Zeithistorikern gleichermaßen als Quelle und Darstellung.¹ Die Historiker Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael bezeichnen daher die Wirkung zeitgenössischer soziologischer Theorien aufgrund ihrer Rezeption in Medien und Politik als epochenprägend, vergleichbar mit Trends der Alltagskultur.² So sei die Theorie der ‚Modernisierung‘ Kennzeichen der ‚westlichen‘ Wachstumsdynamik der 1950er bis 1970er Jahre gewesen, die in den 1980er Jahren von der ‚reflexiven Modernisierung‘ als Orientierungsmodell abgelöst wurde. Parallel dazu seien gesellschaftskritische Gegendeutungen in Form des ‚westlichen‘ Marxismus und schließlich der ‚Postmoderne‘ entstanden. Die 1990er Jahre wurden beeinflusst von Ideen wie Individualismus, radikaler Marktfreiheit, und ‚Netzwerkgesellschaft‘. Seit Beginn des neuen Jahrhunderts dominierten Leitbegriffe wie ‚Beschleunigung‘ und ‚Flexibilität‘ in der soziologischen Forschungsliteratur.³ Der Soziologe Richard Sennett beschreibt in seinen Büchern die Konsequenzen dieser gesellschaftlichen Wandlungsprozesse für das Alltagsleben von Menschen. Für ihn gelten die sogenannten ‚Boomjahre‘ der 1950er bis 1970er Jahre in Europa als Maßstab für gutes Leben: Menschen hatten ihm zufolge ein linear verlaufendes, also ein planbares und standardisiertes Leben, was bedeutete, dass Verlass auf regelmässige Arbeitszeiten war und darauf, dass man einen Kredit aufnehmen konnte, um sich ein Haus zu bauen, in dem man auch alt werden würde. Gleichzeitig hätten sich die individuellen Lebensumstände immer weiter verbessert.⁴ 1986 erschien Ulrich Becks Buch zur ‚Reflexiven Moderne‘, in dem er das negative Umschlagen der Entwicklungserscheinungen der Modernisierung thematisierte. Der

¹ Vgl. zur Problematik dieses Sachverhaltes Rüdiger Graf und Kim Christian Priemel, Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 59(4), 2011, S. 479–508.

² Vgl. Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Göttingen 2010, S. 76.

³ Vgl. dies., Nach dem Boom, S. 78.

⁴ Vgl. Richard Sennett, The Corrosion of Character. The Personal Consequences of Work in the New Capitalism. London 1998, S. 15f.

selbstverständlichen Annahme einer kontinuierlichen Verbesserung der Lebensumstände stellte Beck die Frage nach dem Preis des Modernisierungsversprechens gegenüber.⁵ In etwa demselben Zeitraum wendet Richard Sennett sein Fortschrittsnarrativ in eine Verfallsgeschichte: Flexibilität, Mobilität, *life-long learning* und *no long-term* sind die Schlagwörter, die er in die Zeit ‚nach dem Boom‘ verortet. Der Arbeitgeber, der Markt, und nicht mehr die Familie oder der Sportverein geben seither das Lebenstempo der Arbeitnehmer vor,⁶ langfristige private Projekte und die Unzuverlässigkeit der Arbeitswelt kollidierten.⁷

Was Richard Sennett auf so pessimistische Weise schildert,⁸ sind die Folgen dessen, was der Soziologe Ulrich Beck als ‚Individualisierung‘ bezeichnet, also die Herauslösung aus traditionellen Bindungen und Beziehungen der Industriegesellschaft und Hineinversetzung in eine vor allem ökonomisch bestimmte Gesellschaft. Und diese hat weitreichende Folgen für Individuen:

In der individualisierten Gesellschaft muss der Einzelne entsprechend bei Strafe seiner permanenten Benachteiligung lernen, sich selbst als Handlungszentrum, als Planungsbüro in Bezug auf seinen eigenen Lebenslauf, seine Fähigkeiten, Orientierungen, Partnerschaften usw. zu begreifen.⁹

⁵ Vgl. Anselm Döring-Manteuffel und Lutz Raphael, Nach dem Boom, S. 88.

⁶ Vgl. Richard Sennett, *The Corrosion of Character*, S. 22.

⁷ Vgl. ders., *The Corrosion of Character*, S. 26.

⁸ Vgl. zur Kritik an Richard Sennett Jürgen Straub, *Zur Psychologie des flexiblen Menschen: Ein neues Leitbild für jüngere Generationen*, in: Franz Lehner (Hg.), *Erbfall Zukunft. Vordenken für und mit Nachkommen*, München 2001, S. 357–368. An Richard Sennetts Ausführungen lässt sich außerdem kritisieren, dass sie eine weiße, männliche und US-amerikanische ‚Normalbiographie‘ beschreiben. Andere soziale Gruppen dürften bereits früher weniger geradlinige Lebensverläufe gehabt haben. Außerdem scheint der Blick zurück auf die direkte Nachkriegszeit auch historisch ein wenig kurz gegriffen. So kritisiert Jürgen Schmidt in einem online-Tagungsbericht, dass es eine „Phase der Stabilität, Normalität und fester Standards gegeben haben“ müsse, um eine „Flexibilisierung und De-Standardisierung von Berufs- und Lebensverläufen“ feststellen zu können. Er fragt sich, wer und wie die Standards festgelegt werden, an denen ein Wandel festgemacht werden kann. Historische Untersuchungen wie z.B. von Charles de Froment zeigten, dass ein sogenanntes Normalarbeitsverhältnis in Frankreich auch in der Nachkriegszeit höchstens für Beamte, Arbeiter und Angestellte in den Staatsbetrieben galt. Andere Tagungsteilnehmer betrachteten den Wandel von Standards, der eben nicht nur in der Wirtschafts- und Arbeitspolitik, sondern eben auch in der wissenschaftlichen Bewertung Einzug erhielt. So erläuterte Nicole Mayer-Ahuja, dass in Zeiten von Arbeitskräftemangel dauerhafte Lohnarbeit als Norm etabliert werde und sich in Zeiten von Arbeitskräfteüberangebot Flexibilität als neue Norm herausbilde. Vgl. <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/tagungsberichte/id=4187&count=76&recno=58&sort=beitraeger&order=up&search=J%C3%BCrgen+Schmidt> [zuletzt aufgerufen am 01.01.2014].

⁹ Ulrich Beck, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main 1986, S. 217. In einem Artikel auf ZEIT-online ist eine Zwischenüberschrift zu lesen: „Auch Erholung muss man planen“, <http://www.zeit.de/zeit-wissen/2013/s2/feierabend-erholung> [zuletzt abgerufen am 04. Januar 2014].

Im Individualisierungsprozess kam es Elisabeth Beck-Gernsheim zufolge einerseits zur Öffnung von Lebensraden und einer Erweiterung von Wahlmöglichkeiten. Andererseits entstanden neue Erwartungen an das Individuum: Im Kontext von Arbeitsmarkt und Wohlfahrtsstaat entstanden neue Gesetze und Voraussetzungen der Teilnahme. Institutionalisierte Standards (wie z.B. Rentenansprüche, Versicherungen, Kindergeld, Steuererklärungen etc.) bildeten den Rahmen von Planung und Handlung des Individuums und begleiteten es von der Geburt bis ans Lebensende. Beck-Gernsheim prägte hierfür das Schlagwort *Life as a planning project*.¹⁰

Seit den 1990er Jahren und v.a. seit der Jahrhundertwende drehen sich soziologische und philosophische Zeitdiagnosen verstärkt um die Geschwindigkeit des sozialen Wandels und die Folgen für Gegenwartswahrnehmung und Zukunftsplanbarkeit. Helga Nowotny spricht vom ‚Verschwinden der Zukunft‘ und der ‚erstreckten Gegenwart‘. Mit dem Ende des industriellen Zeitalters und des Fortschrittsglaubens verliere die Zukunft an Attraktivität.

Eine Gegenwart, die auf beschleunigte Innovation ausgerichtet ist, beginnt die Zukunft zu verschlingen. Probleme, die früher in die Zukunft verlegt werden konnten, reichen ihrerseits in die Gegenwart hinein, drängen auf Lösungen, die zwar erst morgen anstehen mögen, aber heute behandelt werden wollen.¹¹

Während in Helga Nowotnys (1989) Ausführungen die Gegenwart derart mit zukünftigen Problemen aufgebläht wird, dass die Zukunft in immer weiterer Ferne liegt, prägte der Philosoph Hermann Lübbe (1992) den Begriff der ‚Gegenwartsschrumpfung‘. Damit meinte er die neue Erfahrung häufigerer Veränderungen der Alltagsgewissheiten (ein gesichertes Einkommen, ein fester Wohnort und absehbare Lebensumstände), die langfristige Zukunftsplanung erschwere. Paul Virilio (1998) nannte dasselbe Phänomen ‚rasenden Stillstand‘.¹² Der Soziologe Hartmut Rosa (2005) schließlich baut auf Lübbes Konzept der Gegenwartsschrumpfung auf und postuliert, dass die hohe Geschwindigkeit, mit der gesellschaftliche und technologische Veränderungen vorstättengingen, dem Individuum einen enormen Anpassungszwang abverlange. Dies münde in dem hektischen und stressigen

¹⁰ Vgl. Elisabeth Beck-Gernsheim, *Life as a Planning Project*, in: S. Lash, B. Szerszynski, B. Wynne (Hg.), *Risk, Environment and Modernity. Towards a New Ecology*, London 1996, S. 139-153, hier S. 140.

¹¹ Helga Nowotny, *Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*, Frankfurt am Main 1989, S. 12.

¹² Vgl. Anselm Döring-Manteuffel und Lutz Raphael, *Nach dem Boom*, S. 102f.

Gefühl, keine Optionen und Anschlussmöglichkeiten verpassen zu dürfen. Phasen des Stillstandes und der Ruhe müssten anschließend durch ein erhöhtes Aufholtempo wieder wettgemacht werden.¹³

Sowohl Helga Nowotny als auch Hartmut Rosa verweisen auf Reinhart Kosellecks Ausführungen zu den Konzepten ‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘. Der Historiker beschreibt mit diesen beiden Begriffen den Zusammenhang zwischen Erfahrungen in der Vergangenheit und den sich daraus entwickelnden Erwartungen an die Zukunft. So speisten sich ihm zufolge die Erwartungen der Menschen der bäuerlich-handwerklichen Welt der europäischen Neuzeit aus den Erfahrungen der Vorfahren, die denen ihrer Nachfahren glichen. Die Zukunft war erwartbar. Veränderungen fanden so langsam statt, „dass der Riß zwischen bisheriger Erfahrung und einer neu zu bildenden Erwartung nicht die überkommene Lebenswelt aufsprenge“.¹⁴ Der Erfahrungsraum war durch den Erwartungshorizont umschlossen. Dies betraf in der Neuzeit aber schon nicht mehr alle gesellschaftlichen Schichten. In philosophisch-politischen Kreisen kam zur gleichen Zeit der Begriff des ‚Fortschritts‘ auf. Er markierte die moderne Erfahrung, „dass nämlich überkommene Erfahrungen in erstaunlicher Geschwindigkeit von neuen überholt werden.“¹⁵ Die Zukunft wurde offen, kontingent, konnte nicht mehr zuverlässig aus den bisherigen Erfahrungen abgeleitet werden, kurzum Erfahrungsraum und Erwartungshorizont begannen auseinander zu treten. Und diese Entwicklung war von Beginn an mit dem Gefühl einer wachsenden Beschleunigung verbunden.¹⁶ Reinhart Koselleck verweist auf den Verleger Friedrich Perthes, der bereits im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert beklagte, dass die Erfahrungsräume dreier Familiengenerationen dermaßen verschieden seien, dass sie nicht wie ein Nacheinander, sondern wie ein Nebeneinander von Erfahrungen wirkten.¹⁷ Der soziale Wandel habe sich jedoch Hartmut Rosa zufolge im 20. und 21. Jahrhundert noch einmal deutlich beschleunigt. Sobald der soziale Wandel, darunter versteht er die Transformation struktureller und kultureller Gewissheiten, schneller vonstattengehe als die

¹³ Vgl. Hartmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am Main 2005, S. 468.

¹⁴ Reinhart Koselleck, *‚Erfahrungsraum‘ und ‚Erwartungshorizont‘ – zwei historische Kategorien*, in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeit*, Frankfurt am Main 1989, S. 349-375, hier S. 361.

¹⁵ Ders., *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt am Main 2006, S. 161.

¹⁶ Vgl. Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 368f.

¹⁷ Vgl. ders., *Vergangene Zukunft*, S. 367.

einfache Generationenfolge, würden die Veränderungen „nicht mehr als Wandel fester Strukturen, sondern als fundamentale und potentiell chaotische *Unbestimmtheit* wahrgenommen“. ¹⁸ Rosa diagnostiziert daher eine wachsende intergenerationelle Kluft „in den lebensweltlichen und alltagspraktischen Orientierungen und der voranschreitenden Entwertung von Erfahrungen für den Generationenaustausch, für die Weitergabe kulturellen Wissens und für die Aufrechterhaltung intergenerationaler Solidarität (...)“. ¹⁹ Die Folgen drückten sich ihm zufolge durch mehrere Altersbruchlinien aus, „welche die Lebenswelten der Generationen trennen, sodass die miteinander lebenden Generationen gleichsam zu einer Manifestation der *Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen* werden.“ ²⁰ Die ‚Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen‘ kann dabei nicht nur wie bei Hartmut Rosa auf generationell verschiedene Erfahrungsräume bezogen werden, sondern zusätzlich, wie Reinhart Koselleck die Analogie für einen historisch früheren Zeitpunkt verwendete, als schichtspezifische Perspektive auf den Verlauf der Zeit gesehen werden. Ihm zufolge lebten die Generationen zwar „in einem gemeinsamen Erfahrungsraum, der aber wurde je nach politischer Generation und sozialem Standpunkt perspektivisch gebrochen.“ ²¹ Damit nähert sich Reinhart Koselleck dem Verständnis des Kunsthistorikers Wilhelm Pinder, der den Begriff der ‚Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen‘ 1926 prägte und ihn noch enger fasste: Pinder sprach nicht von einem geteilten Erfahrungsraum, sondern von einem einfachen Zeitpunkt, der aus der Sicht verschiedener Altersgruppen unterschiedlich erlebt werde. ²²

Vor diesem Hintergrund stellt sich nun die Frage, ob unter diesen Bedingungen die Erfahrungen älterer Menschen jüngeren Generationen (noch) als Orientierung bei der Entwicklung von Zukunftserwartungen dienen können? Oder konkreter formuliert: Helfen die biographischen Erzählungen von Großeltern ihren Enkeln, mit Unsicherheiten bezüglich ihrer Zukunft umzugehen, oder haben sich die Lebenswelten in Luxemburg so stark verändert, dass dies nicht mehr möglich ist? Dieser zentralen Fragestellung sind weitere Fragen untergeordnet:

¹⁸ Hartmut Rosa, Historische Bewegung und geschichtlicher Stillstand. Der Zusammenhang von sozialem Wandel und Geschichtserfahrung, in: *Berliner Debatte Initial* 16(2), 2005, S. 12-24, hier S. 14.

¹⁹ Hartmut Rosa, Beschleunigung, S. 468.

²⁰ Ibid.

²¹ Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 367.

²² Vgl. Wilhelm Pinder, Das Problem der Generationen in der Kunstgeschichte Europas, S. 41, zitiert in: Meinrad Ziegler, *Das soziale Erbe*, S. 48.

1. Wie nehmen die Interviewten dreier Familiengenerationen sowie dreier Alterskohorten den sozialen Wandel seit den 1930er Jahren in Luxemburg wahr, wie bewerten sie ihn und wie handeln sie diese Bewertung mit ihren Familienmitgliedern und mit Gleichaltrigen kommunikativ aus? Wie äußern sich die Interviewten zu ihren (vergangenen) Zukunftserwartungen?
2. Lassen sich familiär vermittelte Vorstellungen zu sozialem Wandel und Haltungen bezüglich der individuellen Gestaltungsmöglichkeit der Zukunft in den Interviews feststellen, oder ist die „intergenerationelle Kluft“ (Rosa) tatsächlich so groß, dass man bereits von „Altersbruchlinien“ sprechen könnte?

Zur Beantwortung dieser Fragen bietet sich als theoretischer Rahmen das ‚Geschichtsbewusstsein‘ an. In der klassischen Definition des Historikers Karl Ernst Jaismann bezeichnet es den „inneren Zusammenhang von Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftsperspektive“.²³ Der Historiker Jörn Rüsen führt dies weiter aus: Der ‚innere Zusammenhang‘ entstehe in Form mentaler Prozeduren, die er ‚historische Sinnbildung‘ nennt, und in der „die drei Zeitdimensionen in eine übergreifende Vorstellung von Zeitverläufen integriert [werden], mit der die Erfahrung der Vergangenheit in der Form einer Geschichte vergegenwärtigt und zum Zweck der Handlungsorientierung und sozialen und personalen Identitätsbildung erinnert wird“.²⁴ In seiner psychologischen Form, in der Geschichtsbewusstsein als kognitive und narrative Kompetenz von Individuen verstanden wird,²⁵ fand die Theorie praktische Anwendung in der Geschichtsdidaktik.²⁶ Aber auch bei den Untersuchungen von Claudia Lenz, Sabine Moller, Harald Welzer und Malte Thießen kommt es zu Überschneidungen mit historisch und sozialpsychologisch

²³ Karl-Ernst Jaismann, *Geschichte als Horizont der Gegenwart. Über den Zusammenhang von Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftsperspektive*. Paderborn 1985, S. 42.

²⁴ Jörn Rüsen, *Historische Sinnbildung. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Struktur, Logik und Funktion des Geschichtsbewusstseins im interkulturellen Vergleich*, Bielefeld 1994/95, S. 1.

²⁵ Vgl. Jürgen Straub, *Geschichten erzählen, Geschichten bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung*, in: ders. (Hg.) *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt am Main 1998, S. 81-169, hier S. 93.

²⁶ Vgl. beispielsweise Magne Angvik und Bodo v. Borries (Hg.), *Youth and History. A Comparative European Survey on Historical Consciousness and Political Attitudes among Adolescents*, Hamburg 1997; Claudia Lenz, *Strengthening Narrative Competence. Diversification of (Hi)stories*, in: Hjelte Bjerg, Claudia Lenz und Erik Thorstensen (Hg.), *Historicizing the Uses of the Past. Comparative Scandinavian perspectives on history culture, historical consciousness and didactics of history related to World War II*. Bielefeld 2011, S. 257-280.

ausgerichteten Fragestellungen aus der Erinnerungs- und Tradierungsforschung, die sich mit der Relation zwischen offizieller Erinnerungskultur und individuellem und familialen Gedächtnis²⁷ sowie der Transformation der Erinnerungen der Zeitzeugen an den Zweiten Weltkrieg und das ‚Dritte Reich‘ durch nachfolgende Generationen beschäftigt.²⁸ Einen thematisch anderen Schwerpunkt hatte das an der Universität Luxemburg angesiedelte Projekt Lux-ID. Es beschäftigte sich mit dem generationsspezifischen Geschichtsbewusstsein von Stahlarbeitern, Bauern und Migranten, Bevölkerungsgruppen, deren Erinnerungspraxis die luxemburgische Gesellschaft maßgeblich prägt.²⁹ Die Blickrichtung all dieser Arbeiten lag jedoch immer auf den Gegenwartsanforderungen an bestimmte Vergangenheitsvorstellungen; die im Geschichtsbewusstsein verankerte Zukunftsorientierung wurde dabei meistens nur angedeutet. Harald Welzer wechselte in seinem Beitrag zu „Albert Speers Erinnerungen an die Zukunft“ die Blickrichtung und zeigte,

dass auch die Vergangenheit schon unabgeholte Zukunft beinhaltet und dass diese als antizipierte Retrospektion wie als erinnerndes Entwerfen wirksam war. In der gelebten Praxis spielt die Vergangenheit nicht die Rolle eines nostalgischen Bezugspunktes, der Orientierung für die Gegenwart liefert, sondern sie ist eine Struktureigenschaft des Interpretierens und Handelns.³⁰

²⁷ Vgl. dazu beispielsweise Claudia Lenz und Sabine Moller, Die Gegenwart in der Vergangenheit. Gruppendiskussionen über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust in (Ost)Deutschland und Norwegen, in: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 30(2), 2006, 57–81; Sabine Moller, Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland, Tübingen 2003; Malte Thießen, Eingebannt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, München 2007.

²⁸ Vgl. dazu beispielsweise Harald Welzer, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall, „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002; Ulrich Lamparter et al., 65 Jahre später. Zeitzeugen des „Hamburger Feuersturms (1943)“ im lebensgeschichtlichen Interview, in: *Forum der Psychoanalyse*, 26(4) 2010, S. 365–387; Renée Wagener, *Familial Discussions in the Context of Memory Research on the Second World War: Expectations and Disappointments*, in: Elisabeth Boesen et al. (Hg.), *Peripheral Memories: Public and Private Forms of Experiencing and Narrating the Past*, Bielefeld 2012, S. 69–94; für einen internationalen Vergleich siehe Harald Welzer (Hg.), *Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis*. Frankfurt am Main 2007.

²⁹ Vgl. Elisabeth Boesen und Fabienne Lentz (Hg.), *Migration und Erinnerung. Konzepte und Methoden der Forschung / Migration et mémoire. Concepts et méthodes de recherche*, Berlin 2010; Elisabeth Boesen et al. (Hg.), *Peripheral Memories. Public and Private Forms of Experiencing and Narrating the Past*, Bielefeld 2012.

³⁰ Harald Welzer, *Albert Speers Erinnerungen an die Zukunft. Über das Geschichtsbewusstsein einer Führungsfigur des „Dritten Reiches“*, in: Jürgen Straub, *Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte*, Frankfurt am Main 1998, S. 389–403, hier S. 403.

Harald Welzer entwickelte diesen Gedanken weiter, sprach seither aber nicht mehr von ‚Geschichtsbewusstsein‘, sondern von ‚Zukunftsgedächtnis‘.³¹ Die Orientierungsfunktion von Geschichtsbewusstsein und Zukunftsgedächtnis blieb aber dieselbe.

Angeregt durch diese theoretische Hinwendung zum Zukunftsaspekt von Geschichtsbewusstsein und Erinnerung entstanden eine Reihe empirischer Arbeiten, bei denen es sich zum einen um Vergleichsstudien zu der vorliegenden Forschungsarbeit handelt,³² zum anderen um Untersuchungen zu vergangenen Zukunftserwartungen, retrospektiven Analysen von vergangenen Erwartungshorizonten, aber auch über die Schwierigkeit der Entwicklung von Zukunftsvisionen in prekären Lebenslagen.³³ Unabhängig von diesen Entwicklungen in der Erinnerungsforschung kam es in der interdisziplinären Generationsforschung zu einer Hinwendung zu Reinhart Kosellecks Konzept des ‚Erwartungshorizonts‘. Der letzte Band aus der Publikationsreihe ‚Göttinger Studien zur Generationsforschung‘ des DFG-Graduiertenkollegs ‚Generationengeschichte‘ geht der Frage nach, inwiefern Generationen, die bislang als Erinnerungsgemeinschaften betrachtet wurden, auch als spezifische Erwartungsgemeinschaften analysiert werden können, die durch ein besonderes Verhältnis zu einer imaginierten Zukunft charakterisiert sind.³⁴

³¹ Vgl. dazu ders., Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis, in: Zukunft der Erinnerung, *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, 25-26 (Juni) 2010, S. 16-23; ders., *Erinnerung und Gedächtnis. Desiderate und Perspektiven*, in: Christian Gudehus et al. (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010, S. 1-10; ders., *Vergangene Zukünfte und zukünftige Vergangenheiten. Einige Anmerkungen aus der Gedächtnisforschung*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch, *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartung*, Göttingen 2011, S. 19-26.

³² Für die USA vgl. Lesley Anne Bleakney, *Family (Hi)stories. Familiengeschichte(n)*, unveröffentlichte Master-Arbeit der Universität Witten/Herdecke 2008; dies., *Future in the Making, Temporal Dimensions of Narrative Meaning-Making Processes in Three-Generational Families in the United States in Times of Socio-Economic Change*, unveröffentlichte Doktorarbeit der Universität Witten/Herdecke 2012; dies. und Harald Welzer, *Strukturwandel des Familiengedächtnisses: Ein Werkstattbericht*, in: *Familiendynamik* 34(1), 2009, S. 2-9. Für Deutschland vgl. Jens Kroh, *Zukunftserwartungen und Wirtschaftskrise*, in: ders. und Sophie Neuenkirch, *Erzählte Zukunft. Inter- und intragenerationelle Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 79-94.

³³ Vgl. die einzelnen Beiträge in Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Inter- und intragenerationelle Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011.

³⁴ Vgl. Kirsten Gerland et al., *Generation und Erwartung. Konstruktionen zwischen Vergangenheit und Zukunft*, Göttingen 2013.

1.2 Die Bezugsquellen des Geschichtsbewusstseins

Die Bezugsquellen des Geschichtsbewusstseins, die für diese Arbeit verwendet wurden, bestehen aus den biographischen Erinnerungen von 39 Einzelpersonen, dem Familiengedächtnis von 13 Familien und den Gruppengedächtnissen dreier verschiedener Alterskohorten.

Dem Soziologen Maurice Halbwachs zufolge gibt es „kein mögliches Gedächtnis außerhalb derjenigen Bezugsrahmen, deren sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden.“³⁵ Der Ägyptologe Jan Assmann führt diesen Gedanken weiter:

Erinnerungen, auch persönlichster Art entstehen nur durch Kommunikation und Interaktion im Rahmen sozialer Gruppen. Wir erinnern nicht nur, was wir von anderen erfahren, sondern auch, was uns andere erzählen und was uns von anderen als bedeutsam bestätigt und zurückgespiegelt wird.³⁶

Es sind die Bewertungen und Deutungen einer Lebensgeschichte, die aus reinen Nacherzählungen (*recounting*) von Ereignissen eine Geschichte machen, die die Bedeutung der verschiedenen Ereignisse im Lichte der Vergangenheitsdeutung, Gegenwartswahrnehmung und Zukunftserwartung erklärt (*reminiscing*).³⁷ Gruppengedächtnisse sind ebenso wie lebensgeschichtliche Erinnerungen eingebettet in soziale Rahmen. Sie sind von der Interaktion derjenigen geprägt, die zu einem bestimmten Zeitpunkt die Träger dieser Erinnerungsgemeinschaft darstellen. Die Soziologin Angela Keppler hat in ihren Untersuchungen feststellen können, dass zum Beispiel das Familiengedächtnis kein festes Repertoire an Erinnerungsinhalten hat, sondern ein lebendiges Gedächtnis ist, das, soweit es nicht niedergeschrieben wurde, von den Mitgliedern der Erinnerungsgemeinschaft durch die erinnernde Rede generiert,

³⁵ Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt 1985, S. 121, zitiert in: Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1999, S. 35.

³⁶ Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, S. 36.

³⁷ Vgl. Robyn Fivush, *Remembering and reminiscing: How individual lives are constructed in family narratives*, in: *Memory Studies*, 2008, 1(1), S. 49–58, hier S. 50.

ausgehandelt, bestätigt und tradiert wird.³⁸ Eine wesentliche Eigenschaft dieser gemeinsamen Vergegenwärtigung der Vergangenheit ist eine Deutungsoffenheit, die für eine Vielzahl von Mitgliedern genug Interpretationsraum lässt, die als geteilt vorgestellten Geschichten den individuellen Erfahrungen und Erinnerungen anzupassen:

Die einzelnen Familienmitglieder können durchaus verschiedene Versionen der ‚Familiengeschichte‘ im Gedächtnis haben – das ‚Familiengedächtnis‘ bildet aber einen Rahmen, der sicherstellt, dass sich alle Beteiligten an dasselbe auf dieselbe Weise zu erinnern glauben. Das Familiengedächtnis ist eine synthetisierende Funktionseinheit, die gerade mittels der Fiktion eines gemeinsamen Erinnerungsinventars die Kohärenz und Identität der intimen Erinnerungsgemeinschaft ‚Familie‘ sicherstellt.³⁹

Angela Keppler unterscheidet zwei Grundformen, in denen das Gruppengedächtnis entsteht: Zum einen Vergangenheitsrekonstruktionen die alltäglich und *en passant* geschehen, zum Beispiel während des Abendessen oder – wie Sam Wineburg ergänzt – vor dem Fernseher.⁴⁰ Zum anderen, und diese Form lässt sich eher mit den Interviewsituationen dieser Arbeit vergleichen, Rekonstruktionen, die bei Veranstaltungen stattfinden,

die *als solche* der Wiederbelebung einer jüngst oder längst vergangenen Zeit gewidmet [sind]. Erstere haben die Funktion, ein Bewusstsein der gemeinsamen, bzw. der gemeinsam als relevant erachteten Geschichten wachzuhalten. Letztere hingegen dienen der deutenden und wertenden Ausgestaltung vergangener Gegenwart und sind damit identitätsstiftend.⁴¹

Der Dialog zwischen Interviewerin und Interviewten in den Einzelgesprächen, aber auch zwischen allen Beteiligten der Familien- und Gruppengesprächen stellt genau solch einen sozialen Rahmen dar. Ich verstehe mich als wesentlichen Bestandteil der sozialen Situation ‚Interview‘, in der ich gemeinsam mit meinen Gesprächspartnern die empirische Grundlage dieser Forschungsarbeit generiert habe. Meine Gefühle den Personen gegenüber, meine Unsicherheiten und Sympathien haben ebenso die Gespräche beeinflusst, wie meine Fragen, Einwürfe und Mimik. Unterschiedliche Projektionen auf mich seitens der Interviewten

³⁸ Vgl. Angela Keppler, *Soziale Formen individuellen Erinnerns. Die kommunikative Tradierung von (Familien-) Geschichte*, in: Harald Welzer (Hg.), *Das Soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 137-159, hier S. 139.

³⁹ Dies., *Soziale Formen individuellen Erinnerns*, S. 141.

⁴⁰ Vgl. Sam Wineburg, *Sinn machen: Wie Erinnerung zwischen den Generationen gebildet wird*, in: Harald Welzer (Hg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 179-205, hier v.a. S. 200.

⁴¹ Angela Keppler, *Soziale Formen individuellen Erinnerns*, S. 147.

prägten genauso die Gesprächssituation wie meine Projektionen auf sie. Deswegen wurden bei der Analyse der Daten nicht nur die Aussagen der Gesprächspartner, sondern auch meine eigenen ausgewertet.⁴²

Doch nun zurück zu den Bezugsquellen des Geschichtsbewusstseins:

In Gruppengesprächen entsteht ebenfalls ein lebendiges Gedächtnis von Menschen, die verwandten Geburtsjahrgängen angehören. Karl Mannheim sah in Alterskohorten, die er in seinem Klassiker „Das Problem der Generationen“ von 1928, ‚Generationslagerungen‘ nannte, in den Worten Ulrike Jureits „zunächst einmal nur ein Potential, ähnliche Denk-, Gefühls- und Verhaltensweisen auszubilden.“⁴³ Damit aus einer ‚Generationslagerung‘ eine ‚Generation‘ werden konnte, brauchte es laut Mannheim eine gesamtgesellschaftliche Dynamik, die v.a. in historischen Umbrüchen gegeben sei. Langsame, allmähliche gesellschaftliche Veränderungen, die sich ohne große Brüche vollziehen, versteht Mannheim als „kontinuierliche Abwandlungen, in die nachfolgende Jahrgänge Schritt für Schritt hineinwachsen, ohne besonders sichtbar hervorzutreten. Generationenwechsel hingegen meint seiner Meinung nach einen rapiden, tief greifenden und oft auch konflikthaften Umbruch.“⁴⁴ Für Ulrike Jureit sind die so genannten ‚68er‘ die letzte (politische) Generation des 20. Jahrhunderts, die Mannheims Vorstellungen entspricht. Seitdem zählten weniger historische Zäsuren, als vielmehr lebensweltliche Bezugsgrößen wie ökonomische und soziale Bedingungen als generationsbildend. Die entscheidenden Differenz Erfahrungen seien Konsumgewohnheiten oder Medienereignisse (z.B. ‚Generation Golf‘ oder ‚Generation Ally‘).⁴⁵ Es gibt jedoch auch ‚stille‘ generationelle Erfahrungen, die nicht lautstark als generationelle Brüche proklamiert wurden. Eva-Marie Silies nennt dabei neben ihrem eigenen Untersuchungsgegenstand, dem Einfluss der Pille auf die Erfahrungen von Frauen in den 1960-70er Jahren, die Bildungsexpansion in derselben Zeit, welche ebenfalls vor allem

⁴² Vgl. beispielsweise Harald Welzer, Von Fehlern und Daten. Zur Rolle des Forschers im interpretativen Paradigma, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 14, 2/3, 1990, S. 153-174; Olaf Jensen, Zur gemeinsamen Verfertigung von Text in der Forschungssituation, in: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(2), 2000 [32 Absätze]; ders., Geschichte machen. Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien, Tübingen 2004; ders. und Harald Welzer, Ein Wort ergibt das andere, oder: Selbstreflexivität als Methode, in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 4 (2), 2003, [58 Absätze]; Karoline Tschuggnall, Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur, Gießen 2004.

⁴³ Ulrike Jureit Generationenforschung, Göttingen 2006, S. 29.

⁴⁴ Dies., S. 30.

⁴⁵ Vgl. dies., S. 96ff.

Frauen andere Zukunftsoptionen als noch ihren Müttern bot, sowie den Wandel der Erziehungsstile.⁴⁶ Eine weitere Neuentwicklung ist die Konzeption einer sozialstaatlichen Generation. Diejenigen, die bereits als Kinder vom Sozialstaat profitierten, entwickelten andere Zukunftsperspektiven als vorherige Kohorten. Zusätzlich sei diese Entwicklung weder durch Kriege noch durch massive wirtschaftliche Zusammenbrüche unterbrochen worden, was die Herausbildung von kollektiven Erfahrungen ermöglichte, sodass Lutz Leisering⁴⁷ und Heinz Bude den Sozialstaat zum dominanten generationsbildenden Referenzrahmen für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts erklärten.⁴⁸

Die Lebenslage benachbarter Geburtsjahrgänge ist in der Zeit des langen Friedens nach 1945 [...] durch den Auf- und Abbau wohlfahrtsstaatlicher Sicherungs-, Versorgungs- und Förderungsleistungen bestimmt. Weniger der Einschnitt von Kriegs-, Revolutions- und Inflationsereignissen als die Prozessierung durch Renten-, Bildungs- und Sozialhilfereformen ist für die Sozialstaatsgenerationen der Nachkriegszeit charakteristisch.⁴⁹

Die von mir interviewten Personen können grob als folgende generationelle Erfahrungsgemeinschaften mit je unterschiedlichen Erfahrungsräumen und Zukunftserwartungen eingeordnet werden:

*„Die Aufbaugeneration“:*⁵⁰ Die interviewten der ältesten Generation (G1) gehören den Geburtsjahrgängen 1921-1941 an und haben (mit zwei Ausnahmen) Kindheitserinnerungen an die Zeit der deutschen Besatzung Luxemburgs während des Zweiten Weltkriegs.⁵¹ Dieser Lebensabschnitt nimmt in den biographischen Erzählungen vieler Interviewter dieser

⁴⁶ Vgl. Eva-Marie Silies, *Die stille Generation mit der Pille. Verhütung als weibliche Generationserfahrung in England und der Bundesrepublik (1960-1975)*, in: Bernd Weisbrod (Hg.), *Historische Beiträge zur Generationsforschung*, Göttingen 2009, S. 77-116, hier S. 114.

⁴⁷ Vgl. Lutz Leisering, *Sozialstaat und demographischer Wandel*, Frankfurt am Main 1992; ders., *Wohlfahrtsstaatliche Generationen*, in: Martin Kohli, Marc Szydlík (Hg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Opladen 2000, S. 59-76.

⁴⁸ Vgl. dazu Jureit, *Generationsforschung*, S. 103ff.

⁴⁹ Heinz Bude, *„Generation“ im Kontext. Von den Kriegs- zu den Wohlfahrtsstaatsgenerationen*, in: Ulrike Jureit, Michael Wildt (Hg.), *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005, S. 28-44, hier S. 42.

⁵⁰ Für diese Generationenbezeichnung vgl. auch Mark Hillebrand, *Zwischen DDR-Vergangenheit und Zukunftserwartung im vereinten Deutschland. Einheitserzählungen verschiedener Generationen Ostdeutscher*, in: Jens Kroh, Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 46-61.

⁵¹ Tatsächlich sind unter den Interviewten dieser Familiengeneration ein Mann und eine Frau (Geburtsjahrgänge 1921 und 1924), die die Besatzungszeit als junge Erwachsene erlebt haben.

Generation einen großen Raum ein. Wichtiger für meine generationelle Charakterisierung und meine Fragestellung ist aber, dass sie zwar ihre Jugend und den Berufseintritt in einer noch schwierigen Aufbauphase nach dem Ende des Krieges erlebten, ihre weiteren Lebenserfahrungen jedoch durch großes wirtschaftliches Wachstum und stetigen Anstieg des Wohlstands geprägt waren. Im Unterschied zur Generation ihrer Kinder kannten sie zwar auch bescheidenere Lebensverhältnisse und politische Unsicherheit, hatten aber, nach eigener Aussage, in ihrer Jugend durchweg optimistische Zukunftserwartungen, soweit sie überhaupt konkret darüber nachdachten. Retrospektiv nach ihren Träumen in der Jugend befragt, sprachen recht viele dieser Generation von Wünschen, eine weiterführende Ausbildung machen oder bestimmte Berufe ausüben zu können, was ihnen aus verschiedenen Gründen (fehlende familiäre Unterstützung oder fehlende finanzielle Mittel) jedoch verwehrt blieb. Die meisten haben genaue Vorstellungen über die Lebensweise und die Lebenswege ihrer Vorfahren.

„Die Kinder des Wohlfahrtsstaates“: Die Frauen und Männer der mittleren Generation gehören den Geburtsjahrgängen 1952-1966 an und teilen damit Kindheitserinnerungen an den wirtschaftlichen Aufbau und stetiges Wirtschaftswachstum. Ihre Erzählungen enthalten in vielen Fällen eine Episode, in der das Bauen des elterlichen Hauses thematisiert wird. Die mittlere Generation ist darüber hinaus bereits durch eine größere Wahlmöglichkeit der Ausbildungen und Berufe geprägt. Viele der Lebensgeschichten bestehen daher aus Reflexionen und Evaluationen über die eingeschlagenen Lebenswege. Der Übergang von Schule in den Beruf verlief für die Interviewten ohne weitere Einschränkungen trotz Stahl- und Ölkrise (vgl. Kap. 4.1). Potentielle Arbeitslosigkeit war in den 1970er und 80er Jahren genauso wenig wie für ihre Eltern in den 1950er und 60er Jahren Teil ihres Erwartungshorizontes. Da die meisten Interviewten beruflich oder über ihre Ehepartner finanziell abgesichert sind, äußerte niemand Verunsicherungen oder existenzielle Sorgen für die eigene Zukunft. Im Gegenteil, einige haben konkrete Pläne für die Zeit der Rente, andere lassen die Zukunft auf sich zukommen. Zukunftsunsicherheiten sind aber aus dem Bekanntenkreis bekannt, v.a. bei Personen, die in der Industrie oder im Finanzsektor tätig sind. Die meisten von ihnen haben vergleichbar zu ihren Eltern, gute Kenntnisse der Lebensweisen und Lebenswege ihrer Vorfahren.

Den Interviewten der *jüngsten Generation* kann und möchte ich kein ‚Label‘ zuweisen. Sie gehören, bis auf eine Person, den Geburtsjahrgängen 1983-1993 an und haben vermutlich Kindheitserinnerungen an medial vermittelte Katastrophennachrichten (Umweltkatastrophen, Kriege, ‚9/11‘), aber auch wechselnde Wirtschaftslagen. Die Durchdringung des Alltags, der Schule und der Arbeit durch digitale Technologien dürfte für sie selbstverständlich sein. Dazu finden sich jedoch keine konkreten Hinweise in den Interviews. Von 13 Interviewten dieser Generation haben elf konkrete Vorstellungen darüber, was sie beruflich und privat in zehn Jahren erreicht haben möchten und sind auch nicht weiter besorgt darüber, ob ihnen dies auch gelingen werde. Zwei weitere Interviewte halten sich die Zukunft völlig offen, sind noch nicht entschieden und eine einzige Interviewte äußerte sich sehr besorgt über ihre berufliche Zukunft. Im Vergleich zu den anderen Generationen haben nur fünf der interviewten Jugendlichen detaillierte Kenntnisse über die Lebensverhältnisse und Lebensgeschichten ihrer Vorfahren.⁵²

⁵² Vgl. dieselbe Beobachtung bei Renée Wagener, *Familial Discussions in the Context of Memory Research on the Second World War*, S. 69-94.

1.3 Luxemburg als Forschungsfeld

Das gängige (soziologische) ‚*Masternarrative*‘ zur Luxemburger Zeitgeschichte beschreibt die wundersame Wandlung von einem armen, durch Landwirtschaft geprägten und von mächtigen Nachbarn bedrohten Land in einen *global player* der Stahlproduktion und zu einem internationalen Finanzstandort.⁵³ Nicht umsonst wurden ‚Die Hochöfen‘ und ‚Der Finanzplatz‘ in die Liste der Erinnerungsorte Luxemburgs aufgenommen.⁵⁴

Während sich die benachbarten europäischen Länder bzw. Regionen wie Lothringen, Wallonien und das Saarland in Folge der Stahlkrise der 1970er Jahre in einer wirtschaftlichen Abwärtsbewegung befanden, konnte in Luxemburg der Abbau industrieller Arbeitsplätze durch den zufällig parallel sich entwickelnden Aufschwung der Finanzwirtschaft kompensiert werden.⁵⁵ Dieser Bereich stellt zwar nur 11 % der Arbeitsplätze, bringt dem Luxemburger Staat aber die meisten Steuereinnahmen ein.⁵⁶ Der daraus entstandene Wohlstand sorgt dafür, dass Luxemburger pro Kopf innerhalb der Europäischen Union das höchste Bruttoinlandsprodukt (BIP) haben, das auch noch vergleichsweise gleich verteilt ist.⁵⁷ Der

⁵³ Vgl. Fernand Fehlen, Grenzüberschreitende räumliche Mobilität als Infragestellung der sozialen Aufwärtsmobilität. Überlegungen zur Entwicklung eines supranationalen Arbeitsmarktes in Luxemburg, in: *Cahier du Centre Universitaire, série ISIS, no. 3*, 1997, S. 41–56; ders., *Une petite société en mutation. Le Luxembourg entre ouverture et repli*, in: Gilbert Trausch (Hg.), *Le Luxembourg au tournant du siècle et du millénaire*, Luxemburg 1999, S. 113–129; ders., *Sozialstruktur und sozialer Wandel*, in: Helmut Willems et al. (Hg.), *Handbuch der sozialen und erzieherischen Arbeit in Luxemburg - Manuel de l'intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg*, Luxemburg 2010, S. 129–142.

⁵⁴ Vgl. die Einträge ‚D’Héichiewen‘ von Antoinette Lorrang, S. 215–220 und ‚D’Finanzplatz‘ von Marc Auxenfans, S. 227–232 in: Sonja Kmec et al., *Lieux de mémoire au Luxembourg. Usages du passé et construction nationale / Erinnerungsorte in Luxemburg. Umgang mit der Vergangenheit und Konstruktion der Nation*, Luxemburg 2007.

⁵⁵ Vgl. Michel Pauly, *Geschichte Luxemburgs*, München 2011, S. 108. Vgl. für eine kurzweiligere Zusammenfassung der luxemburgischen Geschichte und der politischen Zukunftsdebatten der letzten Jahre Jürgen Stoldt, *Luxemburg – Kern Europas*, in: *APuZ* 8/2008, S. 19–25 und ders., *Das luxemburgische Entwicklungsmodell auf dem Prüfstand*, in: *forum* 317, April 2012, S. 4–5.

⁵⁶ Vgl. Marco Wagener, *Wirtschaftliche Entwicklung und Veränderung der Arbeitswelt in Luxemburg*, in: Helmut Willems et al. (Hg.), *Handbuch der sozialen und erzieherischen Arbeit in Luxemburg - Manuel de l'intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg*, Luxemburg 2010, S. 235–259, hier S. 236.

⁵⁷ Vgl. dazu aktuelle Daten der EUROSTAT

<http://epp.eurostat.ec.europa.eu/tgm/graph.do?tab=graph&plugin=1&language=en&pcode=tec00114&toolbox=type> und

<http://epp.eurostat.ec.europa.eu/tgm/graph.do?tab=graph&plugin=1&pcode=tessi190&language=en&toolbox=type> [beide Seiten zuletzt abgerufen am 05. Dezember 2013]. Den Daten zufolge hat Luxemburg das mit Abstand höchste BIP pro Kopf, gefolgt von Qatar, Norwegen und der Schweiz, bei gleichzeitig unterdurchschnittlich niedrigem Gini Koeffizient, was auf eine recht breite Verteilung des BIP hinweist. In Norwegen ist dieser Wert noch deutlich besser, in der Schweiz ein wenig schlechter.

Preis ist jedoch – wie bereits in der Hochphase der Industrialisierung – die Abhängigkeit von einem einzelnen Sektor.⁵⁸

Der Wohlstand und die im europäischen Vergleich gut gefüllten Sozialkassen Luxemburgs hängen dabei nicht nur vom Finanzsektor ab, sondern auch von den Arbeitskräften der Nachbarländer. Da der inländische Arbeitsmarkt die Bedürfnisse an qualifizierten Arbeitskräften nicht decken kann, ist es seit den 1970er Jahren zu einem stetigen Anstieg der Zahl der sogenannten ‚Grenzpendler‘ gekommen, die täglich aus den angrenzenden Regionen nach Luxemburg kommen. 2010 arbeiteten 150 100 Grenzpendler im Großherzogtum, das sind 42 % der Arbeitnehmer.⁵⁹ Sie arbeiten hauptsächlich im Finanzsektor sowie den angrenzenden Dienstleistungsunternehmen und sind daher in Zeiten wirtschaftlicher Stagnation als erste von Entlassungen betroffen.⁶⁰ Die gut qualifizierten Grenzpendler sind gleichzeitig die größte Konkurrenz für Luxemburger Berufsanfänger. Laut Marco Wagener ist eine gewisse Spaltung der Wirtschaft und der Gesellschaft zu beobachten. In der Privatwirtschaft sind hauptsächlich Grenzpendler und ansässige Ausländer beschäftigt, während 42,6 % der arbeitenden Luxemburger Bevölkerung eine Anstellung bei öffentlichen Arbeitgebern suchen.⁶¹ (Vgl. Abb. 1)

⁵⁸ Vgl. Marco Wagener, *Wirtschaftliche Entwicklung und Veränderung der Arbeitswelt in Luxemburg*, S. 235.

⁵⁹ Vgl. Jean Ries, *Les mutations de l'emploi*, in: *Luxembourg un demi-siècle de constantes et de variables, 50 ans STATEC*, Luxembourg 2013, S. 68-73, hier S. 69. Vgl. weiter zum Thema: Christian Wille, *Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SaarLorLux*, Frankfurt am Main 2012.

⁶⁰ Vgl. Isabelle Pigeron-Piroth, *Le secteur public*, in: *Economie et Statistiques. Working papers du STATEC*, 34 (Dezember) 2009, S. 1–34, hier S. 3.

⁶¹ Vgl. Marco Wagener, *Wirtschaftliche Entwicklung und Veränderung der Arbeitswelt in Luxemburg*, S. 243. Ein Vergleich bei Eurostat zeigt, dass Luxemburg damit erneut die europäische Liste anführt. In Deutschland arbeiten z.B. 30,5%, in Frankreich 36,8%, in Belgien 37,4 %, in Norwegen 39,4 % und in der Schweiz 31,4 % der arbeitenden Bevölkerung im ‚Non-Market‘ Sektor. Vgl.

http://epp.eurostat.ec.europa.eu/statistics_explained/index.php?title=File:Employed_persons_economic_activity_2012.png&filetimestamp=20130523151716#file [zuletzt aufgerufen am 04.01.2014].

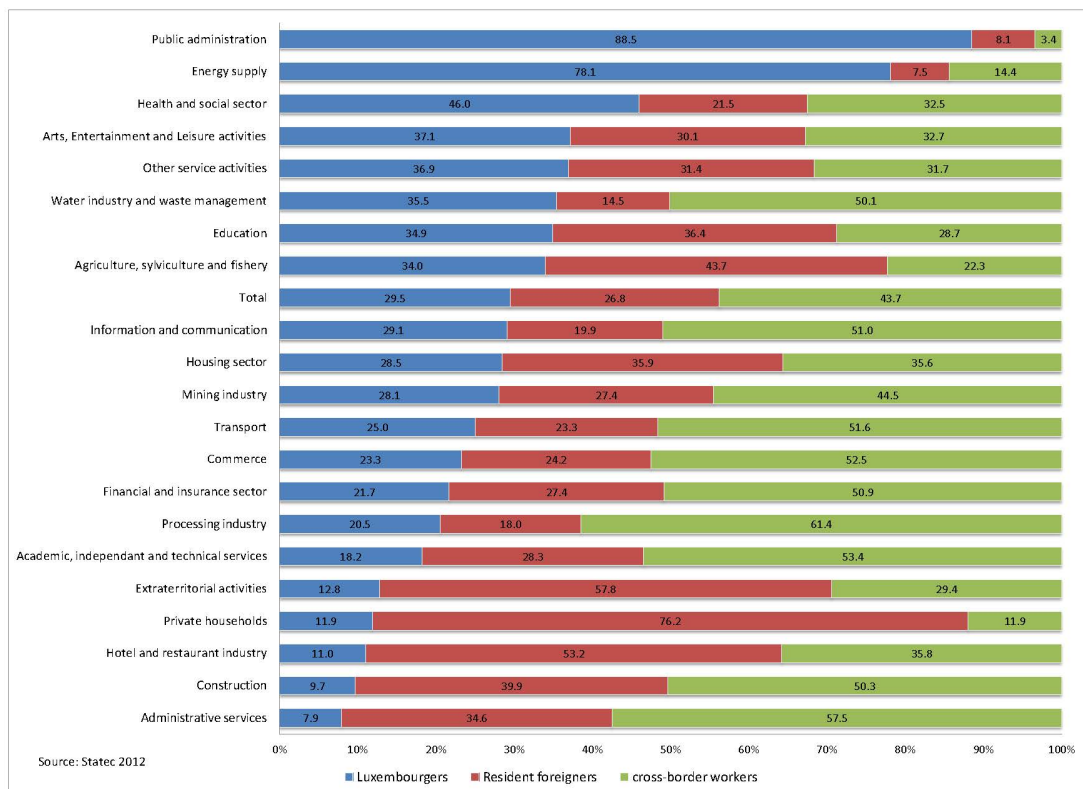


Abb. 1.: Der Anteil der Arbeitnehmergruppen innerhalb der verschiedenen Sektoren. Aus: Anne Franziskus, *Getting By in a Multilingual Workplace: The Language Practices, Ideologies and Norms of Cross-Border Workers in Luxembourg*, unveröffentlichte Doktorarbeit an der Universität Luxemburg, 2012, S. 36.

Dieser Bereich wird auch der ‚geschützte Sektor‘ genannt (*secteur protégé*) und besteht aus den Bereichen des öffentlichen Dienstes, die Beamten, und damit Luxemburger Staatsbürgern vorbehalten ist, sowie dem parastaatlichem Bereich, in dem in der Regel die Beherrschung der drei Landessprachen (Luxemburgisch, Französisch und Deutsch) Einstellungsvoraussetzung ist.⁶² Der Publizist Jürgen Stoldt beschreibt diese „weltweit wahrscheinlich einmalige Aufgabenverteilung“ folgendermaßen:

Die ‚Einheimischen‘ sorgen (über die Verteilungsmechanismen und Regelungskraft des Staates und seiner Gesetze) gewissermaßen für die Rahmenbedingungen, unter denen die ansässigen bzw. täglich einfahrenden ‚Ausländer‘ den gesamtgesellschaftlichen Wohlstand erwirtschaften.⁶³

⁶² Vgl. Paul Zahlen, *Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik*, in: H. Willems et al. (Hg.), *Handbuch der sozialen und erzieherischen Arbeit in Luxemburg - Manuel de l'intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg*, Luxembourg 2010, S. 323-328, hier S. 323.

⁶³ Jürgen Stoldt, *Woher, wohin? Die luxemburgische Gesellschaft braucht ein gemeinsames Projekt*, in: *forum* 271, November 2007, S. 21-23, hier S. 21.

Doch auch wenn die Arbeitsverhältnisse in Luxemburg im europäischen Vergleich sehr gut sind – so waren einer Erhebung der STATEC aus dem Jahr 2010 zufolge befristete Arbeitsverträge und Teilzeitbeschäftigung deutlich seltener als im europäischen Durchschnitt⁶⁴ - ist es dennoch zu einem Anstieg der Arbeitslosigkeit gekommen.⁶⁵ Dabei scheint v.a. die Jugendarbeitslosigkeit strukturellen Charakter anzunehmen, was v.a. auf die unterdurchschnittlich hohe Zahl der Abiturienten zurückgeführt wird.⁶⁶

⁶⁴ 6,8 % befristete Verträge in Luxemburg gegenüber einer Quote von 14,8 % in der EU-15 und 17,8 % Teilzeitbeschäftigung gegenüber einer Quote von 20,9 % in der EU-15. Vgl. Paul Zahlen, *Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik*, S. 324.

⁶⁵ Im Jahr 2000 betrug die Zahl der Arbeitslosen in Luxemburg 2,4 %, im Jahr 2012 6,1 %. Vgl. Luxemburg in Zahlen 2013, STATEC, S. 12.

⁶⁶ Laut Paul Zahlen hatten im Jahr 2007 nur etwa 70 % der Bevölkerung in der Altersklasse von 20-24 Jahren die obere Stufe des Sekundarunterrichts erreicht. In Belgien und Frankreich waren es über 80 %. Vgl. Paul Zahlen, *Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik*, S. 325.

1.4 Aufbau der Arbeit

Nach dieser kurzen Einführung in die Fragestellung und den luxemburgischen Kontext dieser Arbeit, folgt in Kapitel 2 eine Übersicht der empirischen Grundlage. Anschließend wird in Kapitel 3 das Gerüst der analytischen Kapitel 4 und 5 geschaffen. Ich wende mich darin dem Geschichtsbewusstsein zu, wie es sich in den Interviews finden lässt. Historische Sinnbildungsmuster (Fortschrittsnarrativ, Abstiegsnarrativ und Permanenz im Wandel) zeigen an, wie die Interviewten sich ihr Leben und das ihrer Vor- und Nachfahren in einer sich wandelnden Welt erklären. Die historischen Sinnbildungsmuster werden durch sprachliche Realisierungsmuster verstärkt. Dabei handelt es sich um Affirmationen, die bestimmte Lesarten des sozialen Wandels normativ festschreiben, kontrafaktische Aussagen, die alternative Realitäten imaginieren und Abwägungen, mit denen die Vor- und Nachteile der generationell unterschiedlichen Erfahrungen verglichen werden. Im letzten Teil des Kapitels konzentriere ich mich auf (vergangene) Zukunftserwartungen und diskutiere die Aussagen der Interviewten der Enkelgeneration im Kontext jugendsoziologischer Forschungsergebnisse. Abschließend werden drei Jugendliche und ihre Vorstellungen zur Gestaltbarkeit der eigenen Zukunft einander gegenüber gestellt.

Bei der Analyse der historischen Sinnbildungsmuster konnten drei Deutungsmuster herausgearbeitet werden. Dabei handelt es sich um Erzählungen vom Wandel der Arbeitswelt, Vorstellungen zum Lebensstandard in Luxemburg und seine zukünftige Entwicklung und abschließend Geschichten vom Wandel der Entscheidungsfreiheiten und – spielräume. Diese Deutungsmuster und ihre intra- und intergenerationelle Aushandlung sind Thema von Kapitel 4. Als zweiten Teil des Abschnittes zu den Lebensstandards in Luxemburg wende ich mich den Reaktionen der Interviewten auf die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ zu. In den analysierten Diskussionen verbinden sich historische Sinnbildungsmuster und das vorher analysierte Deutungsmuster mit der Schwierigkeit der Interviewten, ein rechtes Maß für ‚gutes Leben‘ in Luxemburg zu finden.

Kapitel 5 handelt abschließend von familienspezifisch geteilten Einstellungen zu Handlungsoptionen, Möglichkeitsräumen und der individuellen Gestaltbarkeit der eigenen Zukunft. Anhand von vier Einzelfällen möchte ich zeigen, wie sich diese Einstellungen, die mit

der Familiengeschichte in Verbindung gebracht werden oder auch nicht, auf die jeweilige Haltung der Familienmitglieder und ihre Zukunftsperspektiven auswirkt.

2 Methoden

Diese Dissertation entstand im Rahmen der vergleichenden Projekte ‚LUXFUT – Futures and Pasts in Transition. Family Conversations on Occupational and Personal Ambitions and Perspectives in Luxembourg‘ (2009-2011), angesiedelt an der Universität Luxemburg unter der Leitung von Sonja Kmec und ‚The Comparative Family History Project. Family Narratives on Work Biographies in International Comparison‘, angesiedelt an der Emory University Atlanta und dem Kulturwissenschaftlichen Institut Essen unter der Leitung von Brad Shore und Harald Welzer. Aufgrund der in den Projekten angelegten geplanten Vergleichbarkeit der Ergebnisse, gab es methodische Vorgaben, die sich wiederum an einem älteren Projekt unter der Leitung von Harald Welzer orientierten.⁶⁷ Diese Vorgaben betreffen v.a. den Zugang zu den Interviewpartnern, das Führen von Drei-Generationen-Interviews, die Fragestellung und die Auswertung der Daten mittels der Qualitativen Inhaltsanalyse und der Hermeneutischen Dialoganalyse.

Für diese Dissertation wurden zusätzlich Gruppeninterviews mit Alterskohorten geführt, die von der Altersstruktur her den Familiengenerationen entsprachen.⁶⁸ Methodisch neu am vergleichenden Projekt war die Verwendung von sogenannten ‚Timelines‘, visuelle Darstellungen der Lebensgeschichte durch die Interviewten.

Im weiteren, zeitlich stark versetzten Projektverlauf entwickelten sich die Schwerpunkte der einzelnen Nationalstudien (Luxemburg, Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika) jedoch so unterschiedlich, dass ein vollständiger Vergleich im Rahmen dieser Dissertation nicht mehr möglich ist.

⁶⁷ Dabei handelt es sich um die qualitative Mehrgenerationenstudie ‚Tradierung von Geschichtsbewusstsein‘ des Psychologischen Instituts der Universität Hannover (1997-2000).

⁶⁸ Hierbei orientierte ich mich an dem ebenfalls auf Gruppeninterviews basierenden Projekt ‚Vergleichende Tradierungsforschung‘. Vgl. dazu Harald Welzer (Hg.), Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis, Frankfurt a.M. 2007.

2.1 Erhebungsmethoden

2.1.1 Die Entstehung der Stichproben

Eine erste Auswahl entsteht im Forschungsprozess bereits bei der Erhebung der Daten: Welche Variablen sind für das Profil der Interviewpartner relevant und wie erfolgt der Zugang zu den Interviewpartnern?⁶⁹ Aufgrund der Vorgaben des vergleichenden Projektes wurde folgendes Profil der zu befragenden Personen festgelegt:

- Es sollte sich um Familien handeln, bei denen drei Generationen (also Großeltern, Eltern und Enkel) häufigen Kontakt zueinander pflegten, damit die Arbeit am Familiengedächtnis beobachtbar sein würde.
- Die Enkel sollten ursprünglich nicht älter als 18 Jahre sein. Im Laufe der Zeit wurde von diesem Alter öfters abgewichen, da es zum einen nicht so viele Familien gab, die diesem Profil entsprachen, zum anderen, weil sich herausstellte, dass ältere Jugendliche eher bereit waren, sich interviewen zu lassen. Das Alter der Enkel wurde festgelegt unter der Annahme, dass sich Jugendliche in diesem Alter in der Transition von Schule und Familie zu Ausbildung/Berufstätigkeit befinden würden und sich entsprechend viele Gedanken über ihre Zukunft machen würden.
- Es sollte sich weiterhin um Familien handeln, die in Luxemburg leben, idealerweise gleich verteilt in allen Regionen des Landes (Zentrum, Stadt Luxemburg, Norden, Süden, Westen, Osten) und die sozialen Milieus widerspiegeln.
- Von mindestens zwölf interviewten Familien sollten zwei eine Migrationsgeschichte vorweisen. Auf diese Weise sollte eine maximale Variation innerhalb der Stichprobe gewährleistet werden.
- Schließlich sollten vier Gruppen interviewt werden, bei denen es sich um Alterskohorten handelte. Auch von dieser Vorgabe wurde abgewichen, weil ich es für sinnvoller hielt, in etwa dieselben Alterskonstellationen in den Gruppen wie in den einzelnen Familiengenerationen vorzufinden. Ziel der Gruppeninterviews war es, kontrastierend zur Arbeit am intergenerationell arbeitenden Familiengedächtnis,

⁶⁹ Vgl. dazu Hans Merkmens, *Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion*, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg 2009, S. 286-299.

intragenerationelle Aushandlungen beobachten zu können, die nicht generationelle Unterschiede als Reibungsgrund vorweisen würden, sondern Unterschiede im Milieu. Idealerweise würde es sich also bei den Gruppen um altersmäßig homogene Kohorten handeln, die einen gewissen allgemeinen Erfahrungsraum teilten, der jedoch unterschiedliche soziale Rahmungen vorweisen würde.

In einem nächsten Schritt wurden Projekt- und Profilbeschreibungen (siehe Anhang) an Schlüsselpersonen aus meinem privaten und beruflichen Umfeld geschickt, über die ich hoffte, Zugang zu Familien zu finden, die dem gesuchten Profil entsprachen. Sobald eine Familie Interesse äußerte, schickte ich ihnen ebenfalls eine Projektbeschreibung. Die Kontaktaufnahme erfolgte in der Hälfte der Fälle über Familienmitglieder (Mutter, Tanten und Onkel, Cousins und Cousinen meiner Mutter, meine Cousins und Cousinen etc.), die ihre Freunde und deren Familien für die Interviews gewinnen konnten.⁷⁰ Dies hatte zur Folge, dass mir als Interviewerin, obwohl ich mit Ausnahme zweier Vertreterinnen der Großelterngeneration (Marianne Bach und Marie-Thérèse) keine der interviewten Personen jemals vorher gesehen hatte, ein großes Vertrauen entgegengebracht wurde. Auf diese Weise wurden sieben Familien rekrutiert. Nach jedem Interview bat ich die Interviewten, ob sie mir weitere Familien vermitteln könnten. Mit diesem Schneeballprinzip wurden drei weitere Familien rekrutiert. Drei zusätzliche Familien fanden sich über Arbeitskollegen und -kolleginnen. Parallel wurde ein Aushang an der Universität Luxemburg mit der Projekt- und Profilbeschreibung veröffentlicht, und Schlüsselpersonen in Ausländervereinigungen kontaktiert, jedoch ohne Erfolg. In der Summe wurden 13 Familien interviewt.

Für die Gewinnung von Interviewpartnern für die Gruppeninterviews schrieb ich gezielt bereits interviewte Personen der jeweiligen Generationen an, die in den Familieninterviews dadurch aufgefallen waren, dass sie aktiv und offensichtlich mit Freude mitgemacht hatten, und bat sie um einen weiteren Gesprächstermin, diesmal mit ihren Freunden oder Bekannten. Bei der Großelterngeneration fand sich sogleich eine Gruppe, bei der

⁷⁰ Es durfte keine direkte Verwandtschaft zwischen mir und den interviewten Personen bestehen, da die Gefahr bestand, dass Geschichten nicht vollständig erzählt würden, weil man ja auf einen gemeinsamen Wissens- und Erinnerungsbestand zurückgreifen könnte. Nichtsdestotrotz verwiesen einige wenige Interviewte in vereinzelt Fällen auf die Schlüsselpersonen oder auf Personen meiner erweiterten Familie, von der sie annahmen, dass ich deren Geschichte kannte, was nicht immer der Fall war.

Elterngeneration führte ich zwei Interviews, von denen hier jedoch nur eines verwendet wurde.⁷¹ Die Enkel waren am schwierigsten dazu zu bewegen, sich erneut interviewen zu lassen, sei es aus organisatorischen Gründen (dass sie z.B. an ihre Studienorte zurückgekehrt waren) oder einfach, weil kein Interesse mehr bestand. Eine Gruppe konnte jedoch schließlich gewonnen werden. In der Summe wurden also vier Gruppeninterviews geführt, von denen aber nur drei in die Auswertung einfließen.

Zusammenfassend wurden 13 Familieninterviews und vier Gruppeninterviews (also 56 einzelne Interviews) mit einer Gesamtdauer von gerundet 49 Stunden und 30 Minuten im Jahr 2009 und 2011 in Luxemburg in luxemburgischer Sprache von mir geführt und aufgenommen.

2.1.2 Die Interviews

In Anlehnung an die Vorgängerprojekte wurden mit den Großeltern, Eltern und Enkeln einer Familie jeweils Einzelgespräche und anschließend ein gemeinsames Familiengespräch geführt. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen der Gruppeninterviews wurden ausschließlich zusammen interviewt, mit Ausnahme der Schlüsselpersonen, die bereits im Familienkontext alleine und mit ihren Familien interviewt worden waren.

Die Interviews mit den Familien wurden alle bei den interviewten Personen geführt, meistens bei den Großeltern zuhause; zuerst die Einzelgespräche, beginnend mit der Großelterngeneration, dann die Elterngeneration und zuletzt die Enkelgeneration.

Anschließend wurde das Familiengespräch geführt. Die Gruppengespräche wurden bei den Schlüsselpersonen zuhause geführt, die auch die anderen Gesprächsteilnehmer aus ihrem Freundes- und Bekanntenkreis ausgewählt hatten.

Zumeist zu Beginn eines Gespräches wurde ein Fragebogen ausgefüllt, in dem Daten zu Alter, Geburtsort und aktuellem Wohnort, sowie Familienstand, Anzahl der Kinder, Bildungsabschlüsse und Berufe gesammelt wurden, um einen Eindruck vom sozio-ökonomischen Hintergrund der Interviewten zu bekommen.

⁷¹ Bei den angeschriebenen Kontaktpersonen der Elterngeneration meldeten zwei Frauen aus den Familieninterviews Interesse an. Ich machte beide Interviews, entschied mich jedoch dafür, nur eines von beiden Interviews zu verwenden, um zu vermeiden, dass ein Übergewicht an Daten aus dieser Alterskohorte entstände. Das Kriterium bei der Auswahl zwischen den beiden Interviews war die inhaltliche Diversität.

Nicht nur in den Gruppen- und Familiengesprächen, auch in den Einzelgesprächen wurden die Lebensgeschichten der interviewten Personen gemeinsam zwischen den Interviewten und mir verfertigt. Nicht nur gab ich als Interviewerin den thematischen Anstoß für die Gespräche, ich habe sie durch Nachfragen, Kommentieren und verbale sowie non-verbale Reaktionen auf das Erzählte zusätzlich geprägt. In diesem Moment erzählten die interviewten Personen ihre Lebensgeschichten mir allein und niemand anderem. Somit richteten sie die Handlung und die Auswahl der zu erzählenden Episoden (bewusst oder unbewusst) auf mich als Zuhörerin aus.⁷² Neben den lebensgeschichtlichen Erzählungen, die in der Regel aus langen Monologen der Interviewten bestanden, generierten die Interviewten und ich, v.a. durch meine gezielten Gesprächsaufforderungen – z.B. die Lebenssituation ihrer Vor- und Nachfahren sowie ihre Zukunftserwartungen mit denen ihrer Kinder oder Enkelkinder zu vergleichen – Äußerungen, die hauptsächlich in der Form von Überzeugungen, Meinungen und Unsicherheiten formuliert wurden. Stilistisch sind diese beiden Teile der Einzelgespräche recht unterschiedlich, v.a. bei der Großelterngeneration, die noch das größte Repertoire an klassisch aufgebauten Geschichten bieten konnten, d.h. Erzählungen, die einen Anfang, einen Mittelteil und einen Schluss aufweisen.

Angela Keppler hat ihre Untersuchungen zum Familiengedächtnis mit Aufnahmegeräten ohne die Anwesenheit von Interviewern durchgeführt. Ist dies bereits ein externer Eingriff in die Gesprächssituation, so handelt es sich bei der Gesprächsführung dieser Forschungsarbeit erst recht um eine künstliche Gesprächskonstellation: die Familie ist in der hier vorzufindenden Konstellation, in der neben der Interviewerin jeweils nur ein Mitglied von jeder Familiengeneration vertreten war, eben nicht in der Umgebung, in der beiläufig und absichtslos über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft gesprochen wird. Das gleiche gilt für die Gruppengespräche, in denen mehr oder weniger gleichaltrige Freunde und Verwandte von einer der Personen eingeladen wurden, an der Gesprächsrunde teilzunehmen. Der Anstoß, sich zu erinnern, Geschichten zu erzählen, oder seine Meinung zu Thesen zu äußern, kam trotz aller innerfamiliärer und gruppeninterner Kommunikation von mir. Ohne mich wäre ein solches Gespräch in genau dieser Form wahrscheinlich nie zustande gekommen. Den Familien- und Gruppenmitgliedern war bewusst, dass die Treffen dazu

⁷² Vgl. dazu Karoline Tschuggnall, Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur, Gießen 2004.

dienten, über gemeinsame Erinnerungen zu sprechen, sodass die Konstellationen noch am ehesten Keplers ‚Familienveranstaltungen‘ ähnelten, in deren Rahmen bewusst Erinnerungen aufgefrischt und ausgehandelt werden. Dass dies der Fall ist, wurde gelegentlich durch Äußerungen deutlich, in denen die Interviewten bemerkten, dass sie darüber erst neulich oder öfter miteinander gesprochen hätten.

Die Einzelgespräche

Bei den Einzelgesprächen mit den Familienmitgliedern handelt es sich um teilstandardisierte, narrative Interviews (siehe Anhang).⁷³ Sie bestanden aus einem biographisch-familienhistorischen Teil, in dem ich die Teilnehmer bat, mir zu erzählen, was sie noch von ihren Vorfahren wüssten, und mir von ihrem eigenen Leben zu erzählen. In einem zweiten Teil stellte ich gezielt Fragen, die jedoch auch in den biographischen Teil eingeflochten werden konnten, wenn es thematisch passte, oder die ganz wegfielen, wenn die Interviewten die Themen von alleine ansprachen. Ich fragte die Interviewten nach ihren eigenen (vergangenen) Zukunftserwartungen, was ihre Träume sind oder waren, wo sie sich in zehn Jahren sehen würden, wer ihre Vorbilder in der Familie oder Gesellschaft sind und wie sie die (vergangenen) Zukunftserwartungen der verschiedenen Generationen ihrer Familie einschätzten. Die Fragen variierten gelegentlich; zum Beispiel fiel die Frage danach, wo sie sich in zehn Jahren sehen würden, bei vielen Interviewten der Großelterngeneration weg oder wurde umgewandelt in die Frage ob sie Pläne für die Zukunft hätten.

Die Gespräche wurden damit beendet, dass ich die Interviewten bat, die markantesten Momente ihres bisherigen Lebens und Pläne für die Zukunft auf einem Zeitstrahl einzutragen. Dabei waren ihnen Form und Aussehen selber überlassen. Das Zeichnen des eigenen Lebens als Zeitstrahl, löste bei den meisten Interviewten erneute Reflexionen über ihr Leben und den darin enthaltenen Momenten vergangener Zukunftserwartungen aus, die ebenfalls aufgenommen wurden. Lesley Anne Bleakney, Jens Kroh und ich erstellten gemeinsam eine Typologie der Zeitstrahle. Wir unterteilten die gezeichneten Zeitstrahle nach ihrem Aussehen in einen ‚linearen Stil‘, einen Stil von ‚ups-and-downs‘, den

⁷³ Für einen Überblick zum Thema ‚Narrative Interviews‘, vgl. Christel Hopf, *Qualitative Interviews – ein Überblick*, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg 2009, S. 349-360.

„geschriebenen Zeitstrahl“ und den „graphischen Stil“. ⁷⁴ In meinem Sample haben alle Interviewten mit Ausnahme von sechs Personen der Großelterngeneration (Bach, Mertens, Heinen, Weber, Pisani, Muller) einen Zeitstrahl gezeichnet. Dabei entstand folgende Verteilung:

	Großelterngeneration (G1)	Elterngeneration (G2)	Enkelgeneration (G3)
Linearer Stil (15)	3	6	6
<i>Ups and downs</i> (11)	2	5	4
Geschriebener Z. (4)	3	0	1
Graphischer Stil (5)	1	2	2

Die Familiengespräche

Eingeleitet wurden die Familiengespräche mit der Ankündigung, dass ich zwar Fragen stellen bzw. Themen zur Diskussion stellen würde, die Antworten jedoch nicht prinzipiell an mich gerichtet sein sollten; stattdessen sollten die Familienmitglieder v.a. untereinander diskutieren, was in den meisten Fällen nach ein paar Minuten gut klappte – vor allem dann, wenn sich die Familienmitglieder nicht einig waren.

In den Vorgängerprojekten wurden Fotos oder Filme als gesprächsgenerierende Elemente verwendet. Bei dieser Arbeit wurde die Redewendung „*Eis Kanner sollen et emol besser hun wéi (?) mir*“ (dt.: „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“) und seine Gültigkeit in der Gegenwart zur Diskussion gestellt. Mit Hilfe dieser Redewendung konnten bereits in den vergleichenden Projektarbeiten in den USA und Deutschland erfolgreich Diskussionen unter den Familienmitgliedern über sozio-ökonomischen Wandel und generationell unterschiedliche Lebensbedingungen ausgelöst werden.

Anschließend gab ich, vergleichbar den Einzelinterviews, noch weitere Gesprächsanreize, falls die erhoffte Diskussionsdynamik durch die Redewendung nicht erreicht wurde. So forderte ich die Familienmitglieder konkret auf, erneut die (vergangenen)

⁷⁴ Lesley Anne Bleakney, Jens Kroh und ich stellten die von uns gemeinsam entwickelten Typen während der Tagung *Grand Narratives and Peripheral Memories* des Projektes Lux-ID in Luxemburg unter dem Titel "Methodological Tools in the Comparative Analysis of Family Narratives on Occupational Biographies in Luxembourg, Germany and the USA" am 28.11.2009 vor. Für eine ausführliche Beschreibung der Typen vgl. Kapitel VI. Methodological Research Results in: Lesley Anne Bleakney, *Future in the Making*, S. 210 ff.

Zukunftserwartungen der einzelnen Generationen der Familie zu vergleichen. Auf diese Weise konnte ich die isolierten Antworten der einzelnen Familienmitglieder aus den Einzelinterviews mit der Aushandlung der potentiell unterschiedlichen Meinungen zu diesem Thema vergleichen. Weitere vertiefende Fragen ergaben sich zumeist spontan während der Gesprächssituation.

Die Gruppeninterviews

Auch in den Gruppeninterviews machte ich deutlich, dass die Teilnehmer und Teilnehmerinnen v.a. untereinander diskutieren sollten. Es wurden einige neue Fragen und Gesprächsanreize eingeführt, aber auch die aus dem Familiengespräch bereits bekannte Redewendung, sodass hier ein direkter Vergleich zwischen inter- und intragenerationellen Aushandlungen des Themas beobachtet werden konnte. Ich begann das Gespräch mit der Frage, woher sich die Teilnehmer kannten. Anschließend fragte ich sie, ob sie in ihrer Jugend (mit ca. 20 Jahren) optimistisch in die Zukunft geschaut hätten. Bei der Alterskohorte der Enkel fragte ich direkt, ob sie in diesem Moment optimistisch in die Zukunft schauen würden.

2.1.3 Datenaufbereitung

Die Interviews wurden alle mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgenommen und anschließend in anonymisierter Form von externen Transkriptorinnen verschriftlicht. Diese Mitarbeiterinnen mussten, bevor sie die Audiodateien erhielten, eine Verschwiegenheitsklausel unterschreiben, die sie zu Stillschweigen verpflichtete, falls sie die Identität der Interviewten aus den Interviews heraus ableiten konnten. Ebenso verpflichtete ich mich schriftlich, die Identität der Gesprächspartner geheim zu halten und die Audiodateien und (nicht-anonymisierten) Transkripte niemandem ohne die Erlaubnis der Interviewten zugänglich zu machen (siehe Anhang).

Die Interviewtranskripte wurden einzeln und nach Familie bzw. Gruppe sortiert benannt. Diese Dateinamen bestehen aus folgenden Elementen:

Abkürzung	Bedeutung
-----------	-----------

F	Familie
1, 2, usw.	Nummer der Familie
G-1	Großeltern der G1
G0	Eltern der G1
G1	Großelterngeneration
G2	Kinder der G1
G3	Enkel der G1
AK	Alterskohorte
Ahles u.ä.	Familienpseudonym
2-4 u.ä.	Zeilennummer im Transkript

Die Transkriptionsregeln sind wie folgt:

Symbol	Bedeutung
.	Kurze Sprechpause
...	Längere Sprechpause
[...]	Ausgelassener Text
[unv.]	Anmerkungen der Transkriptorin, hier z.B. unverständlich
#	Unterbrechung durch einen anderen Sprecher, eine andere Sprecherin
/	Selbstunterbrechung
(Interviewerin: Aber wie/)	Anderer Sprecher, hier zum Beispiel der Versuch der Interviewerin zu Wort zu kommen.

Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werden die original luxemburgischen Texte im Fließtext stehen und die deutsche Übersetzung in einer Fußnote.

2.2 Auswertungsmethoden

Die transkribierten Interviews wurden in das computergestützte Analyseprogramm MAXQDA eingespeist und anschließend in Anlehnung an die Vorgehensweise der Grounded Theory bearbeitet und analysiert.⁷⁵ In einem ersten Lesedurchgang wurden erste Gedanken, Ideen und Verbindungen zwischen einzelnen Interviewtexten in Form von Memmos festgehalten. In Form von offenem Codieren wurden die ersten Interviewtranskripte einem zweiten Lesedurchgang unterzogen, wobei aus den Texten heraus induktiv Codes gebildet wurden. Dieser Vorgang wiederholte sich bei jedem neuen Interviewtranskript, wobei die Codes differenzierter wurden. Durch einen Binnenvergleich der so gebildeten Codes wurden erste vorläufige Kategorien gebildet, die verwandte Codes unter sich versammelten und in der Regel eine differenziertere Abstraktionsebene darstellten. Diese Kategorien konnten auch sprachlich-stilistische Elemente abbilden, zumeist aber inhaltliche Elemente, wie Lebensgeschichten, Schilderungen des sozialen Wandels, Deutungsmuster etc. Hierbei wurde schnell die Problematik sichtbar, die verschiedenen Bedeutungsebenen zu trennen: So wurden Codes gebildet, die z.B. indirekt über den subjektiv und retrospektiv wahrgenommenen Einfluß des sozialen Wandels auf das Leben der Interviewten Auskunft gaben; diese mußten aber streng unterschieden werden von Aussagen, die eine *Meinung* der Interviewten zu bestimmten Aspekten des sozialen Wandels zum Ausdruck brachten. Diese und ähnliche Unterscheidungen waren ein konstanter Bestandteil des Auswertungsprozesses. Durch regelmäßige kategorien- und codeinterne Vergleiche wurden diese verfeinert, umsortiert oder unter neue Kategorien einsortiert, einige Codes wurden mit der Zeit auch aussortiert, da sie nicht relevant für die Beantwortung der Fragestellung waren.

Neben diesem Verfahren war die Hermeneutische Dialog Analyse (HDA, eine Weiterentwicklung durch Harald Welzer der Objektiven Hermeneutik von Oevermann et al.) ein wichtiger Bestandteil bei der Herausarbeitung von weiteren Codes aus den Interviewtranskripten. Die eigentliche Zielsetzung der HDA ist "die Interaktion aller

⁷⁵ Vgl. B.G. Glaser & A. Strauss, Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung, Bern 1998. Für einen zusammenfassenden Überblick vgl. Andreas Böhm, Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch, Reinbeck bei Heimburg 2000, S. 475-485.

Beteiligten mit ihren wechselseitig antizipierten Erwartungen, ihren gegenseitigen Beobachtungen und formalen wie inhaltlichen Interaktionsnormen in den Blick zu nehmen."⁷⁶ In sieben Analyseschritten werden einzelne Textabschnitte / Interakte von mindestens drei Personen (im Falle dieser Arbeit waren das Sonja Kmec, Claudia Lenz und ich) nach bestimmten Kriterien hin befragt. Als erstes wird der inhaltliche Kontext des zu untersuchenden Interaktes geklärt (Ebene 0 = Kontext, Leitfrage: Was ist passiert?⁷⁷); anschließend werden in Form einer Paraphrasierung des Gesagten den intendierten Aussagen nachgespürt (Ebenen 1 = Paraphrase, Leitfrage: Was sagt der Sprecher gemäß dem Wortlaut? und Ebene 2 = Intentionale Aussage, Leitfrage: Was will der Sprecher sagen?). Bereits hier wurde deutlich, wie unterschiedlich eine Aussage verstanden und gedeutet werden kann. Dieser Analyseschritt war nicht immer leicht von der Frage nach den nicht-intentionalen Aussagen der Sprecher zu trennen (Ebene 4 = nicht-intentionale Aussagen, Leitfrage: Was bringt der Sprecher nicht-intentional zum Ausdruck?). Aber gerade hier zeigt sich der Mehrwert des gemeinsamen Analysierens in der Gruppe. In einem nächsten Schritt wird die Interaktion zwischen den Gesprächspartnern (inklusive der Interviewer) analysiert: Wer hat Redeautorität, wie beeinflusst das Gesagte die darauffolgende Reaktion der Beteiligten etc. (Ebene 3 = Interaktion); in einem späteren wird diesbezüglich nach wiederkehrenden Gesprächsstrukturen gesucht (Ebene 5 = Allgemeine Gesprächsstruktur, Leitfrage: Gibt es eine verallgemeinerbare Struktur?). Abschließend werden dem untersuchten Interakt innewohnende Verweise auf bestehende Theorien notiert (Ebene 6 = Theorien, Leitfrage: Gibt es Verbindungen zu (Sozialisations-)Theorien?). Während der Codierprozess hilft, das gesammelte Textmaterial 'aufzubrechen' und nach bestimmten Kriterien hin zu sortieren, entstehen mittels der HDA dichte Analysen des Gesagten, werden auf den ersten Blick nicht sichtbare Bedeutungsebenen herausgearbeitet und wird allgemein "zur Sorgfalt der Explikation"⁷⁸ angeleitet. Das erste Familiengespräch (Familie Ahles) wurde zur Hälfte mit Hilfe der HDA analysiert. Dabei wurde der Blick für Aussagen zu intergenerationeller Abgrenzung, Wertepositionierungen und Zukunftsungewissheiten geschärft. Das erste Gruppengespräch

⁷⁶ Olaf Jensen, *Geschichte machen*, S. 59.

⁷⁷ Vgl. ders., S. 60f.

⁷⁸ Oevermann, Ulrich, Tilman Allert, Elisabeth Konau & Jürgen Krambeck, *Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften*, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 352-434, zitiert in Olaf Jensen, *Geschichte machen*, S. 62.

(AK G1) wurde zu etwa einem Viertel mit Hilfe der HDA analysiert. Hierbei wurden v.a. unterschiedliche Bedeutungsebenen von Optimismus/Pessimismus sichtbar, sowie intragenerationelle und milieuspezifische Unterschiede der Sprecherinnen. Schließlich konnte auch der Blick dafür geschärft werden, wie bereits eine bestimmte Wortwahl Zukunftsoffenheit bzw. Optionslosigkeit impliziert und damit ein Gespräch beeinflusst. Diese beiden Analysedurchgänge dienten hauptsächlich der Bildung neuer Codes und einer Sensibilisierung für das empirische Material. Das recht zeitaufwendige Verfahren der Hermeneutischen Dialoganalyse wurde schließlich maßgeblich dazu verwendet, um die Reaktionen auf die Redewendung "Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir" in fünf Familiengesprächen zu untersuchen. Dies ermöglichte einen direkten Vergleich zwischen den Familien und Altersgruppen und mündete in der Sortierung der Antworten nach Typen, die bestimmte Vorstellungen über die Entwicklung des Lebensstandards in Luxemburg beschreiben (vgl. Kap. 4.2).

Die letzte Version des Codebaums bestand aus folgenden Kategorien:

- Interaktion: Unter dieser Kategorie wurden Codes erfasst, die Gesprächsdynamiken beschrieben wie z.B. 'Positionierungen' – wer hat in der Gruppe Redeautorität, wer wird immer wieder unterbrochen etc., aber auch z.B. Spannungen im Gespräch.
- Kontext: Unter 'Kontext' wurden sowohl Codes erfasst, die die Meinungen und Ansichten der Interviewten zu den Voraussetzungen oder Bedingungen für ein gutes Leben beschrieben (wie beispielsweise Charaktereigenschaften und Erziehung), als auch Codes, die in den Subkategorien soziales-, ökonomisches- und kulturelles Kapital zusammengefasst, die Umstände beschrieben, die einem Interviewten im Leben geholfen oder ihn behindert haben. Darunter fallen z.B. Codes wie 'fehlende finanzielle Mittel', 'schlechte schulische Leistungen', 'familiäre Unterstützung', die 'eigene Erziehung' etc. Diese entstammten zumeist den biographischen Erzählungen der Interviewten. Eine letzte Subkategorie 'Historischer Kontext' sortierte die Erzählungen der Interviewten nach dem historischen Kontext, so er denn konkret genannt wurde.
- Diskurse und Topoi: Diese Kategorie umfasst allgemeine Aussagen zu den Themenbereichen Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Die Interviewten kommentierten z.B. die Reform des Schulsystems, die aktuelle Wirtschaftslage, aber

auch Themen wie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Wenn es dabei zu verkürzenden Aussagen kam, wie z.B. 'die reichen Luxemburger' wurde dies unter 'Topoi' erfasst.

- Orientierung: Hierunter fallen Codes die Orientierung an bestimmten Personen beschreiben (u.a. Vorbilder), aber auch Aussagen zu Erfahrungen und gesellschaftlichen Erwartungen, sowie zu Werten und Idealen.
- Lebensstandard: Diese recht eng gefasste Kategorie fällt etwas aus dem Rahmen. Die hierunter fallenden Codes sind das Ergebnis der Hermeneutischen Dialoganalyse und beziehen sich in der Regel auf den Antwortenkomplex im Anschluß an die Redewendung "Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir".
- Wandel: Unter diese Kategorie fallen Codes die Aussagen zu technologischem und sozialem Wandel erfassen. Es kam hierbei oft zu Doppelungen mit den Codes aus der Kategorie 'Kontext', da die Interviewten oft biographische Erzählungen z.B. von ihrem Berufseinstieg oder ihrer Erziehung mit Aussagen zu den Veränderungen in diesem Bereich seither verbanden.
- Sinnbildungsmuster: Hierunter fallen die Codes 'Sprachliche Realisierungsmuster' und 'Zeitverlaufsvorstellungen'. Letztere erfassen Bewertungen wie 'Fortschritt' oder 'Abstieg', die in Verbindung mit den Codes unter den Kategorien 'Kontext' und 'Wandel' spezifische Deutungsmuster bilden. So ließen sich bestimmte Aussagen z.B. zu früheren Arbeitsbedingungen und ihre Entwicklung in der Gegenwart zu Verfallsgeschichten im Bereich der Arbeitswelt zuspitzen.
Schließlich wurden unter dieser Kategorie Codes erfasst, die Aussagen zu Kontingenz, zum Umgang mit der unbekannten Zukunft beschrieben (z.B. 'Einfluß auf Zukunft', 'vorgegebene Lebenswege', 'Planungsoffenheit' etc.).

2.3 Beschreibung der Stichproben

Ziel war es, eine möglichst breite Auswahl an Familien zu interviewen bezüglich Wohnort, Geschlecht und Milieu. Dies ist unterschiedlich gut gelungen.

Die interviewten Personen kommen aus unterschiedlichen Regionen Luxemburgs: Von insgesamt 41 Interviewten wurden 16 in der Stadt Luxemburg geboren, neun im Norden, sieben im Zentrum, fünf im Westen, drei im Osten und zwei im Süden. Vier Interviewte wurden im Ausland geboren. Heute leben zwölf Interviewte in der Stadt Luxemburg, elf im Zentrum, zehn im Norden, sieben im Westen, drei im Osten und einer im Süden. Zwei Interviewte leben heute noch im Ausland.

Wohnort	Bei Geburt	Zum Zeitpunkt des Interviews
Stadt Luxemburg	16	12
Norden	9	10
Zentrum	7	11
Westen	5	7
Osten	3	3
Süden	2	1
Ausland (Italien, Frankreich, Österreich)	4	2

An dieser Verteilung, die ein deutliches Übergewicht an Interviewten aus der Stadt Luxemburg, dem Zentrum und dem Norden des Landes und eine Unterrepräsentation der südlichen und östlichen Regionen des Landes zeigt, erkennt man bereits einen Nachteil des gewählten Erhebungsverfahrens: Es kommt zu einer sogenannten ‚geklumpten‘ Stichprobe. Um diese ungleiche Verteilung zu vermeiden, hätte man einen öffentlichen Aufruf, z.B. in einer Tageszeitung, lancieren müssen. Der Nachteil wäre gewesen, dass ich als Interviewerin nicht denselben Vertrauensvorschuss bekommen hätte.

Ein weiteres Ungleichgewicht betrifft die Familienlage: Von der Großeltern- und Elterngeneration waren zum Zeitpunkt der Gespräche alle Interviewten mit Ausnahme von einer Frau, eine Nonne, verheiratet. Zwei weitere Frauen waren lange Zeit alleinerziehend ehe sie erneut geheiratet haben.

Im Folgenden wird zuerst die Stichprobe der interviewten Familien, anschließend die der Alterskohorten genauer beschrieben.

2.3.1 Stichprobe A: Familien

Der Korpus der interviewten Familien besteht aus 13 Drei-Generationen Familien mit 41 Einzelpersonen. Die Interviewten werden nicht aufgrund ihrer Geburtsjahrgänge bestimmten Generationen zugeordnet, sondern aufgrund ihrer Stellung in der Familienkonstellation. Die Generationen und Geschlechter verteilen sich wie folgt:⁷⁹

Familiengeneration	Geschlecht		Gesamt
	weiblich	männlich	
Großeltern	9	6	15
Eltern	11	2	13
Enkel	7	6	13
Gesamt	27	14	41

Die Gruppe der Großelterngeneration besteht aus 15 Personen, davon sind mit neun Personen über die Hälfte Frauen. Sie kamen zwischen 1921 und 1941 auf die Welt. Die Gruppe der Elterngeneration besteht aus 13 Personen und weist ein starkes Ungleichgewicht bei der Geschlechterverteilung auf. Über die Gründe dafür kann ich nur spekulieren, ich vermute jedoch, dass es daran liegt, dass die meisten Frauen dieser Familiengeneration Berufen mit flexibleren Arbeitszeiten nachgehen als die Männer. Die Personen dieser Generation kamen zwischen 1952 und 1966 auf die Welt. Die Enkelgeneration besteht ebenfalls aus 13 Personen und ist im Bereich der Geschlechter am ausgewogensten. Dafür dürfte der große Altersabstand von 15 Jahren zwischen der jüngsten Teilnehmerin und dem ältesten Teilnehmer in dieser Familiengeneration für eine große Varianz in der Interviewqualität geführt haben. Die Personen dieser Generation wurden zwischen 1978 und 1993 geboren.

⁷⁹ Ich habe mich bei der Schilderung der Stichprobe an Olaf Jensen, Geschichte machen, S. 49ff. orientiert.

Familien mit Migrationsgeschichte

Es bestand das Ziel, mindestens zwei Familien mit Migrationsgeschichte zu interviewen. Dies erwies sich jedoch als schwieriger als angenommen. Letzten Endes gab es in drei Familien Migrationsgeschichten, jedoch keine Familie, in der sich alle Familienmitglieder als Nicht-Luxemburger verstanden. Bei der Familie Hames blieb die Tochter, Marta (G2), nach ihrem Studium im Ausland, heiratete dort und gründete eine Familie. Ihre von mir interviewte Tochter, Cécile (G3), ist im Ausland aufgewachsen.

In der Familie Pisani ist von der Migrationsgeschichte im Familiengedächtnis nur noch der Familienname übrig geblieben. Der Schwiegervater von Josette Pisani (G1) war im frühen 20. Jahrhundert von Italien aus nach Luxemburg eingewandert und gründete mit einer Luxemburgerin eine Familie. Die dazugehörige Migrationsgeschichte ist den Nachfahren nicht weiter bekannt. So antwortet beispielsweise Josette Pisani (G1, *1937) auf meine Frage, was sie zur Migrationsgeschichte ihres Schwiegervaters wüsste:

Josette: Do weess ech net esouvill. (Sophie Neuenkirch: mhm) Mäi Mann ass ganz vill op Parma mat hinne gereest. (S.N.: mhm) Mäi Mann huet awer keen Italiéinescht geschwat. (S.N.: mhm) Si sinn eng eh italiéinesch Abstammung [...].⁸⁰

Und ihre Tochter, Christine Pisani (G2, *1961) zum selben Thema:

Sophie Neuenkirch: An dir wësst och näischt iwwer d'Geschicht wéi Äre Grousspapp vun Italien hei op Lëtzebuerg komm ass?

Christine: Nee weess ech guer näischt. Nee.

Sophie Neuenkirch: Mhm, do ass net méi sou driwwer geschwat ginn? (Christine: Nö, dat#) Dat war net wichteg?

Christine: Jo irgendwann ass mer opgefall dass ech dann esou bëssen eh, dass u sech, dass ech irgendwéi Virfahren vun Italien hat, mee dat war elo ni grouss opgebauscht ginn (S.N.: jo).⁸¹

⁸⁰ F11 G1 Pisani: 48. Josette: Da weiß ich nicht so viel. (Sophie Neuenkirch: mhm) Mein Mann ist ganz oft mit ihnen nach Parma gereist. (S.N.: mhm) Mein Mann hat aber kein Italienisch gesprochen. (S.N.: mhm) Sie sind eh italienischer Abstammung [...].

Bei der Familie Valentini wanderte das Großelternehepaar gemeinsam (sie eine Österreicherin, er Italiener) zeitlich getrennt, aber als Paar nach Luxemburg ein. Die von mir interviewte Tochter, Susanne (G2, *1966), kam noch in Österreich zur Welt, wuchs aber in Luxemburg auf und gründete später mit einem Luxemburger eine Familie. Ihre Tochter wiederum, Jasmin (G3, *1991), versteht sich als Luxemburgerin und unter dem Begriff „Ausländer“ die französisch- und deutschsprachigen Grenzpendler, die nicht in Luxemburg ansässig sind.

Jasmin: [...] Mee ech hun déi Plaz [eine Lehrstelle] einfach eh, si, si léieren mech gutt, 't si Lëtzebuerger. Ech hu lo näischt géint Auslänner, mee (Sophie Neuenkirch: mhm) wann ee lo eng Plaz kritt wou lauter déi vun der anerer Säit kommen.

S.N.: Hm, wat, wat ass #

Jasmin: Ech weess net d'Preisen oder d'Franzosen (S.N.: ah sou) [S.N. kichert] ech weess net vun wéi enger Säit. Ech weess net, ech wollt bei Lëtzebuerger.⁸²

Auch im Familiengespräch wird das Thema „Ausländer“ diskutiert:

Susanne (G2): Well d'Lëtzebuerger un sech sinn awer .. guttstoend. Mengen ech emol.

Beate (G1): Jo eben just dat ass elo, mir sinn Auslänner, gëll. (Sophie Neuenkirch: mhm) Dat ass et jo. Ech mengen mir sinn#

⁸¹ F11 G2 Pisani: 7-12. Sophie Neuenkirch: Und Sie wissen auch nichts über die Geschichte wie ihr Großvater aus Italien nach Luxemburg gekommen ist? Christine: Nein, weiß ich gar nichts. Nein. S.N.: Mhm, da wurde nicht mehr so viel drüber gesprochen? (Christine: Nö, das#) Das war nicht wichtig? Christine: Ja, irgendwann ist mir aufgefallen, dass ich dann so ein bisschen eh, dass ich an sich, dass ich irgendwie Vorfahren aus Italien habe, aber das war jetzt nie groß aufgebauscht worden. (S.N.: ja)

⁸² F13 G3 Valentini: 45-47. Jasmin: [...] Aber ich habe die Stelle [eine Lehrstelle] einfach eh, sie, sie bilden mich gut aus. Es sind Luxemburger. Ich habe nichts gegen Ausländer, aber (S.N.: mhm) wenn man eine Stelle kriegt, wo lauter solche von der andere Seite herkommen/ S.N.: Hm, was, was ist# Jasmin: Ich weiß nicht, *Preisen* [Deutsche] oder Franzosen (S.N.: ach so) [S.N. kichert] ich weiß nicht von welcher Seite. Ich weiß nicht, ich wollte zu Luxemburgern.

Jasmin (G3): Ech [unv.] Auslänner.

Beate (G1): Hm?

Jasmin (G3): Ech sinn keen Auslänner.

Beate (G1): Nee, nee ech ne mi. Ech och ne mi. Nee awer fir ze soen, mir sinn, mir hunn Famill net hei. Ech sinn heihinner komm. Mir sinn den Papp, de Nonno an ech sinn heihinner kommen, do hu mer hei ugefaangen#

Susanne (G2): Mir hu keng grouss Famill hei.⁸³

Familiengeschichten wie die der Familien Pisani und Valentini sind, Fernand Fehlen zufolge, nicht ungewöhnlich. Vor allem die Nachfahren der italienischen Einwanderer des frühen 20. Jahrhunderts fände man heute in allen sozialen Positionen. Und über 40% der Luxemburger hätten ihm zufolge wenigstens ein Eltern- oder Großelternteil, das im Ausland geboren wurde.⁸⁴

Die Großelterngeneration (G1)

Von den 15 interviewten Personen der Großelterngeneration leben noch fünf dort, wo sie geboren wurden, darunter ein sogenannter „Monni“ (dt.: Onkel), der auf dem Hof der Eltern geblieben ist, den später sein Bruder erbte. Er ist natürlich streng genommen kein ‚Großvater‘, da er jedoch mit seiner Nichte und ihren Kindern sein Leben lang zusammengelebt hat, hat er, was das Familiengedächtnis und die alltägliche intergenerationelle Kommunikation angeht, die gleiche Funktion, wie ein biologischer Großvater. Die zehn anderen Personen sind meistens als Kinder mit ihren Eltern umgezogen,

⁸³ F13 Familiengespräch Valentini: 145-151. Susanne (G2): Weil die Luxemburger an sich sind aber .. gutstehend, denke ich. Beate (G1): Ja, eben, wir sind halt Ausländer, gell (Sophie Neuenkirch: mhm) Das ist halt. Ich denke wir sind# Jasmin (G3): Ich [unv.] Ausländer. Beate (G1): Hm? Jasmin (G3): Ich bin kein Ausländer. Beate (G1): Nee, nee ich auch nicht mehr. Aber, um zu erklären wir sind, wir haben hier keine Familie. Ich bin hierhergekommen. Wir sind/ der Papa, der *Nonno* und ich sind hierhergekommen, da haben wir hier angefangen# Susanne Valentini (G2): Wir haben hier keine große Familie.

⁸⁴ Vgl. Fernand Fehlen, *Sozialstruktur und Sozialer Wandel*, S. 135.

die z.B. aus beruflichen Gründen den Norden des Landes verlassen haben, um zeitweilig im industrialisierten Süden ihr Glück zu versuchen, oder sie sind während des Krieges aus stark umkämpften Regionen im Norden geflohen und nie mehr in ihre Geburtsorte zurückgekehrt oder sie haben den Wohnort aufgrund einer Heirat gewechselt.

Die Bildungsabschlüsse verteilen sich wie folgt:

Bildungsabschlüsse	Geschlecht		Gesamt
	weiblich	männlich	
Hochschulabschluss	0	2	2
Abitur	3	2	5
Ausbildung / Lehre	2	3	5
ohne Ausbildung	5	1	6

Von den 15 interviewten Personen der Großelterngeneration haben fünf Abitur, darunter drei Frauen. Die beiden Männer sind die einzigen Personen dieser Gruppe, die auch einen Universitätsabschluss gemacht haben (ein Humanmediziner und ein Veterinär).

Bei den Männern lassen sich klare Berufe zuweisen. Neben den beiden bereits erwähnten Mediziner, finden sich in dieser Gruppe ein Mechaniker und ein Arbeiter, die beide in der Stahlindustrie tätig waren, sowie ein Krankenpfleger und ein Bankangestellter. Von den neun Frauen waren drei ihr Leben lang ausschließlich Hausfrauen, eine war Grundschullehrerin, eine Näherin und eine hat in der Praxis ihres Mannes assistiert. Drei weitere Frauen hatten sehr unlineare berufliche Laufbahnen mit wechselnden Anstellungen.

Die Elterngeneration (G2)

Von den 13 Personen der Elterngeneration haben alle außer einer Landwirtin mindestens einen Wohnortwechsel hinter sich. Sei es, dass sie als Kinder mit ihren Eltern umgezogen sind, sei es, was meistens der Fall ist, dass sie aufgrund von Heirat oder Beruf innerhalb Luxemburgs umgezogen sind. Neun von ihnen haben entweder aufgrund ihrer Ausbildung (7) oder aus anderen privaten Gründen (2) Luxemburg für einige Jahre verlassen und Auslandserfahrungen gesammelt.

Die Bildungsabschlüsse verteilen sich auf die Geschlechter wie folgt:

Bildungsabschlüsse	Geschlecht		Gesamt
	weiblich	männlich	
			13
Hochschulabschluss	4	2	6
Abitur	7	2	9
Ausbildung / Lehre	4	0	4

Die beiden Männer der Gruppe haben beide studiert und anschließend entsprechende Berufe ergriffen (Ministerialbeamter und ein führender Angestellter in einer Klinik). Bei den Frauen ergibt sich zwar ein homogeneres Bild als bei ihren Müttern in der Großelterngeneration, zum Beispiel ist keine einzige von ihnen ausschließlich Hausfrau, aber nur fünf haben kontinuierlich in ihrem Beruf gearbeitet (davon drei Lehrerinnen, eine Erzieherin und eine Landwirtin). Alle anderen (6) hatten unterschiedliche Anstellungen, teilweise gekennzeichnet durch lange Unterbrechungen durch Phasen der Kindererziehung und der Rückkehr in die Berufstätigkeit.

Die Enkelgeneration

Von den 13 Personen der Enkelgeneration hat eine Erfahrungen mit häufigen inländischen Wohnortwechseln. Eine Schülerin lebt mit ihren Eltern im Ausland.

Die Bildungsabschlüsse verteilen sich wie folgt:

Bildungsabschlüsse	Geschlecht		Gesamt
	weiblich	männlich	
			13
StudentIn	2	1	3
Abitur	0	1	1
Ausbildung / Lehre	2	0	2
Schüler	2	1	3
Arbeitssuchend	0	1	1

Berufstätig	1	2	3
-------------	---	---	---

Sechs von ihnen studieren oder haben im Ausland studiert; von den übrigen sieben, gingen vier noch zur Schule oder machten zum Zeitpunkt der Interviews gerade ihr Abitur, zwei waren Auszubildende und einer hatte die Schule abgebrochen und war gerade auf der Arbeitssuche. Von diesen sieben äußerten sechs, dass sie zu Studienzwecken oder aus beruflichen Gründen, Luxemburg – zumindest eine Zeitlang – verlassen wollten. Drei der Akademiker waren zum Zeitpunkt der Interviews in Luxemburg berufstätig, davon einer in der Wissenschaft, ein anderer im Bankensektor und eine dritte im sonderpädagogischen Bereich. Die eine Auszubildende machte eine Lehre zur Gärtnerin, die andere zur Verkäuferin. Unter den Studenten und Studentinnen war eine angehende Sonderpädagogin, eine angehende Psychologin und ein angehender Ökonom, die letzten beiden gehen davon aus, Berufe entsprechend ihrer Ausbildung zu finden. Die Studentin der Sonderpädagogik muss noch für die Anerkennung ihres Studiums in Luxemburg kämpfen, ist diesbezüglich aber recht zuversichtlich. Von den vier Schülern und Schülerinnen plante eine Medizin zu studieren, eine Biologie auf Lehramt und zwei Ökonomie. Die beiden Auszubildenden hoffen, sich mit einem eigenen Geschäft selbständig zu machen (Verkäuferin) bzw. auf eine Anstellung als Gemeindegärtnerin; der arbeitslose Jugendliche strebt eine Karriere im Gastronomie- und Eventsektor an.

2.3.2 Stichprobe B: Alterskohorten

Alterskohorte Großelterngeneration (AK G1)

Bei der Alterskohorte, die der Großelterngeneration entsprach, handelte es sich um eine Gruppe von fünf Frauen, die zwischen 1937 und 1941 geboren sind, also altersmäßig eher dem jüngsten Drittel der Personen aus der Stichprobe der Großeltern entsprach. Die Frauen waren alle mit Marianne Bach befreundet, die auch als Teil der Familie Bach interviewt worden war, kannten sich aber außer zweien nicht untereinander. Von den fünf Frauen hat eine Abitur und anschließend eine Ausbildung zur Krankenpflegerin mit einer Fortbildung zur Physiotherapeutin in den USA gemacht. Eine Frau ist Landwirtin, eine andere ist Nonne und

hat in verschiedenen schulischen Bereichen gearbeitet; eine Frau war ihr Leben lang Hausfrau; und eine hat, nachdem ihre Kinder aus dem Haus waren, eine Ausbildung zur Eheberaterin gemacht.

Alterskohorte Elterngeneration (AK G2)

Bei der Alterskohorte, die der Elterngeneration entsprach, handelte es sich um eine Gruppe von drei Frauen und einem Mann, die zwischen 1955 und 1958 geboren sind, also altersmäßig eher dem ältesten Drittel der Elterngeneration entsprachen. Der Mann ist mit Julie Ahles verheiratet, eine Frau ist ihre Freundin, die andere die Frau ihres Bruders. Drei von ihnen haben Abitur, eine hat mittlere Reife. Der Mann arbeitet bei einer Bank, zwei der Frauen sind Erzieherinnen und die dritte hat eine Banklehre gemacht, aber den Beruf aufgegeben, sobald sie Kinder bekommen hat.

Alterskohorte Enkelgeneration (AK G3)

Bei der Alterskohorte, die der Enkelgeneration entsprach, handelt es sich um eine Gruppe von zwei Frauen und zwei Männern, die zwischen 1983 und 1986 geboren sind, altersmäßig also eher dem ältesten Drittel der Enkelgeneration entsprachen. Dies hatte insofern wichtige Auswirkungen auf das Interview, als alle zum Zeitpunkt des Interviews berufstätig waren. Alle hatten mindestens einen Bachelorabschluss, einer einen Master – die beiden Frauen in Sozialpädagogik und Logopädie, die Männer in Musik und Literatur. Sie sind im schulischen, klinischen und im wissenschaftlichen Bereich angestellt. Aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeiten haben sie alle Erfahrung mit jungen Menschen; sie befinden sich zwar nicht in der Transition von Schule zu Ausbildung, aber in einem frühen Stadium der Berufstätigkeit. Zum Zeitpunkt des Interviews lebten alle noch bei ihren Eltern, drei im Norden des Landes, einer im Westen. Es handelte sich um einen Freundeskreis um Erik Weber, der bereits zusammen mit seiner Mutter und seinem Großvater interviewt worden war.

2.4 Methodenkritik

Rückblickend lassen sich einige Aspekte des Forschungsdesigns und der Führung der Interviews kritisieren.

So stellte die strikte Drei-Generationen-Konstellation ein Problem dar bei der Rekrutierung von Familien nicht-luxemburgischer Herkunft. Viele portugiesische, capverdianische oder auch süd-ost-europäische Familien in Luxemburg bestehen zwar aus drei Generationen, die Enkelgeneration ist jedoch meistens sehr viel jünger als 18 Jahre. Umgekehrt konnte es passieren, dass zwar die Enkel dem richtigen Alter entsprachen, die Großeltern aber entweder temporär oder wieder ganzjährig in ihren Herkunftsländern lebten.

Die Rekrutierung von Interviewpartnern mit Migrationsgeschichte wurde weiterhin durch das Erhebungsverfahren über persönliche Netzwerke und das Schneeballprinzip erschwert. Dasselbe gilt für Familien aus sehr unterschiedlichen sozialen Milieus. Auch wenn es eine gewisse Variation der Milieus in meinem Sample gibt, wurden z.B. Familien in prekären Lebenssituationen nicht erfasst, deren Sicht auf Fragen der Zukunftserwartungen und des guten Lebens aber eine Bereicherung gewesen wäre. Das Erhebungsverfahren und das so entstandene Sample geben jedoch indirekt über die sozialen Beziehungen innerhalb der Luxemburger Gesellschaft und ihre Grenzen Auskunft.

Die Konzentration auf nur drei Vertreter einer Familie blendet potentielle *significant others* unter den weiteren Familienmitgliedern, entfernten Verwandten und Bekannten aus.

Gerade männliche Jugendliche orientieren sich öfters an ihren Vätern, oder zu dem einen Großelternpaar besteht eine größere Zuneigung und engere Beziehung als zu dem, das ich interviewt habe. In einer konzentrierteren Fallstudie mit wenigen Familien, in denen dann aber alle Familienmitglieder und eventuell auch wichtige Freunde und Bekannte der einzelnen Personen oder der Familie interviewt worden wären, wären solche Lücken bezüglich der Bezugspersonen eventuell vermieden worden.

Generell hätte ich retrospektiv gesehen mehr Zeit mit den Familien verbringen sollen, um die einzelnen Personen eingehender kennenzulernen und ihre Aussagen tiefer analysieren zu können. Vor allem die Gesprächssituation mit den Interviewten der Enkelgeneration fiel mir nicht immer leicht, was zum einen an meiner Unerfahrenheit im Umgang mit Jugendlichen gelegen haben mag, aber auch damit, Personen mit wenig narrativer Kompetenz oder Routine zum Erzählen zu animieren.⁸⁵

⁸⁵ Vgl. dazu den Methodenteil bei Viola B. Georgi, *Entlehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland*, Hamburg 2003.

3 Vergangenheitsvorstellungen und Zukunftserwartungen im biographischen und inter- und intragenerationellen Gespräch

Im ersten Teil dieses Kapitels werden die für diese Arbeit wesentlichen Aspekte des Geschichtsbewusstseins dargestellt. Anschließend werden drei Formen historischer Sinnbildung anhand typischer Beispiele eingeführt. Dabei handelt es sich um Fortschritts- und Abstiegsnarrative, sowie um Erzählungen, die die Vorstellung einer ‚Permanenz im Wandel‘ ausdrücken. Diese Sinnbildungsmuster werden ergänzt durch ‚sprachliche Realisierungsmuster‘, die in Form von Affirmationen bestimmte Vergangenheitsvorstellungen normativ festschreiben bzw. in Frage stellen, in Form von Abwägungen den Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart ausdrücken und schließlich in Form von kontrafaktischen Aussagen alternative Lebensverläufe und ihre Konsequenzen für die Zukunft imaginieren.

Der vierte Teil dieses Kapitels widmet sich abschließend den Erwartungshorizonten und Zukunftsplänen, wie sie in den Interviews, v.a. der jüngsten Generation, zum Ausdruck kommen.

3.1 Theoretische Rahmung: Geschichtsbewusstsein

Der Geschichtstheoretiker Jörn Rüsen definiert Geschichtsbewusstsein als

Ensemble derjenigen mentalen Formen, Inhalte, Operationen und Prozeduren, in denen die Vergangenheit deutend vergegenwärtigt wird und dabei den Charakter einer sinn- und bedeutungsvollen Geschichte gewinnt. Das Geschichtsbewusstsein macht durch Deutung der Vergangenheit gegenwärtige Lebensverhältnisse verständlich und ermöglicht die Entwicklung von Zukunftserwartungen als Handlungsperspektive.⁸⁶

Es geht also erstens um eine individuelle oder gruppenbezogene *Deutung* der Vergangenheit in einer gegenwärtigen Situation mit Blick auf bestimmte Zukunftserwartungen. Diese mentale Verknüpfung der Zeitebenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wird von verschiedenen Autoren beleuchtet. Rüsen selbst nennt diesen Prozess „historische Sinnbildung“.⁸⁷ Dem Historiker Reinhart Koselleck zufolge liegt die Vorstellung einer Verschränkung von Vergangenheitsvorstellungen und Zukunftserwartungen in der Annahme begründet, dass Menschen – im Unterschied zu anderen Lebewesen – in der Lage sind, sich eine Zukunft vorzustellen, in der sie handeln möchten und die sie heute planen müssen, wohl wissend, dass diese nicht immer zutreffen wird. Denn „geschichtliche Zukunft“, wie Koselleck sich ausdrückt, ergibt sich nie vollständig aus „geschichtlicher Vergangenheit“. Damit meint er, dass sich die Deutung einmal gemachter Erfahrungen im Laufe der Zeit ändern kann. Dies kann durch neue Erfahrungen, aber vor allem durch „rückwärtswirkende Erwartungen“ bedingt sein, also durch in der Gegenwart entstandene Hoffnungen oder Enttäuschungen, durch die zuvor gemachte Erfahrungen in neuem Licht erscheinen. Ebenso können durch die „Durchbrechung des Erwartungshorizontes“, also durch das Nicht-Eintreffen von Erwartetem, neue Erfahrungen entstehen: „Der Erfahrungsgewinn übersteigt

⁸⁶ Jörn Rüsen, *Geschichtsbewusstsein*, in: Nicolas Pethes und Jens Ruchatz (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 223-226, hier S. 223.

⁸⁷ Vgl. beispielsweise Klaus E. Müller und Jörn Rüsen (Hg.), *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien*, Reinbek bei Hamburg 1997 und Jörn Rüsen (Hg.), *Zeit deuten. Perspektiven, Epochen, Paradigmen*, Bielefeld 2003.

dann die durch bisherige Erfahrung vorgegebene Beschränkung möglicher Zukunft“.⁸⁸ In diesem Wechselspiel zwischen sich wandelnden Erfahrungsräumen und Erwartungshorizonten erkennt Koselleck „geschichtliche Zeit“. Diese zeigt sich beispielsweise im stilistischen und thematischen Wandel in der Kunst und im Nebeneinander von Neubauten und Ruinen im Stadtbild, aber auch in der Generationenfolge in Familien.⁸⁹ Die dahinter stehenden „mental Zeitreisen“⁹⁰ veranschaulicht Claudia Lenz durch das Beispiel eines älteren Menschen, bei dem wir uns vorstellen können, dass er einmal jung war und – so wie wir heute – Hoffnungen oder Sorgen für die Zukunft hatte; ein anderes Beispiel ist die Vorstellung von kleinen Kindern als zukünftige Erwachsene, die sich rückblickend an uns als gute oder schlechte Eltern erinnern.⁹¹ Im ersten Fall sehen wir vor unserem inneren Auge in einer Rückschau den älteren Menschen mit seinen vergangenen Zukunftserwartungen, im zweiten Fall projizieren wir das kleine Kind in eine noch nicht eingetretene Zukunft, wie es auf seine Vergangenheit zurückblickt. Der Sozialpsychologe Harald Welzer beschreibt dies folgendermaßen:

Das autobiographische und transgenerationelle Gedächtnis beziehen die Kriterien für die Deutung von Gegenwart und Vergangenheit aus der Zukunft – also aus dem, wo man hinwill – [...] und [überschreiben] damit die Vergangenheit immer im Lichte der gegenwärtigen Zukunftsanforderungen.⁹²

In einer weiteren Denkrichtung machen sie „ein beliebiges Gestern besser [...], als es war oder [...] als es jemals hätte werden wollen oder können.“⁹³ Harald Welzer bezieht sich damit auf Edmund Husserls Konzepte der ‚Retention‘ als Rückgriff auf Vergangenheitsbestände und der ‚Präntention‘ als auf Zukünftiges gerichtete Intentionen. Letzteres wurde von Alfred Schütz in seinem Konzept der ‚antizipierten Retrospektion‘ (man denke an das in der Zukunft auf sein Leben zurückblickende Kind) weiterentwickelt.⁹⁴

⁸⁸ Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft*, alle Zitate S. 358.

⁸⁹ Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 9f.

⁹⁰ Vgl. Endel Tulving, *Chronesthesia. Conscious Awareness of Subjective Time*, in: Donald T. Stuss, Robert C. Knight (Hg.), *Principles of Frontal Lobe Functions*, New York 2002, S. 311-325, zitiert in Harald Welzer, *Vergangene Zukünfte und Zukünftige Vergangenheiten*, S. 20.

⁹¹ Claudia Lenz, *Strengthening Narrative Competence by Diversification of (Hi)stories*, hier S. 261.

⁹² Harald Welzer, *Vergangene Zukünfte und Zukünftige Vergangenheiten*, S. 22.

⁹³ Ibid.

⁹⁴ Rudolf Bernet und Dieter Lohmar (Hg.), Edmund Husserl, *Die Bernauer Manuskripte über das Zeitbewusstsein* (1917/18), London 2001, S. 12ff.; Alfred Schütz, *Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen* (1959), in: ders. (Hg.), *Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag 1972,

Jeder Entwurf, jede Projektion, jedes Modell enthält einen Vorgriff auf einen Zustand, der in der Zukunft vergangen sein wird. Und genau aus diesem Vorentwurf eines künftigen Zustands speisen sich Motive und Energien – aus dem Wunsch, einen anderen Zustand zu erreichen als den gegebenen.⁹⁵

Das erste Element in Rüsens Definition des Geschichtsbewusstseins ist also die *Deutung* als Fähigkeit des Menschen, mentale Zeitreisen zu unternehmen.

Das zweite Element, das ich an dieser Stelle hervorheben möchte, ist die *Erzählung*. Die Vergegenwärtigung der Vergangenheit geschieht in Form einer Geschichte, in der in der Gegenwart bedeutsame Ereignisse mit entsprechenden Erfahrungen aus der Vergangenheit und Erwartungen an die Zukunft sinnvoll verknüpft werden. Der beim Erzählen entstehende Text stellt eine Objektivation, eine Repräsentation historischer Sinnbildung dar, anhand derer historische Wirklichkeit konstruiert wird. In den Erzählungen wird deutlich, „was bleibt, was blieb, und [...] sie erklärt, was anders wurde.“⁹⁶ Dadurch erhält Jörn Rüsen zufolge das

[...] was in der Zeit ereignishaft-kontingent geschieht, einen durch den Wandel der Zeit sich hindurch erstreckenden Sinn. Dieser Sinn geht in der Form einer Zeitverlaufsvorstellung in die kulturellen Orientierungen aktuellen individuellen und gesellschaftlichen Handelns ein.⁹⁷

Jörn Rüsen hat im Rahmen seiner Theorie zum Geschichtsbewusstsein vier historische Sinnbildungstypen definiert, die solche Zeitverlaufsvorstellungen ausdrücken.⁹⁸ Sie sollen an dieser Stelle kurz zusammengefasst werden, da einige von ihnen im empirischen Material zu finden sind (vgl. Kap. 3.2). Das ‚traditionale Sinnbildungsmuster‘ drückt die Vorstellung aus, dass bestimmte Verhaltensweisen und –regeln aus der Vergangenheit heute genauso Gültigkeit besitzen wie in der Zukunft: ‚Das war schon immer so und wird auch immer so bleiben.‘ Dieses Sinnbildungsmuster vermittelt eine Gewissheit darüber, dass die Zukunft so

S. 259-278, hier S. 261. Beide Autoren zitiert in Harald Welzer, *Vergangene Zukünfte und Zukünftige Vergangenheiten*, S. 22f.

⁹⁵ Harald Welzer, *Vergangene Zukünfte und Zukünftige Vergangenheiten*, S. 23.

⁹⁶ Jürgen Straub, *Geschichten erzählen, Geschichte bilden*, hier S. 129.

⁹⁷ Jörn Rüsen, *Geschichtsbewusstsein*, S. 224.

⁹⁸ Vgl. Jörn Rüsen, *Historical Consciousness: Narrative Structure, Moral Function, and Ontogenetic Development*, in: Peter Seixas (Hg.), *Theorizing Historical Consciousness*, Toronto 2004, S. 63-85 und Andreas Körber, *Die anthropologische Begründung des historischen Denkens nach Jörn Rüsen und die Lehre von den Sinnbildungstypen des historischen Denkens* (Version 2; letzte Änderung 23.10.2008): <http://koerber2005.erzwiss.uni-hamburg.de/wordpress-mu/historischdenkenlernen/2009/10/09/die-anthropologische-begrundung-des-historischen-denkens-nach-jorn-rusen-und-die-lehre-von-den-sinnbildungstypen-des-historischen-denkens-version-2-letzte-anderung-23-10-2008/> (zuletzt aufgerufen am 27.12.2013).

sein wird wie die Vergangenheit und die Gegenwart und damit vorhersehbar ist. Sozialer Wandel wird negiert, so dass die Erfahrungen älterer Generationen immer zur Bildung von Erwartungshorizonten jüngerer Generationen geeignet sind. Eine ‚exemplarische Sinnbildung‘ hingegen akzeptiert den Wandel, die Veränderungen in bestimmten Lebensbereichen. Die Ausformung oder die Bedeutung einer Sache mögen sich im Laufe der Zeit verändern, die Sache an sich bleibt jedoch erhalten und somit in der Zukunft vorhersehbar. Der ‚kritische Sinnbildungstyp‘ setzt alle vorherigen Sinnbildungsmuster außer Kraft, indem er den Ewigkeitsanspruch aus der Vergangenheit abgeleiteter Erkenntnisse ablehnt. Vermeintliche Kontinuitäten werden dekonstruiert und verlieren ihre orientierungsstiftende Funktion: Zukunftserwartungen können diesem Sinnbildungstyp zufolge nicht aus vergangenen Erfahrungen abgeleitet werden. Der ‚genetische Sinnbildungstyp‘ schließlich erkennt diese Kritik an und entwickelt daraus eine neue Zeitverlaufsvorstellung, in der die grundsätzliche Veränderbarkeit der Welt im Mittelpunkt steht, bestimmte Ereignisse also historisiert werden. Orientierung in der Vergangenheit zur Entwicklung von Zukunftsperspektiven ist also nur bedingt möglich. Die Zukunft kann jederzeit anders verlaufen als frühere Erfahrungen vermuten lassen.

Das dritte Element sind die *Funktionen des Geschichtsbewusstseins*:

1. Die erste Funktion besteht darin, den an der Verfertigung der Geschichte beteiligten Personen ein Gefühl von Kontinuität und Zugehörigkeit zu vermitteln. Dies gilt sowohl für das Einschreiben in einen größeren – sei es gruppen- oder gar kulturspezifischen – Zusammenhang als auch für den kleineren Rahmen der eigenen Lebens- und/oder Familiengeschichte.⁹⁹
2. Die zweite Funktion besteht darin, in der Zeit zu orientieren. Durch die Konstruktion einer historischen Wirklichkeit spannt die erzählende Person ein bestimmtes „Orientierungssystem“ auf, das Handlungsoptionen eröffnet oder verschließt und Handlungsaufforderungen impliziert. Jürgen Straub betont, dass „Erzählte Geschichten [...], funktional als Horizont und Orientierungsrahmen, als Begründungs- oder Legitimationsfolie von (vergangenen oder aktuellen) Handlungen verstanden

⁹⁹ Vgl. Jürgen Straub, *Geschichten erzählen, Geschichte bilden*, S. 127ff.; Klas-Göran Karlsson, *Processing Time. On the Manifestations and Activations of Historical Consciousness*, in: Helle Bjerg, Claudia Lenz, Erik Thorstensen (Hg.), *Historicizing the Uses of the Past. Scandinavian Perspectives on History Culture, Historical Consciousness and Didactics of History related to World War II*, Bielefeld, 2011, S. 129-144, hier S. 134.

werden [können].“¹⁰⁰ Und Klas-Göran Karlsson bezeichnet das Geschichtsbewusstsein als „Zeit-Kompass“, der vergangenen Ereignissen Sinn verleiht und uns den Weg für zukünftige Handlungen weist.¹⁰¹ In den historischen Erzählungen wird auf diese Weise der Zufall verarbeitet, der die eigene Handlungsautonomie bedroht. Es wird v.a. dieser Aspekt der Handlungsoptionen und der Handlungsautonomie sein, die uns später bei der Analyse der Gespräche immer wieder begegnen wird.

Die Bezugsquellen des Geschichtsbewusstseins, also die empirische Basis dieser Studie, sind individuelle lebensgeschichtliche Erzählungen sowie Gruppengedächtnisse von Familien und drei unterschiedlicher Alterskohorten. Dagegen können medial vermittelte Vergangenheitsvorstellungen, die als implizite Erinnerungen eine weitere Bezugsquelle des Geschichtsbewusstseins der Interviewten darstellen, für diese Studie nur dann rekonstruiert werden, wenn die Gesprächsteilnehmer sich explizit auf sie bezogen.

¹⁰⁰ Jürgen Straub, *Geschichten erzählen, Geschichte bilden*. S. 131.

¹⁰¹ Klas-Göran Karlsson, *Processing Time*, S. 129.

3.2 Historische Sinnbildungsmuster

In diesem Kapitel liegt der Fokus auf historischen Sinnbildungen, die eine bestimmte Bewertung der Vergangenheit, genauer der gesellschaftlichen und technologischen Entwicklungen seit den 1930er Jahren bis in die Gegenwart und eine bestimmte Sicht auf die Zukunft ausdrücken.

Die von mir interviewten Männer und Frauen sprechen nicht explizit von ‚Fortschritt‘ oder ‚Niedergang‘, wenn sie die sozialen und technologischen Veränderungen seit der Vorkriegszeit beschreiben und bewerten. Sie schildern lediglich Lebensumstände, die sich zum Besseren oder Schlechteren hin entwickelt haben, die früher gut waren und heute schlecht sind – oder umgekehrt. Diese Zeitverlaufsvorstellungen und –bewertungen können dabei je nach individuellen Erfahrungen der Interviewten auch in Kombination auftreten. Dann folgt einer Fortschrittsgeschichte eine Abstiegs Geschichte oder andersherum.

3.2.1 „Haut ass et besser wi virun honnert Jaar“¹⁰² – Das Fortschrittsnarrativ

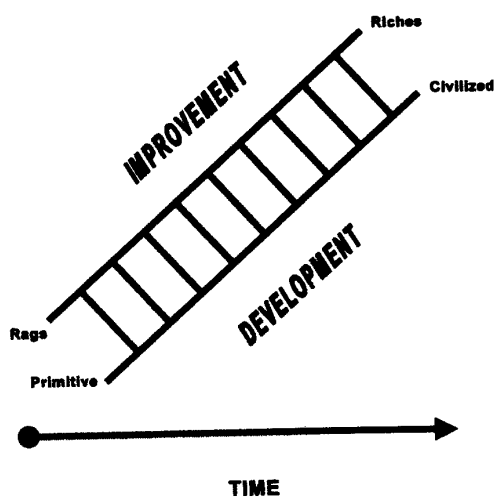


Abb. 2: Fortschritt. Aus Eviatar Zerubavel, Time Maps. Collective Memory and the Social Shape of the Past, Chicago 2003, S. 16.

¹⁰² F9 G1 Heinen: 2. Heute ist es besser als vor hundert Jahren.

Zum Sinnbildungsmuster 'Fortschrittsnarrativ' gehören nicht nur Interviewpassagen, die eine Entwicklung von einem schlechten zu einem besseren Zustand hin beschreiben, sondern auch solche, die eine kritische Bewertung der Vergangenheit vornehmen, die zeitlich meistens in die Vor-, Kriegs- und Nachkriegszeit verortet wird. Diesen komplementären Sichtweisen auf die Vergangenheit, die unter den Codes 'Fortschrittsnarrative' und 'Kritische Sicht auf die Vergangenheit' gesammelt wurden, gesellt sich eine dritte Codegruppe hinzu, die optimistische Äußerungen über die Zukunft erfasst.

Die in Abb. 2 dargestellte parallele Entwicklung von materieller Verbesserung (*improvement*) und 'zivilisatorischer' Entwicklung (*development*) kommt so in den Interviews nicht vor.

Wenn Interviewte der älteren Generation über den Wiederaufbau nach dem Krieg und der damit einhergehenden Modernisierung der Lebensweise sprechen, wird gerne betont, wie arm und einfach die meisten Luxemburger früher gelebt hätten. Eine vermeintlich 'zivilisatorische' Entwicklung im Sinne der Abbildung wird von den Interviewten jedoch nicht direkt angesprochen.

Fortschrittsnarrative kommen vergleichsweise selten vor. Wie in Abb. 3 abzulesen ist, findet man im Familienkontext dieses Sinnbildungsmuster am häufigsten in den Familiengesprächen (34 Codings), ansonsten bei den älteren Familiengenerationen (G1 = 15 Codings, G2 = 19 Codings, G3 = 7 Codings), den Zeitzeugen des thematisierten gesellschaftlichen Wandels. In den Gruppengesprächen ist es verhältnismäßig selten anzufinden, dabei am häufigsten bei der Elterngeneration (7 Codings), gefolgt von der Großelterngeneration (2 Codings). Die jüngste Gruppe spricht gar nicht in diesem Modus. Eine Unterkategorie des Fortschrittsnarrativs stellen 'Erzählungen von den bescheidenen Anfängen' dar. Sie sind typisch für Geschichten vom Aufbau und daher fast ausschließlich bei den Einzelgesprächen der Großelterngeneration anzufinden.

Die kritische Bewertung der Vergangenheit kommt in den Interviews sehr viel häufiger vor. Innerhalb der Familien wird diese kritische Sicht deutlich von der Großelterngeneration (44 Codings) dominiert. Die Vergangenheit der eigenen Kindheit und Jugend gibt eher Anlass zur kritischen Bewertung als die späteren Erfahrungen ihrer Kinder (G2 = 15 Codings) und Enkelkinder (G3 = 6 Codings). Und die jüngeren Generationen wissen auffallend wenig über die Vergangenheit ihrer Vorfahren. Auch in den Familiengesprächen (33 Codings) sprechen die Großeltern am häufigsten in diesem Modus. Die so codierten Textsegmente aus den

Gruppengesprächen sind viel seltener (AK G1 = 8 Codings, AK G2 = 8 Codings, AK G3 = 1 Coding).

Bezeugungen von optimistischen Zukunftserwartungen sind gleichmäßiger verteilt. So dominieren zwar die Eltern in den Einzelgesprächen (16 Codings) gegenüber den Großeltern (7 Codings), den Enkeln (8 Codings) und den Familiengesprächen (13 Codings); in den Gruppengesprächen führen dagegen die Gruppe der Enkel (9 Codings) die Reihe an (AK G1 = 2 Codings, AK G2 = 3 Codings).

Fortschrittsnarrativ (84 Codings) / Erzählungen von den bescheidenen Anfängen (29 Codings)
G1 (15/12) G2 (19/6) G3 (7/2) Familiengespräche (34/4) AK G1 (2/3) AK G2 (7/2) AK G3 (0/0)
Kritische Sicht auf die Vergangenheit (115 Codings)
G1 (44) G2 (15) G3 (6) Familiengespräche (33) AK G1 (8) Ak G2 (8) AK G3 (1)
Optimismus (60 Codings)
G1 (7) G2 (16) G3 (8) Familiengespräche (13)

AK G1 (2)

AK G2 (3)

AK G3 (9)

Abb. 3: Übersicht Codes zu Fortschrittsnarrativ

Die folgenden Beispiele von François Weber (*1924) sind typisch für dieses Sinnbildungsmuster. Er wuchs in der Nähe der Stadt Ettelbrück auf einem kleinen Bauernhof auf. François Weber vergleicht in seinem Rückblick die Lebenssituation vor und nach dem Zweiten Weltkrieg. Nachdem er mir von seinen Kriegserlebnissen als Wehrmachtssoldat¹⁰³ berichtet hatte, fragte ich ihn vorsichtig nach seinen vergangenen Zukunftserwartungen:

Sophie Neuenkirch: [...] Däerf een dann froen, oder, hat dir dann iwwerhaapt Dreem, wi dir jonk waart vun ärem Liewen, wi dat sollt goen? Iergendeng Virstellung, oder ass dat an sou enger Situatioun (François Weber: Am Fong) net méiglech?

F.W.: geholl nit. Am Fong geholl ass elo, ass mengt Liewen eh, eh als Bauerejong eh, 't waren/ déi Zäit waren/ 't ware bal guer keng Aarbechtsplazen elo virum Krich an elo, 't war keng Industrie. Di eenzeg Industrie di, di eh bei eis nobäi war, dat war zu, zu Wolz e d'Liederfabrik an da war nach elo eh hei zu Dikkrech d'Holzindustrie, mee do hutt der eh séier e wéineg an dann hunn o' nach zwéin op der Gemeng geschafft, wi dat war all eh, eh alles wat do war, wu ee konnt Aarbecht kréien an dofir war ech, wär ech, wann de Krich nit komm wier, dann elo eh wier ech/ weess ech nit op et an deem Schlendrian viru gang wier, mee eh, d'Aarbechtsplaze ware rare an eh, a mir hunn déi Zäit eist Geld verdéngt an, an de Louhecken an eh, ech war eh wier bal forcéiert gewiescht esu virun ze fueren. Ech weess et zwar nit, ech weess guer nit wéi mäin, wi mäin Liewe soss hätt kënne verlafen. Well elo su déck ware mir nit do, datt ech hätt kënne doheem vun deem Bauerebetrib liewen. (S.N.: Mhm) An e, datt ech guer keng Virstellung hat, wat ech eh pff/ ech weess nit ob iwwerhaapt, iwwerhaapt déi Zäit, di Jonk Leit vill eh, vill doriwwer nogeduecht hunn. Et sënn der puer vu menge Kollegen, zween oder dräi, di sënn op Dikkrech an de Kolléisch gaang, di hate vläicht méi Moy/ bei eis waren d'Moyenen nit do fir elo kennen an eng aner Schoul ze gouen an eh, su datt ech mengt Liewen och mat mengem Papp gemeet hu, mat eh, mat der/ an de Louhecken. (S.N.: Mhm) An eh, dann an de Wanter se mer an de Bësch Kouerten hae gaangen. Dat war esou déi Zäit esou, su datt ech keng g/ keng Liewenserwaardungen iwwerhaapt eh Vir/ e keng Liewensvirstellung iwwerhaapt hat. Di sinn eréischt nom Krich komm, wi, wi en hott, wi ech hu, hu mussen op d'eege Féiss stouen, sen, sen, 't war eréischt komm, su datt ech elo di éischt Zäit bei engem e, bei engem elo eh, eh Limonadier geschafft hunn, deen, deen, deen eh deen, deen, deen Limonade gemeet huet an eh an du sënn ech jo bei eh als Chauffeur eh bei eh, bei eng, bei d'VGLM

¹⁰³ 1942 wurde die Wehrpflicht im besetzten Luxemburg durch den Chef der deutschen Zivilverwaltung eingeführt, wovon 10.211 Luxemburger der Jahrgänge 1920 bis 1926 betroffen waren. Vgl. zum Thema Michel Pauly, Geschichte Luxemburgs, München 2011, S. 93ff.

komm, bei eh, bei, bon eng Molkerei hei zu, hei zu Ettelbréck an eh, jo vun do aus hunn ech dann eh, du sënn ech dann eh, mech op eemol decidéiert fir elo an d'Infirmièresschoul ze gouen.¹⁰⁴

Die Erzählungen von der Front hatten mich als Interviewerin verunsichert, so dass ich mich kaum traute, ihn nach seinen Träumen und Wünschen in seiner Jugend zu befragen. In lebensbedrohlichen Situationen kann Zukunft Christian Gudehus zufolge als Erwartungshorizont verloren gehen.¹⁰⁵ Und tatsächlich bestätigte François Weber, dass er in seiner Jugend keine Zukunftserwartungen gehabt hätte. Die Gründe dafür lagen zeitlich jedoch schon viel früher in seinem Leben, nämlich vor dem Zweiten Weltkrieg. Denn Handlungsoptionen und berufliche Möglichkeitsräume waren für einen Bauerssohn wie

¹⁰⁴ F10 G1 Weber: 33-34. Sophie Neuenkirch: [...] Darf man denn fragen, oder, hatten Sie überhaupt Träume als sie jung waren von ihrem Leben, wie das so verlaufen soll? Irgendeine Vorstellung, oder ist das in so einer Situation nicht möglich? François Weber: Im Grunde genommen nicht. Im Grunde genommen ist also, ist mein Leben als Bauernjunge ehm, es war/ damals gab es/ es gab fast keine Arbeitsplätze, also vor dem Krieg. Und, also, es gab keine Industrie, die einzige Industrie, die bei uns in der Nähe war, das war in Wilz die [unv.] Fabrik und dann gab es noch hier bei Diekirch die Holzindustrie, aber dort hat man schnell ein wenig/ und dann haben noch zwei bei der Gemeinde gearbeitet, wie / das war alles, alles was da war, wo man Arbeit kriegen konnte und daher war/ wäre ich, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, dann also ehm, weiß ich nicht, ob es in dem Schlendrian weiter gegangen wäre. Aber die Arbeitsplätze waren rar und wir haben damals unser Geld in den Lohhecken und ehm. Ich wäre fast gezwungen gewesen so weiterzumachen, ich weiß es zwar nicht, ich weiß gar nicht wie mein Leben, wie mein Leben hätte anders verlaufen können. Denn, so dicke hatten wir es nicht, dass ich zuhause vom Bauernbetrieb hätte leben können. (S.N.: Mhm). Und ehm, so dass ich gar keine Vorstellung hatte, was ich pff, ich weiß nicht, ob sich die jungen Leute damals überhaupt viele Gedanken darüber gemacht haben. Ein paar von meinen Freunden, zwei oder drei, die sind in Diekirch aufs Gymnasium gegangen, die hatten vielleicht mehr Geld/ bei uns gab es kein Geld, um auf eine andere Schule zu gehen, so dass ich mich an meinen Vater gehalten habe, mit den, mit den Lohhecken. (S.N.: Mhm) Und ehm, im Winter sind wir im Wald Courten schlagen gegangen. Das war damals so. So dass ich keine Lebenserwartungen überhaupt eh um, keine Lebensvorstellungen überhaupt hatte. Die kamen erst nach dem Krieg, als ich auf eigenen Füßen stehen musste. Die erste Zeit habe ich bei einem, also ehm bei einem *Limonadier* gearbeitet, der, der ehm, der Limonade gemacht hat und dann bin ich ehm als Fahrer bei einer, bei der VGLA gelandet, bei ehm, bei, also bei einer Molkerei hier in Ettelbrück. Und ehm, ja von dort aus habe ich dann, ehm da habe ich mich dann schließlich entschieden, in die Krankenpflegerschule zu gehen.

¹⁰⁵ Vgl. dazu Christian Gudehus, „Wenn wir den Krieg verlieren, wird Deutschland eine französische Kolonie sein“, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft*, Göttingen 2011, S. 116-133, hier S. 121.

François Weber, der nur die Grundschule besucht hatte, bereits vor dem Krieg sehr eingeschränkt. Er sagte, dass es in seiner Region, dem Ösling im Norden Luxemburgs in der Vorkriegszeit kaum Arbeitsplätze gegeben habe. Für eine höhere Schulbildung brauchte man damals Geld, das seine Familie nicht aufbringen konnte. Also orientierte er sich an seinem Vater und arbeitete in den Wäldern der Region. Über seine Zukunft habe er sich damals keine Gedanken gemacht, er meint sogar, dass die jungen Leute damals generell nicht darüber nachgedacht hätten.

Den Zweiten Weltkrieg schildert er als Wendepunkt. Nachdem sein Vater gegen Kriegsende in einem Unfall mit einem amerikanischen Jeep ums Leben kam, war er gezwungen, „auf eigenen Füßen zu stehen“. Die Notwendigkeit, Handlungsautonomie zu entwickeln, eröffnete ihm einen alternativen Zukunftshorizont: Er arbeitete bei einem Limonadenhändler, als Fahrer für eine Molkerei, um dann schließlich – wie er an anderer Stelle ausführlicher schildert – auf Anraten eines Onkels eine Ausbildung zum Krankenpfleger zu machen. Im Rahmen der Gehälterreformen für den öffentlichen Dienst in den 1950er bis 1980er Jahren erlangte er einen in seiner Familie noch nie dagewesenen Wohlstand. François Weber schildert sein Leben, v.a. die Zeit vor dem Krieg als recht armselig und düster. Die Zeit nach dem Krieg hingegen hat viele positive Veränderungen mit sich gebracht. So erzählten François Weber und seine Frau Marianne im Familiengespräch:

François Weber: [...] am Fong geholl nom Krich huet sech ganz vill geännert. Elo eh, ech behaapten nach haut: de Krich ass jo näischt Schéines, also Krich, dat, dat dat wënsche mer iech, datt et dat ni mi gëtt, mee all Krich huet duerno nach ëmmer eppes Guddes bruecht, well mol éischtens huet en Aarbecht bruecht. An ech behaapten nach haut, wann de Rundstedt net duerch d'Éislek geraast wier, da ginge nach haut do d'Leit aus dem Kullang drénken.

Sophie Neuenkirch: Aus dem wat drénken? Dat hunn ech elo net#

Christiane Weber (G2): Aus dem Kullang.

F.W.: *Aus der, aus der Dachrinne.*

S.N.: Asou?

F.W.: Well am Éislek war/ et stunge jo vill, vill kleng Buden a kleng eh a klenge Haiser, (S.N.: Mhm) di de, di, di eh vum Rundstedt emgewalzt, (C.W.: An di du) gewälzt si ginn. (C.W.: nei opgebaut goufen, jo.) An do ass alles nei opgebaut, d'ganzt Éislek ass nei opgebaut ginn, ganz, ganz Lëtzebuerg huet sech nom Krich verännert. Suwuel, suwuel wi Lëtzeburger, wi, wi Däitschland och.

Marianne Weber: Jo, dat, dat Haus do, mengt Haus, dat war nit wi et war, wi mir op d'Welt koumen.

F.W.: Dat war och futti vum Krich (M.W.: Dat haten) an esou opgebaut ginn rëm.

M.W.: di Däitsch och futti. Also dat ass verbrannt geweecht. (S.N.: Mhm.) An dunn ass et opgeriicht ginn, net. Awer ganz aneschter wi, wi dat aalt war, ne. Mir haten du mol Plaz! (S.N.: Mhm.) Virdrun hate mer keng Plaz, ne, mee mir haten, mir waren awer zu 5 Kanner dran. D'Leit hu sech vill geplot, ne. (S.N.: Mhm) [hustet].¹⁰⁶

Diese positive Bewertung der Konsequenzen der Kriegszerstörungen im Norden Luxemburgs während der Rundstedt-Offensive und der anschließenden Ardennenschlacht überraschten mich als deutsch-luxemburgische Interviewerin. Ohne den Krieg und die anschließenden

¹⁰⁶ F10 Familiengespräch Weber: 27-35. François Weber: [...] Im Grunde genommen hat sich nach dem Krieg sehr vieles verändert. Also, ehm, ich sage heute noch: der Krieg ist ja nichts Schönes, also Krieg, das, das wünschen wir euch, dass es das nicht mehr gibt, aber jeder Krieg hat hinterher etwas Gutes gebracht, weil erstens hat er Arbeit geschaffen und ich behaupte heute noch, dass wenn der Rundstedt nicht durch das Ösling gerast wäre, dann würden die Leute heute noch aus dem *Kullang* trinken. Sophie Neuenkirch: Aus dem was trinken? Das habe ich jetzt nicht# Marianne Weber: Aus dem *Kullang*. François Weber: [auf deutsch] *Aus der/ Aus der Dachrinne*. S.N.: Ach wirklich? François Weber: Weil im Ösling waren/ es standen ja viele, viele kleine Buden und kleine ehm und kleine Häuser. (S.N.: mhm) Die ehm, die sind ehm vom Rundstedt umgewalzt worden (M.W.: Und die dann) umgewälzt worden sind (M.W.: neu aufgebaut wurden, ja.) Und dort wurde alles neu aufgebaut. Das ganze Ösling wurde neu aufgebaut. Ganz, ganz Luxemburg hat sich nach dem Krieg verändert. Sowohl, sowohl die Luxemburger, als, als auch Deutschland. Marianne Weber: Ja, das Haus dort, mein Haus, das war nicht mehr wie es war, als wir auf die Welt gekommen sind. François Weber: Das war auch durch den Krieg kaputt (M.W.: Das hatten) und ist so wieder aufgebaut worden. Marianne Weber: die Deutschen auch kaputt/ also das war verbrannt gewesen. (S.N.: Mhm) Und dann wurde es wieder aufgerichtet, ne. Aber ganz anders als das Alte, ne. Wir hatten dann endlich mal Platz (S.N.: Mhm). Vorher hatten wir keinen Platz, ne, aber wir hatten, wir waren aber fünf Kinder. Die Leute haben sich viel geplagt, ne. (S.N.: Mhm).

Aufbauleistungen durch den Marshall-Plan hätte sich, François Weber zufolge, in dieser entlegenen Region Luxemburgs sowohl im Bereich der Infrastruktur und der Modernisierung der Häuser als auch an der Arbeitsmarktlage nichts verändert. François Weber spricht im vorigen Interviewausschnitt vom „Schlendrian“ und in diesem Abschnitt von der „Dachrinne“, aus der die Menschen getrunken hätten. Er beschreibt das Ösling damit in einer Entwicklungs- und Modernisierungslogik als rückständig und damit als eine Region, die vor dem Zweiten Weltkrieg keine Zukunftsoptionen bot.

3.2.2 „Et geet de Bierg of“¹⁰⁷ – Das Abstiegsnarrativ

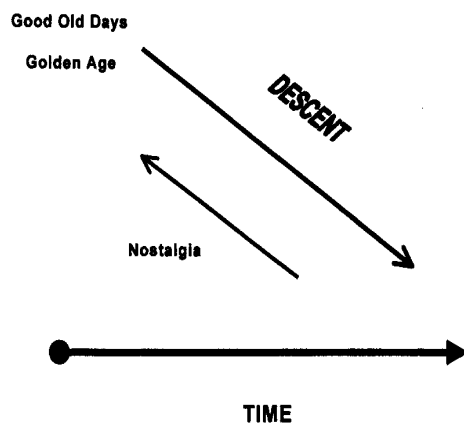


Abb. 4: Abstieg. Aus Eviatar Zerubavel, Time Maps. Collective Memory and the Social Shape of the Past, Chicago 2003, S. 17.

Das Abstiegsnarrativ ist mit seinen 140 codierten Stellen eines der am stärksten vertretenen Sinnbildungsmuster bei den Gesprächen der Interviewten über den sozio-ökonomischen Wandel in Luxemburg. Die Gesprächsteilnehmer drücken in diesem Sinnbildungsmuster retrospektiv den Wandel von einem besseren Zustand in der Vergangenheit zu einem schlechteren Zustand in der Gegenwart aus; oder sie zeichnen prospektiv ein pessimistisches Bild der Zukunft. Die Idealisierung der Vergangenheit ist erzählerisch ergänzend, aber perspektivisch das Gegenstück zum Abstiegsnarrativ (vgl. Abb. 4).

¹⁰⁷ F3 Familie Daniel: 326. [Es geht bergab.](#)

Der überwiegende Teil der Sprechakte, die unter Abstiegsnarrativ codiert wurden, entstammen den Familiengesprächen (49 Codings). Bei den Gruppengesprächen dominiert das Sinnbildungsmuster bei der jüngsten Gruppe (17 Codings), gefolgt von der mittleren Gruppe (14 Codings), das Schlusslicht bildet die älteste Gruppe (11 Codings). Die auffällig häufige Verwendung des Abstiegsnarrativs in der jüngsten Gruppe ist nicht unbedingt repräsentativ für diese Altersgruppe in meinem Sample. Es handelt sich vielmehr um einen Freundeskreis, der diese negative Bewertung des sozialen Wandels aufgrund ähnlicher beruflicher Erfahrungen mit jüngeren Menschen teilt.

Idealisierungen der Vergangenheit kommen mit 94 codierten Textsegmenten sehr viel seltener vor. Wenn man die Gespräche nach Gruppen sortiert betrachtet, dominieren auch hier die Familiengespräche (29 Codings) gegenüber den Einzelgesprächen, bei denen die Enkelgeneration das Schlusslicht einnimmt (G1 = 24 Codings; G2 = 17 Codings; G3 = 7 Codings). Bei den Gruppengesprächen führt die älteste Gruppe (8 Codings) vor der jüngsten (6 Codings) und der mittleren Gruppe (5 Codings).

Eine deutlich pessimistische Sicht auf die Zukunft haben nur zwei Familien (Daniel und Pisani). Bei allen anderen Familien gibt es entweder nur sehr wenige Stellen, die so codiert wurden oder – in zwei Fällen (Ahles und Bach) – gar keine. Insgesamt gesehen dominiert hier ausnahmsweise die Elterngeneration (17 Codings) vor den Familiengesprächen (16 Codings) und den Enkeln (6 Codings) und Großeltern (4 Codings). Dasselbe Bild zeigt sich auch in den Gruppengesprächen (AK G2 = 14 Codings; AK G3 = 12 Codings; AK G1 = 2 Codings). Die Eltern nehmen hier generationell eine Zwischenposition ein: Sie verstehen die gegenwärtige Lage besser als die Großelterngeneration, für die vieles fremd bleibt, können also besser die Lebensweisen vergleichen. Die jüngste Generation hat keinen entsprechenden Erfahrungsraum und empfindet vieles als ‚normal‘, was ältere Generationen als Verschlechterung betrachten. Die große Anzahl unter ‚Pessimismus‘ codierter Interviewpassagen bei der Gruppe der Jüngsten (AK G3) ist auch hier nicht repräsentativ, sondern gruppenspezifisch.

Abstiegsnarrativ (140 Codings)
G1 (22) G2 (18) G3 (9) Familiengespräche (49) AK G1 (11) Ak G2 (14) Ak G3 (17)
Idealisierung der Vergangenheit (94 Codings)
G1 (24) G2 (17) G3 (7) Familiengespräche (29) AK G1 (8) Ak G2 (5) AK G3 (6)
Pessimismus (71 Codings)
G1 (4) G2 (17) G3 (6) Familiengespräche (16) AK G1 (2) AK G2 (14) AK G3 (12)

Abb. 5: Übersicht Codes zu Abstiegsnarrativ

Der folgende Ausschnitt aus dem Einzelgespräch mit Lucienne Pisani (*1993), einer Auszubildenden, ist insofern typisch für dieses Sinnbildungsmuster als sie die Vergangenheit idealisiert, den sozialen Wandel seither als Abstieg bewertet und keine positive Sicht auf die Zukunft zum Ausdruck bringt. Der Ausschnitt ist jedoch in seiner thematischen Ausrichtung recht untypisch für dieses Sinnbildungsmuster, wenn auch charakteristisch für Luciennes

Sicht auf die Welt, wie sie sie mir während der Interviews erklärt hat. Lucienne Pisani lebt im Westen Luxemburgs, hatte bereits eine Depression, Erfahrungen mit Mobbing in der Schule und wußte lange Zeit nicht, ob sie ihre Ausbildung zur Gärtnerin zum Abschluß bringen würde. Sie lebt zusammen mit ihrer älteren Schwester, ihrer geschiedenen Mutter und ihrer Großmutter. Auf meine Frage, was sie über das Leben zur Zeit ihrer Vorfahren wüsste antwortete sie mir:

Lucienne Pisani: [...] dass sech alles vill méi schnell entwéckelt huet wéi haut. Well haut kënnt näischt méi vun eh, haut kommen jo keng bahnbrechend Erfindunge méi. Fréier ass dat ëmmer (Sophie Neuenkirch: mhm) bal all Joer ass [S.N. räuspert sich] eppes Neies, eppes. Ech soen lo, dat ass elo e blöd Beispill an 't ass och vill méi laang hir, wi meng Bom al ass, mee d'Luucht oder sou, (S.N.: mhm) déi erfonnt, de Strom (S.N.: mhm), sou Saachen, ts, ech weess net, 't kënnt näischt méi no, do muss dach awer alt nach méi sinn, wat ee kann erfannen (S.N.: mhm) wat d'Liewen bera/ beräichert wann een dat sou ka soen. Jo ffh¹⁰⁸

Lucienne spricht hier unbewusst eine paradoxe Beobachtung an: Trotz stetiger Beschleunigung des sozialen Wandels werde dieser als ‚Rasender Stillstand‘ empfunden. Diese paradoxe Kehrseite der sozialen Beschleunigung wird von Hartmut Rosa beschrieben. Sie bildet

die Grundlage für die Erfahrung der Ereignislosigkeit und des Stillstandes *unter der sich rasch wandelnden Oberfläche* gesellschaftlicher Zustände und Ereignisse, welche als eine zweite Grunderfahrung von Modernisierung von Anfang an die neuzeitliche Dynamisierungswahrnehmung begleitet und sich oftmals just in Phasen heftiger Akzelerationsschübe individuell in Ausprägungen des ‚ennui‘ oder der ‚existenziellen Langeweile‘ und kollektiv in der Diagnose einer kulturellen Kristallisation bzw. des *Endes der Geschichte*, in jedem Fall aber als Perzeption einer *Wiederkehr des Immergleichen* niederschlägt.¹⁰⁹

¹⁰⁸ F11 G3 Pisani: 2. Lucienne Pisani: [...] dass sich alles viel schneller entwickelt hat als heute. Weil, heute kommt ja nichts mehr, ehm, heute gibt es ja keine bahnbrechenden Erfindungen mehr. Früher war da immer (S.N.: mhm) fast jedes Jahr [S.N. räuspert sich] ist da etwas neues, etwas/ Ich sage mal, das ist jetzt ein blödes Beispiel und es ist auch schon länger her als meine Oma alt ist, aber das Licht oder so (S.N.: mhm) erfunden worden, oder der Strom, so Sachen, ts, keine Ahnung, es kommt nichts mehr nach, da muss doch aber noch mehr sein, was man erfinden kann (S.N.: mhm), was das Leben be/ bereichert, wenn man das so sagen kann. Ja, pff.

¹⁰⁹ Hartmut Rosa, Beschleunigung, S. 465.

Die von Lucienne angesprochenen technologischen Erfindungen, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert großen sichtbaren Einfluss auf das Leben der meisten Menschen in Europa und den USA hatten, bezeichnet Hartmut Rosa neben der digitalen und politischen Revolution um 1989 als Phasen massiver Beschleunigung. Diese letzt genannte digitale Revolution, allen voran die Einführung des Internets, fällt in die Zeit von Luciennes Geburt. Sie ist mit Computern und dem Internet, mit digitalen Filmeffekten und mit mobiler Telekommunikation aufgewachsen und kann daher offenbar den ‚revolutionären‘ oder „lebensbereichernden“ Aspekt dieser Erfindungen nicht wahrnehmen, sie sind für sie zur Selbstverständlichkeit ihres Lebens geworden. Ihre Sicht dürfte beeinflusst sein durch populärwissenschaftliche Fernsehsendungen. An anderer Stelle des Gespräches erwähnte sie nämlich Albträume, die sie nach der Wissenschaftssendung ‚Galileo‘ auf dem Fernsehsender Pro7 über das Schrumpfen des Universums bekommen hätte. In Kombination mit ihren Lebensumständen und ihrer psychischen Erkrankung führen solche Sendungen bei ihr zu einer negativen Bewertung der rezenten Entwicklungen.

In der Gruppe der Jüngsten (AK G3) führt hingegen Laure (*1986), eine Sonderschullehrerin aus der Nähe der Stadt Ettelbrück im Norden Luxemburgs, ihre negativen Bewertungen der gesellschaftlichen Entwicklungen auf Erzählungen ihrer Großeltern zurück.

Laure: [...] An ech mengen, dat ass eppes, wat . immens verluer geet. An . . mir hunn ni déi Erfahrung misse maachen, datt mer op der Grenz stungen zu . . ehm wéi soll ech dat soen . datt mer d'Erfahrung gemaach hunn, dass et engem konnt besser goen, well deen aneren engem gehollef huet. Gedeelt huet. (Sophie Neuenkirch: mhm) Mir hunn dat net/ mir haten ëmmer alles/ genuch, fir datt et eis *plus ou moins* gutt géif goen. An . . ech mengen, wann/ dat war sou oft eppes, wat een, mengen ech, a Gespréicher gemierkt huet mat Grousselteren. Eng ganz aner Astellung (S.N.: mhm) zu deem aneren. Zu eppes matginn, dat ass selbstverständlech. 'T ass, 't ass, 't stellt sech guer net d'Fro, mat deem aneren ze deelen, well, jo dat war einfach sou, mengen ech, an där Generatioun. Ehm, datt een nëmmen andeems een zesummegehal huet, konnt iwwerliewen. An dat ass eppes wat mir, mengen ech, net méi kennen an och net méi bedenken. Datt een vläicht irgendwann un deem Punkt ass, wou een op deen aneren ugewisen ass, fir kënnen (S.N.: mhm) eehe ze iwwerliewen elo. An extrem gesot, mee op/ am Fong symbolesch einfach .. heiansdo op deen anere muss ugewise sinn an net zevill individualistes, [Telefon klingelt] egoistes ka ginn. . An dono eleng do steet.

[lacht]¹¹⁰

Laure orientiert sich an den Erzählungen ihrer Großeltern, von denen sie ein idealisierendes Bild der Vergangenheit zurückbehalten hat: Früher sei es selbstverständlich gewesen, mit anderen zu teilen, anders sei es in schwierigen Zeiten nicht möglich gewesen, zu überleben. Die ‚schwierigen Zeiten‘, das „Überleben durch Zusammenhalt“ dient hier als romantisierender Deutungsrahmen, dessen per se negative Bedeutung erfolgreich ausgeblendet wird. Hjelte Berg beschreibt wie sich dänische Jugendliche in die Jugendzeit ihrer Großeltern, also in die Zeit der deutschen Besatzung Dänemarks, zurückträumen, weil sie den Eindruck haben, dass die Menschen damals in der Not solidarischer waren, enger zusammengedrückt sind, nicht so individualistisch waren. Der Aspekt der Not fällt dabei wie bei Laure nicht so sehr ins Gewicht oder wird erfolgreich ausgeblendet.¹¹¹ Laure wünscht sich daher für die Zukunft, dass es wieder selbstverständlicher wird, ein bisschen mehr auf andere angewiesen zu sein und mit anderen zu teilen. Ihre Generation habe diese Erfahrung der Abhängigkeit von anderen nicht machen müssen und dies daher verlernt. An ihrer Lesart der Erzählungen der Großeltern lässt sie auch keinen Zweifel aufkommen: das war damals selbstverständlich, die Frage stellte sich gar nicht, das war damals einfach so.

¹¹⁰ AK G3: 194. Laure: [...] Und ich denke, das ist etwas was . enorm verloren geht. Und .. wir mussten nie die Erfahrungen machen, dass wir auf der Grenze standen zu .. ehm wie soll ich das sagen . dass wir die Erfahrung gemacht haben, dass es einem besser gehen konnte, weil der andere einem geholfen hat, geteilt hat. (S.N.: mhm) Wir haben das nicht/ wir hatten immer alles/ genug dass es einem mehr oder weniger gut ginge. Und .. ich denke, wenn/ das war so oft etwas, das man finde ich in den Gesprächen mit den Großeltern gemerkt hat. Eine ganz andere Einstellung (S.N.: mhm) dem anderen gegenüber. Zum etwas mitgeben, das ist selbstverständlich. Das, das, das, die Frage stellt sich gar nicht, ob man mit einem anderen teilt, weil, ja, das war einfach so in der Generation. Ehm, dass man nur, indem man zusammengehalten hat, überleben konnte. Und das ist etwas, was wir denke ich, nicht mehr kennen und auch nicht mehr bedenken. Dass man vielleicht irgendwann mal an dem Punkt ist, wo einer auf den anderen angewiesen ist, um zu (S.N.: mhm) eeeh zu überleben jetzt mal extrem gesagt, aber auf/ im Grunde symbolisch einfach .. manchmal einer auf den anderen angewiesen sein muss und nicht zuviel individualistisch, egoistisch [Telephon klingelt] sein kann .. und danach alleine da steht. [lacht]

¹¹¹ Vgl. Helle Bjerg, *The Culture of Memory in the „Grandchildren Generation“ in Denmark*, in: ders., Claudia Lenz, Erik Thorstensen (Hg.), *Historicising the Uses of the Past. Scandinavian Perspectives on History Culture, Historical Consciousness and Didactics of History Related to World War II*, Bielefeld 2011, S. 241-257, hier S. 245.

An anderer Stelle des Gruppengesprächs begründet Laure ihre Hoffnung auf ein solidarischeres Zusammenleben mit einem Erlebnis, das sie während eines Aufenthaltes in Burkina Faso bei einer Nichtregierungsorganisation (NGO) in hatte.

Laure: [...] wou ech ëmmer erëm sou impressionéiert war/ also ech, ech schaffen benevole och an enger ONG an ech war eben och lo e puer Mol am, am Burkina Faso, an wat mech ëmmer erëm impressionéiert huet, an ech mengen dat ass eben genau dat wu mer lo geschwat hunn, a wat ech do erlieft hunn, do .. mir kënnen net dat deelen/ verdroen et net wann deen aneren och nëmmen e bësse méi huet oder e bësse méi kritt, obwuel en zwou Stonne manner geschafft huet, wat mer lo gesot hunn. An do kënt en, kënt ee Kand, deen Hunger huet, dat hätt gär eppes. Deem gëtt een/ ginn ech ee kléngt Stéck sou mat. 't ass sou, sou grouss [zeigt mit den Händen], dat emol net duergeet fir een. An dat geet hannen an den Eck an et kommen zéng Kanner, a si deelen dat kléngt Stéck duerch zéng. (S.N.: mhm) Fir datt jiddwereen eppes kritt. Besser jiddwereen eppes klenges, da packe mer et alleguer e bësse méi laang wéi een alles an déi aner kréie guer näischt. An dat ass su eppes wat mir hei, dee Gemeinschaftssënn, dat Solidaritéits . bewosstsinn, wat mengen ech hei einfach komplett, komplett fort ass, an . lo, wann ee lo ganz wäit geet, denken ech heiansdo, wann jiddwereenan eng extrem Situatioun géif kommen, sief et duerch irgendeng Naturgewalt. 't géif iergendee katastrophalen Zoustand hei anrieden, froen ech mech wéi mir (Eric: mhm) do giffe reagéieren, well mer dat guer net méi kennen an net mi kënnen. (Fränz: Een deen aneren vrecktschloen fir eppes ze kréien) Do, dat géif komplett géif et ausaarten, well jiddwereen wéilt just fir sech (S.N.: mhm) an gif kucken, datt en eppes selwer fënnt, fir eleng, selwer z'iwwerliwen. Wann en duerno ganz eleng iwwerlieft huet, pft. (S.N.: mhm) Mee awer dee Moment mat deelen, ech weess net ob vill Leit dat haut nach kinnten. (S.N.: hm) An dat fannen ech, also dat mécht mer heiansdo e bëssen Angscht.

Claire: Jo dat ass och dat wat mir am meeschten Angscht mécht fir d'Zukunft.¹¹²

¹¹² AK G3: 203-205. Laure: Wo ich mal so beeindruckt war, also ich, ich arbeite ja ehrenamtlich bei einer NGO und ich, ich war eben auch ein paar Mal in, in Burkina Faso, und was mich immer wieder aufs Neue beeindruckt hat, und ich denke, es ist genau das, wovon wir da grad gesprochen haben und was ich dort erlebt habe . wir können nicht teilen, ertragen es nicht zu teilen, wenn ein anderer auch nur ein bisschen mehr hat oder mehr bekommt, obwohl er zwei Stunden weniger gearbeitet hat, wovon nun grad die Rede war. Und da kommt ein, kommt ein Kind, das Hunger hat, das hätte gerne etwas. Dem gibt man ein kleines Stück mit, das ist so, so groß, dass es nicht für einen reicht. Und das geht nach hinten in eine Ecke und da kommen zehn Kinder und sie teilen das kleine Stück durch zehn, (S.N.: mhm) damit jeder etwas abkriegt. Besser jeder hat was kleines, dann schaffen wir es alle zusammen ein bisschen länger, als wenn einer alles und die anderen gar nichts bekommen. Und das ist so das, etwas, was mir hier, der Gemeinschaftssinn, das Solidaritäts .

In diesem fast biblisch klingenden Gleichnis von dem hungrigen afrikanischen Kind, das sein winziges Stück Brot mit anderen teilt, drückt Laure eine große Sehnsucht nach einer besseren Welt, nach einem ‚Paradise Lost‘ aus. Verstärkt wird dieses starke und emotionale Bild durch ihre dystopische Zukunftsvision, die Laure für die westliche, die luxemburgische Gesellschaft zeichnet, die sich – und da stimmen ihr ihre Freunde zu – in einer ähnlichen Extremsituation der Warenknappheit, in eine brutale Welt verwandeln würde, in der die Menschen einander umbringen würden, um zu überleben, weil sie die Fähigkeit verloren haben zu teilen und auch nicht mehr bereit dazu sind. Laure orientiert sich in dieser Geschichte nicht an den von ihr idealisierten Erzählungen ihrer Großeltern wie im vorherigen Beispiel, sondern an einer romantiserten Vorstellung einer außereuropäischen Kultur. Sogar unter harten Lebensbedingungen blieben die Menschen dort solidarisch, die Interessen der Gruppe zählten mehr als die des Einzelnen. Diese Deutung lässt an Beschreibungen des ‚Edlen Wilden‘ denken, der Vorstellung eines durch die ‚Zivilisation‘ unverdorbenen ‚Naturmenschen‘.¹¹³

Was in Burkina Faso sowie vermutlich in der Kriegszeit bei ihren Großeltern noch möglich war, nämlich dass Menschen in höchster Not zusammenhalten, können sich diese jungen Erwachsenen bei der gegenwärtigen luxemburgischen Gesellschaft nicht mehr vorstellen. Laure unterscheidet bei der ersten Geschichte scharf zwischen der Generation ihrer Großeltern und ihrer eigenen. Man kann also zu recht von einem Auseinanderklaffen der Erfahrungsräume zwischen den Generationen sprechen. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Erzählungen von einer anderen Zeit keinen Orientierungswert mehr für sie hätten. Im

bewusstsein, was denke ich hier komplett weg ist. Und . wenn man jetzt mal ganz weit geht, denke ich manchmal, wenn jeder in eine extreme Situation käme, sei es durch irgendeine Naturgewalt . es würden hier katastrophale Zustände eintreten, da frage ich mich wie wir (Eric: mhm) da reagieren würden, weil wir das gar nicht mehr kennen und nicht mehr können (Fränz: Einer würde den anderen totschießen, um etwas zu kriegen) Da, das würde komplett ausarten. Weil jeder nur für sich (S.N.: mhm) und zusehen würde, dass er etwas für sich selber findet, um alleine, selber zu überleben. Wenn man danach alleine überlebt hat, pft (S.N.: mhm) Aber in dem Moment teilen, ich weiß nicht, wieviele Menschen das heute noch könnten. (S.N.: mhm) Und das finde ich, also, das macht mir manchmal ein bisschen Angst. Claire: Ja, das ist auch das, was mir am meisten Angst macht für die Zukunft.

¹¹³ Der Begriff taucht das erste Mal in John Drydens Stück „The Conquest of Granada“ Teil 1 von 1692 auf, wird aber in der Regel Jean-Jacques Rousseau (1712-1778) zugeschrieben. Vgl. dazu Alan Barnard, Jonathan Spencer (Hg.), Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology, London und New York 2008.

Gegenteil: Die Vorstellung eines solidarischeren Zusammenlebens der Menschen in dieser Zeit dient ihr als Deutungsrahmen, um Wünsche für eine bessere Zukunft zu formulieren. Und das ist ihr eigentliches Anliegen, ihre Hoffnung. Vorbilder dafür findet sie sowohl in den Erzählungen ihrer Großeltern, als auch im Burkina Faso der Gegenwart. Laures gegenwärtiges Orientierungsbedürfnis führt sie also in die Vergangenheit sowie in die Ferne. Der Antrieb für die Mobilisation von Vorbildern in der Vergangenheit und Gegenwart ist jedoch ihre Angst vor einer möglicherweise katastrophalen Zukunft.

3.2.3 „Deen an der Höhl huet sech bestëmmt och scho sou Froe gestallt“¹¹⁴ –

Permanenz im Wandel

Unter ‚Permanenz im Wandel‘ wurden Textpassagen codiert, die man – Rüsens Typologie folgend – auch als exemplarische oder traditionelle Sinnbildungsmuster beschreiben kann. Ob diese Permanenz jedoch eine konkrete Sache, wie z.B. ein bestimmtes Verhalten in einer bestimmten Situation, oder ob diese konkrete Sache immer wieder in neuem Gewande auftaucht, also eine abstrahierte Idee davon ist, macht den Unterschied zwischen traditionellem und exemplarischem Sinnbildungsmuster aus.¹¹⁵ Für das hier beschriebene Sinnbildungsmuster gilt, dass Veränderungen im Laufe der Zeit für bestimmte Bereiche des Lebens negiert werden. Die Interviewten relativieren vermeintlich neue, moderne Sachverhalte, nennen vergleichbare Beispiele aus früheren Zeiten oder kommentieren eine Geschichte mit „das war schon immer so“. Hierin drückt sich ein Geschichtsverständnis aus, demzufolge es trotz großer Veränderungen auch einige Konstanten gibt, oder anders ausgedrückt: Permanenz im Wandel, die die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet und dies auch in Zukunft tun wird.

Mit großem Abstand relativieren die Interviewten am häufigsten die Vergangenheit in den Familiengesprächen (11 Codings) gegenüber den Einzelgesprächen (G1=4 Codings; G2= 3 Codings; G3= 2 Codings) und den Gruppengesprächen der mittleren Gruppe (8 Codings). In der ältesten und der jüngsten Gruppe taucht dieses Sinnbildungsmuster nicht auf.

¹¹⁴ AK G2: 683. [Der in der Höhle hat sich bestimmt auch schon so Fragen gestellt.](#)

¹¹⁵ Vgl. Jörn Rüsen, Historical Narration: Foundation, Types, Reason, in: *History and Theory*, 26(4), 1987, S. 87–97.

Permanenz im Wandel (28 Codings)
G1 (4)
G2 (3)
G3 (2)
Familiengespräche (11)
AK G1 (0)
Ak G2 (8)
Ak G3 (0)

Abb. 6: Übersicht Code ‚Permanenz im Wandel‘

Der folgende Ausschnitt stammt aus dem Interview mit der mittleren Gruppe. Am Gespräch beteiligt waren in dieser Gruppe das Ehepaar Julie (*1955) und Georges (*1957), sie eine Erzieherin, er ein Bankangestellter; dann Julies Schwägerin Danielle (*1957), eine Hausfrau und schließlich Julies Freundin Christiane (*1958), ebenfalls eine Erzieherin. Kurz zuvor hatte ich in die Runde gefragt, ob wir das Gespräch beenden sollten, oder ob die Gesprächsteilnehmer noch etwas hinzufügen wollten. Daraufhin entwickelte sich eine Diskussion, die dadurch ausgelöst wurde, dass Julie erneut laut über die „ungeheuerlichen“ Veränderungen seit der Zeit ihrer Großeltern nachdachte. Nachdem die Unterschiede festgestellt wurden, einigten sich die Interviewten darauf, dass manche Dinge immer gleich blieben oder sogar wiederkehren würden. Die Grundgedanken und -sorgen seien dieselben bei ihren Urgroßmüttern und bei ihnen. Trotzdem:

Christiane: Si [ihre Urgroßeltern, Anm. S.N.] géife komesch kucken, wann se erëm eng Kéier hei duerch d'Land, duerch d'Stad géife goen, bestëmmt.

Julie: Jo mee kuck [Christiane lacht] nom Krich, nom Éischte Weltkrich, war et do einfach? (Christiane: Mee iwwerlee der dat emol) Zwëschent den zw/ zwee Weltkricher. (Danielle: 'T ass dat nach ëmmer ginn) Dat war eng schwierig Zäit. D'Zwanzeger Joeren (Georges: Absolut) Oder och virdrun. Also pffhh, (Christiane: Ech denken och) 't war nach ni einfach, dovunner ofgesinn (Christiane: Nee ech mengen dat och. Ech mengen dat och.) 't wëllt ee jo ëmmer, dass et méi einfach ass, 't ass vläicht dat. [lacht] Därmoossen paradisesch Hoffnung.

Georges: 'T gehéiert zur Utopie [lacht]¹¹⁶

Christiane versuchte erneut auf die Veränderungen zu sprechen zu kommen, Julie hingegen betonte die Schwierigkeiten des Lebens, eine Konstante, die sich durch alle Zeiten zieht. Die damit verbundene Hoffnung, es könne einmal besser, im Sinne von weniger mühsam werden bezeichnete Georges als Utopie und verwies sie in den Bereich des Unrealistischen. Ich fragte nach, was denn genau die Generationen über die Zeiten hinweg verbinden würde. Nachdem die Gruppe erst einmal verstummte, nannten die Interviewten Sinnfragen, Werte wie Freundschaft und Familie und den ewigwährenden Wunsch nach Verbesserung oder Erleichterung.

Christiane: An eppes ëmmer/ den däi Wonsch ëmmer ze verbesseren ass och do. Ob s de lo eeh, eeh, 1600 kucks oder ob s de lo eist Joerhonnert kucks, ech denken, de Wonsch, eppes ze verbesseren, eppes méi einfach ze man, ass ëmmer do. (Julie: jo gutt. Dat ass richtig.) Da kuck emol, déi, déi ganz . . fir 't éischt bass de ze Fouss gaang, dunn bass de um Päerd geridden, du bass de mam Zuch gefuer, du bass de Auto gefuer/ An gë/ 't ass ëmmer dat awer [Georges unv.] dat, dat weider / dat ass einfach/

Julie: Jo, jo. (Danielle: Ëmmer méi séier) Ëmmer méi séier, jo

Georges: Dat och.

Christiane: Ëmmer weider. Ëmmer anzwousch, wou s de net sou bass [Julie unv.] ëmmer . . ech denken, dat ass einfach e Stéck vum Mënsch dran.

Danielle: jo.

Sophie Neuenkirch: Sou e Fortschrëttsdenken?

¹¹⁶ AK G2: 657-659. Christiane: Sie [die Urgroßeltern, Anm. S.N.] würden komisch schauen, wenn sie noch einmal hier durchs Land, durch die Stadt gehen würden, bestimmt. Julie: Ja, aber schau [Christiane lacht] nach dem Krieg, nach dem Ersten Weltkrieg war es auch nicht einfach. (Christiane: Aber stell dir das mal vor) Zwischen den zw/ zwei Weltkriegen (Danielle: das gab es schon immer) das war eine schwierige Zeit. Die 20er Jahre (Georges: Absolut) oder auch vorher. Also pffhh, (Christiane: Ich denke auch, dass/) es war noch nie einfach davon mal abgesehen (Christiane: Nein, das glaube ich auch. Ich denke auch) man will ja immer, dass es einfacher ist, vielleicht ist es das [lacht] eine dermaßen paradiesische Hoffnung. Georges: das gehört zur Utopie. [lacht]

Christiane: Jo e Frotschrëttsdenken, jo dat och.¹¹⁷

Christiane beschreibt eine technologische Evolution als Beispiel für eine solche Konstante, aber auch die Erforschung unbekannter Welten als im Menschen naturgemäss angelegten Forschungsdrang. Schließlich kommt sie von einer europäischen auf eine globale Konstante zu sprechen:

Christiane: [...] an ech denken déi aner Froe sinn all déi selwecht. Firwat bass de op der Welt? (Julie: Wou gees de hin?) Gëtt et iergendeng héijer Muecht oder gëtt et keng? Gëtt et/ wat ass et virum/ ier s de op der Welt bass? Wat bass de wann s de gestuerwe bass? Dat si Froen, déi/ (Julie: Dat bleift.) Dat bleift (Danielle: Jo) Ech denken, déi/ dat/ ëmmer.

Julie: Egal a wat fir engem, wat fir Äntwerten, dass de do sichs.

Christiane: An och egal, vu wou s de kënns.

Julie: Déi bleiwen an all, an all Kultur an all#

Christiane: An all Joersdénge an op all Plaz vun der Welt, d'Äntwerten sinn anerer, mee ech denken d'Froen sinn di selwecht.

Julie: jo d'Froe si ganz sécher déi selwecht.

Danielle: Jo.

Christiane: Deen an der Höhl huet sech bestëmmt och scho sou Froe gestallt. [Danielle lacht] Garantéiert. [lacht] Doudsécher.

¹¹⁷ AK G2: 666-672. Christiane: Und [unv.] immer dein Wunsch immer zu verbessern, ist auch da. Ob man jetzt eh, eh 1600 nimmt oder unser Jahrhundert. Ich denke, der Wunsch etwas zu verbessern, etwas einfacher zu machen, ist immer da. (Julie: Ja gut, das ist richtig.) Schau doch mal, die, die ganze ... zuerst ist man zu Fuß gegangen, dann auf dem Pferd geritten, dann mit dem Zug gefahren, Auto gefahren. Und ge/ es ist immer das [Georges unv.] das, das weiter/ das ist einfach# Julie: Ja, ja (Danielle: Immer schneller) Immer schneller, ja. Georges: Das auch. Christiane: Immer weiter, immer irgendwohin, wo man noch nicht ist [Julie unv.] immer ... ich denke, dass ist im Menschen drin. Danielle: ja. Sophie Neuenkirch: So ein Fortschrittsdenken? Christiane: Ja, ein Fortschrittsdenken, das auch.

[alle lachen]

[Julie unv.]

Christiane: Jo a firwat huet e gemoolt? Un d'Mauere vun der Höhl. [unv] fir eppes weiderzeginn. (Julie: [unv] Säbeltiger [unv]) Fir en, en, eng Spur ze hannerloossen, ma dat man mir jo och.

Julie: jo.

Danielle: jo¹¹⁸

Christiane nennt erneut die verbindenden Grundideen, die uns Menschen heute nicht nur mit denen der Vergangenheit (bis zu den „Höhlenmenschen“), sondern auch mit denen anderer Kulturen verbindet. Auf diese Weise wird eine universale Menschengemeinschaft konstruiert, die Menschen in dem Wunsch, den Nachkommen etwas von den eigenen Erfahrungen und Werten weiterzugeben, vereint und dies trotz Veränderungen in der Zeit und kultureller Unterschiede. Dieses Sinnbildungsmuster gibt somit die beruhigende Gewissheit, dass auch in einer unbekannten Zukunft, die möglicherweise eine Menge technologische und soziale Veränderungen bereit hält, manche Dinge immer gleich bleiben werden: der Wunsch nach Minderung der Mühen des Lebens, die Weitergabe von Werten und die Frage(n) nach dem Sinn des Lebens.

¹¹⁸ AK G2: 676-688. Christiane: Und ich denke, die anderen Fragen sind alle dieselben. Wieso ist man auf der Welt? (Julie: Wo geht man hin?) Gibt es irgendeine höhere Macht oder gibt es keine? Gibt es, was ist bevor man auf die Welt kommt, was ist man, wenn man gestorben ist? Das sind Fragen, die (Julie: das bleibt) Das bleibt (Danielle: Ja) Ich denke, die das, immer. Julie: Egal, in was für einem, was für Antworten man auch sucht. Christiane: Und auch egal woher man kommt. Julie: Die bleiben in allen, in allen Kulturen und [unv]. Christiane: Und alle Jahresdinger und auf allen Orten dieser Welt, die Antworten sind andere, aber ich denke, die Fragen sind dieselben. Julie: Ja, die Fragen sind ganz sicher dieselben. Danielle: Ja. Christiane: Der in der Höhle hat sich bestimmt auch schon so Fragen gestellt. [Danielle lacht] Garantiert. [lacht] Totsicher. [alle lachen] [Julie unv.] Christiane: Ja, warum hat er gemalt? An den Höhlenwänden [unv.], um etwas weiterzugeben (Julie: [unv.] Säbeltiger [unv.]) Um eine, eine, eine Spur zu hinterlassen. Das machen wir doch auch. Julie: ja. Danielle: ja.

3.3 Sprachliche Realisierungsmuster von Geschichtsbewusstsein

In diesem Kapitel sollen ebenfalls Sinnbildungsmuster präsentiert werden. Sie unterscheiden sich von den vorherigen insofern, als sie keine Zeitverlaufsvorstellungen darstellen, sondern Erfahrungsräume vergleichen („Abwägen“), bestimmte Lesarten des Geschichtsbewusstseins festschreiben („Affirmationen“) oder in Form von mentalen Zeitreisen alternative Zukünfte imaginieren („kontrafaktische Aussagen“). Mittels bestimmter sprachlicher Ausdrücke oder grammatikalischer Formen, werden bestimmte Betrachtungsweisen der Vergangenheit ausgedrückt.

Bei „kontrafaktischen Aussagen“ handelt es sich um mentale Zeitreisen, in denen alternative Lebenswege imaginiert werden. Es geht seltener um allgemeine Aussagen zum sozialen Wandel, sondern fast ausschließlich um Evaluationen der eigenen Lebensgeschichte, wenn auch gelegentlich eingebettet in einen spezifischen historischen Kontext. Im Gegensatz zu Prognosen oder Erwartungen, die auf eine vergangene oder gegenwärtige Zukunftsperspektive ausgerichtet sind, handelt es sich bei kontrafaktischen Aussagen um Ereignisse, die in der Vergangenheit eben *nicht* stattgefunden haben. Die grammatikalischen Formen sind der Konjunktiv und in vielen Fällen der Konditionalsatz. Solche Gedankenspiele münden oft in Rechtfertigungsnarrativen, wieso dies oder jenes nicht möglich war.

Kontrafaktische Aussagen lassen sich folgendermaßen unterteilen:

1. Die Vorstellung alternativer Handlungsoptionen und Möglichkeitsräume in der Vergangenheit:

Sprachlicher Marker: Konjunktiv Perfekt und Konditionalsätze.

- a) „Wenn ich dies oder jenes gemacht / nicht gemacht hätte, dann ...“ oder „Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn dies oder jenes anders abgelaufen wäre“ oder „Was wäre gewesen, wenn ...“. In dieser Form drücken sich Vorstellungen über alternative Lebenswege aus, die zu Ende durchdacht werden. Wenn in der Vergangenheit ein oder mehrere Dinge anders gelaufen wären, dann folgen daraus alternative Konsequenzen für vergangene Zukunfterwartungen, aber eben auch für die Gegenwart.

- b) „Ich hätte dieses oder jenes tun können / gerne gemacht“ oder „Ich wäre gerne dies oder jenes geworden“. In dieser Form werden vergangene Wünsche oder Träume, aber auch alternative Handlungsoptionen ausgesprochen.
 - c) Betonung des gewandelten historischen Kontextes: „Heute würde / könnte ich dieses oder jenes machen“ oder „Heute müsste / würde dieses oder jenes nicht mehr geschehen“. In dieser Form wird das Leben eingebettet in einem spezifischen historischen Kontext vorgestellt und die vergangenen Entscheidungen oder Geschehnisse entsprechend sinnvoll erklärt.
2. Bereuen: „Es tut mir leid, dass ich dieses oder jenes gemacht/ nicht gemacht habe“. Der vergangene historische Kontext bietet keine sinnvolle Erklärung für die einmal getroffenen Entscheidungen. „Auch in Vergangenheiten ist jede Menge Zukunft enthalten, die besonders dann emotional bedeutsam bleibt und weiterwirkt, wenn sie unabgegolten geblieben, also nie zu einer gegenwärtigen Wirklichkeit geworden ist.“¹¹⁹

Die beiden älteren Generationen sprechen ähnlich viel in kontrafaktischen Aussagen (G1 = 35 Codings; G2= 33 Codings; G3= 13 Codings). Und auch im Familiengespräch wird oft über alternative Vergangenheiten nachgedacht (30 Codings). In den Gruppengesprächen hingegen spielen kontrafaktische Aussagen eine untergeordnete Rolle (AK G1 = 6 Codings; AK G2 = 6 Codings; AK G3 = 2 Codings).

Kontrafaktische Aussagen (125 Codings)
G1 (35)
G2 (33)
G3 (13)
Familiengespräche (31)
AK G1 (6)
Ak G2 (6)
Ak G3 (2)

Abb. 7: Übersicht Code ‚kontrafaktische Aussagen‘

¹¹⁹ Harald Welzer verweist an dieser Stelle auf Ernst Bloch, Erbschaft dieser Zeit, Zürich 1935. Zitiert in Harald Welzer, *Vergangene Zukünfte und zukünftige Vergangenheiten*, S. 20.

Unter ‚Affirmationen‘ verstehe ich Bestätigungen von Aussagen in Form von Schlüsselsätzen oder -worten. In diesem Fall handelt es sich um Äußerungen der Interviewten und von mir, durch die eine bestimmte Vorstellung der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, bekräftigt werden soll. Die Schlüsselsätze oder -worte, die ich in den Interviews gefunden habe, sind „normal“, „selbstverständlich“, „natürlich“, „das war damals so“¹²⁰, „das war damals schon eine außergewöhnliche Sache“ (und Varianten davon), „daran war gar nicht zu denken“, „das stand außer Frage“, „das hat man damals nicht so gemacht“ (und Varianten davon), „weil man es nicht anders kennt“, „ohne darüber nachzudenken“, „wir sind dann einfach arbeiten gegangen“ und generell Aussagesätze, die keinen Widerspruch zulassen. Affirmationen lassen sich folgendermaßen unterteilen:

1. Bewusste Aushandlung von Normen:

- a. Bestimmte Sachverhalte werden als vermeintliche Normen, Selbstverständlichkeiten diskutiert und in Frage gestellt: „Stell dir vor, die finden das selbstverständlich!“
- b. Bestimmte Handlungen (v.a. in der Vergangenheit) werden als Normverstöße identifiziert. Hiermit ist oft eine positive Bewertung des vermeintlich ‚abweichenden‘ Verhaltens verbunden, z.B. wenn Großmütter in ihrer Jugend nicht den Erwartungen der Gesellschaft oder Familie entsprechend gehandelt haben. Sie werden deswegen oft im Lichte gegenwärtiger Werte und Normen als Vorbilder von den erzählenden Personen genannt. „Das war für die Zeit aber nicht selbstverständlich!“

2. Das Nicht-in-Zweifel-Ziehen von Normen

Mit Aussagen wie „die Frage stellt(e) sich gar nicht“ und „das war/ist so“ zeigen die Interviewten, dass für bestimmte Beobachtungen nicht nach kausalen Zusammenhängen gesucht wird. Weitere Fragen danach sollen möglichst unterdrückt werden, alternative Handlungsoptionen gab es aus der Sicht der Interviewten nicht. Es kann sich auch um einen Versuch handeln, Unwissenheit zu kaschieren. Diese Aussagen haben die Funktion von Rechtfertigungen, die auch in kontrafaktischen

¹²⁰ Unterschied zu „das war immer schon so“: hier geht es um Permanenz im Wandel. Bei „das war damals so“ wird dagegen sprachlich eine bestimmte Lesart des Wandels, welche auch immer, festgeschrieben. Dieses Realisierungsmuster kann in allen Zeitverlaufsvorstellungen vorkommen, die Permanenz im Wandel ist dagegen selber eine bestimmte Zeitverlaufsvorstellung.

Aussagen münden können – „das wäre nicht möglich gewesen“ u.ä. Durch Ausdrücke wie „nie“, „immer“ und allgemein Aussagesätze, die keinen Widerspruch zulassen, drücken die Interviewten unbewusst und implizit aus, was für sie „normal“ ist oder war, worüber man nicht nachdenkt, worüber man nicht reflektiert. Und dieses unbewusste Akzeptieren von Normen entsteht, indem man „da hineinwächst“ oder, weil „man es nicht anders kennt“.

Zu den Affirmationen gehören mehrere Codes, manche deskriptiv, andere In-Vivo-Codes, also den genauen Wortlaut der Interviewten aufgreifend. Normatives Denken scheint nicht alterspezifisch zu sein. Die In-Vivo-Codes „das war damals so“ und „Man kennt’s ja nicht anders“ sind hingegen typisch für bestimmte Generationen bzw. Gesprächskonstellationen. Ersterer wird bevorzugt von der Großelterngeneration verwendet und soll wahrscheinlich ihren Status als Zeitzeugen vor der Interviewerin und den jüngeren Familienmitgliedern festigen. Letzterer wird recht selten verwendet, am häufigsten jedoch in Familiengesprächen. Er diene in vereinzelt Fällen (z.B. bei Familie Valentini) als Rechtfertigung für bestimmtes Verhalten.

Selbstverständlichkeiten (54 Codings)
G1 (3) G2 (5) G3 (8) Familiengespräche (27) AK G1 (7) AK G2 (3) AK G3 (2)
„normal“ (166 Worttreffer) (Lexikalische Wortsuche, also kein Code)
G1 (40) G2 (44) G3 (25) Familiengespräche (38) AK G1 (7)

AK G2 (6)
AK G3 (3)
„das war damals so“ (34 Codings)
G1 (18)
G2 (6)
G3 (4)
Familiengespräche (3)
AK G1 (3)
AK G2 (0)
AK G3 (1)
Unselbstverständlichkeiten (30 Codings)
G1 (8)
G2 (5)
G3 (4)
Familiengespräche (6)
AK G1 (0)
AK G2 (6)
AK G3 (1)
„Man kennt's ja nicht anders“ (11 Codings)
G1 (0)
G2 (1)
G3 (1)
Familiengespräche (6)
AK G1 (1)
AK G2 (2)
AK G3 (0)

Abb. 8: Übersicht Codes zu Affirmationen

Unter ‚Abwägen‘ verstehe ich Überlegungen zu den Vor- und Nachteilen bestimmter Aspekte der Vergangenheit, der gegenwärtigen Lage und den (vergangenen) Zukunftsperspektiven. Die Sprecher zeigen in einem intergenerationellen Vergleich, dass bestimmte Ereignisse und Verhältnisse mit einer bestimmten historischen Zeit verknüpft

sind und bewerten sie gegeneinander. Der sprachliche Ausdruck hierfür sind die Adverbien ‚einerseits andererseits‘. Diese müssen nicht immer ausgesprochen werden, wichtig ist, dass der mentale Vergleich in den Aussagen sichtbar wird.

Diese Form des intergenerationellen Vergleichs kommt am häufigsten in den Familiengesprächen (9 Codings) und nur vereinzelt in den Einzelgesprächen vor (G1= 3 Codings; G2= 4 Codings; G3= 2 Codings). In den Gruppengesprächen sind es ebenfalls die Eltern (4 Codings), die am stärksten zwischen den Generationen abwägen, vielleicht weil sie eine Zwischenposition einnehmen und sowohl mit der Großelterngeneration (3 Codings) gewisse Erfahrungen teilen, als auch mit den Enkeln (1 Coding) bestimmte Erwartungen.

Abwägen (26 Codings)
G1 (3)
G2 (4)
G3 (2)
Familiengespräche (9)
AK G1 (3)
Ak G2 (4)
AK G3 (1)

Abb. 9: Übersicht Code ‚Abwägen‘

In den folgenden beiden Beispielen kommen sowohl kontrafaktische Aussagen als auch Affirmationen vor. Annette Klein (*1930), die Tochter eines kinderreichen und schlecht verdienenden Angestellten des öffentlichen Dienstes, erinnert sich an die Gründe ihrer Brüder, sich während der deutschen Besatzung Luxemburgs nicht zu verstecken, als die Einberufungsbefehle der Wehrmacht kamen:

Annette Klein: [...] Mir ware souwisou op der Lëscht. Wa meng Bridder net an de Krich gaange wären, da wäire mir emgesiddelt ginn, verstitt Der, an dann/ du si/ si sinn am Fong an de Krich gaang, fir dass mir kleng Meedercher a mäi Mamm a mäi Papp net fortkommen. Well da wäire mer all aus on/ da wäire mer ni mi beiennee vläicht komm, ne. (Sophie Neuenkirch: mhm)¹²¹

¹²¹ F3 G1 Klein: 52. Annette Klein: [...] Wir standen sowieso auf der Liste. Wenn meine Brüder nicht in den Krieg gegangen wären, dann wären wir umgesiedelt worden, verstehen Sie, und dann/ da sind sie/ sind sie um Grunde genommen in den Krieg gegangen, damit wir kleinen

Annette Klein versetzt sich in die Situation ihrer Brüder und erklärt, was ihrer Meinung nach hätte passieren können, wenn ihre Brüder nicht das Wohl der Familie über ihr eigenes gestellt hätten: Ihre Eltern und sie selbst hätten deportiert werden können mit der Konsequenz, dass sie sich vielleicht nie wiedergesehen hätten. Annette Klein scheint das Verhalten ihrer Brüder rechtfertigen zu wollen, sie sucht mein Verständnis für ihre Entscheidung („*verstitt Der*“, dt. „Verstehen Sie“). Hintergrund sind Debatten zwischen den Verbänden der ehemaligen Resistenzler und denen der ehemaligen Zwangsrekrutierten um öffentliche Anerkennung und finanzielle Entschädigungen.¹²² Spuren hierfür finden wir ebenfalls bei Mathilde Mertens (*1921). Sie ist die Tochter eines hingerichteten Widerstandskämpfers und hat während ihres 'Arbeitsdienstes' den Schwur auf den ‚Führer‘ verweigert. Über die jungen Männer, die sich nicht der Einberufung in die Wehrmacht entzogen und anschließend versteckt haben, hat sie eine sehr dezidierte Meinung:

Mathilde Mertens: [...] Herno, alleguer déi, di an der *Wehrmacht* waren, (Sophie Neuenkirch: Mhm) déi am Fong geholl nëmme gefollegt hunn de Preisen.¹²³ (S.N.: Mhm) Ech, eh, ech schmälere den déi net gär, mee si hunn awer näischt fir hiert lëtzebuergesch Déngema, eh, wann se hätte wëllen eppes man, dann hätten se solle fortlafen. (S.N.: Mhm) An net an d'*Wehrmacht* gon. Mee si sinn an d'*Wehrmacht* gaang a si sinn herno *soit disant* un de Folgen vun hirem Liewen an der *Wehrmacht* gestuerwen. (S.N.: Mhm) Well se dann ebe schwach waren. (S.N.: Mhm) An elo, déi kruten, deenen hir Kanner, kruten alleguer di 40.000 Frang. (S.N.: Ei, mhm) Awer mir zwee, mir kruten se net.¹²⁴

Mädchen und meine Mutter und mein Vater nicht wegkommen. Denn dann wären wir alle aus unse/ da wären wir vielleicht nie mehr zusammengekommen, ne. (Sophie Neuenkirch: mhm)

¹²² Vgl. dazu Benoît Majerus, Besetzte Vergangenheiten. Erinnerungskulturen des Zweiten Weltkrieges in Luxemburg – eine historiographische Baustelle, in: *Hémecht* 2012, S. 22-43.

¹²³ Das Wort *Preiss*, also Preuße, wird im Luxemburgischen seit der Zeit der Preußischen Garnison der Luxemburger Festung im Rahmen des Deutschen Bundes (1815-1867), spätestens aber seit dem Versuch der Eindeutschung der Bevölkerung während des Zweiten Weltkriegs als Bezeichnung für alle Deutschen abwertend verwendet. Vgl. Emile Hengen und Marius Remackel, *De Preiss*, in: Sonja Kmec, Benoît Majerus, Michel Margue und Pit Peporte (Hg.), *Lieux de mémoire au Luxembourg/Erinnerungsorte in Luxemburg*, Luxemburg 2007, S. 279-284.

¹²⁴ F8 G1 Mertens: 30. Mathilde Mertens: [...] Später, alle die, die in der Wehrmacht waren (Sophie Neuenkirch: Mhm) die im Grunde genommen den *Preisen* einfach gehorcht haben (S.N.: Mhm) Ich eh, ich schmale die nicht gerne, aber sie haben nichts für das luxemburgische Dingsda gemacht eh, wenn sie hätten etwas tun wollen, dann hätten sie weglaufen sollen (S.N.: Mhm) und nicht in die Wehrmacht gehen. Aber sie sind in die Wehrmacht gegangen und sie sind später angeblich an den Folgen von ihrem Leben in der Wehrmacht gestorben, (S.N.: Mhm) weil sie dann eben schwach waren. (S.N.: Mhm) Und

Ihre damalige Verbitterung über die vermeintliche Feigheit der Zwangsrekrutierten scheint hier nach so langer Zeit noch immer durch. Beim Vergleich der beiden Interviewsequenzen wird deutlich, dass für diese beiden Frauen der Streit um richtiges Verhalten während der deutschen Besatzung und die angemessene Entschädigung dafür noch nicht ausgestanden sind. Während Annette Klein sich kontrafaktisch die vergangenen Zukunftserwartungen ihrer Brüder und der Familie ausmalt, wenn ihre Brüder sich versteckt hätten, sagt Mathilde Mertens kontrafaktisch, was die jungen Männer ihrer Meinung nach hätten tun sollen, um ihrem Land einen patriotischen Dienst zu erweisen: Mit Aussagen, die durchscheinen lassen, dass jeder Luxemburger Widerstand hätte leisten müssen („die haben nichts für ihre luxemburgische Sache gemacht“), und der Bemerkung, dass die Soldaten „angeblich“ an den Kriegsfolgen gestorben seien, zeigt sie eine Verachtung, die keinen Widerspruch zulässt. Ihr Status als ehemalige Widerstandskämpferin und als Zeitzeugin erlaubt ihr, aus ihrer Sicht, zu entscheiden, was damals richtiges Verhalten war und was nicht.

nun, sie bekamen, ihre Kinder bekamen alle die 40.000 Franken, (S.N.: Ei, mhm) aber wir zwei, wir bekamen sie nicht.

3.4 Erwartungshorizonte und Zukunftsplanung

In den vorangehenden Abschnitten dieses Kapitels haben wir gesehen, welche Zeitverlaufsvorstellungen von den Interviewten geäußert und wie diese sprachlich durch Realisierungsmuster verstärkt wurden. Die darin enthaltenen Perspektiven auf die Zukunft beschränkten sich auf ‚Optimismus‘ und ‚Pessimismus‘. In diesem letzten Abschnitt des Kapitels soll es nun konkreter um die (vergangenen) Zukunftserwartungen v.a. der Interviewten der Enkelgeneration gehen.

‚Erwartung‘ ist in Kosellecks Worten

vergegenwärtigte Zukunft, sie zielt auf das Noch-Nicht, auf das nicht Erfahrene, auf das nur Erschließbare. Hoffnung und Furcht, Wunsch und Wille, die Sorge, aber auch rationale Analyse, rezeptive Schau oder Neugierde gehen in die Erwartung ein, indem sie diese konstituieren.¹²⁵

Mit dem Begriff des ‚Erwartungshorizonts‘, beschreibt Koselleck die immer voranschreitende, im gleichen Abstand verbleibende Linie, hinter der sich künftige, noch nicht einsehbare Erfahrungsräume verbergen. Diese zukünftigen Erfahrungen ließen sich zwar nicht erfahren, jedoch mental reflektieren.¹²⁶

In der Geschichtswissenschaft werden vergangene Zukünfte, also die Erwartungen der Menschen einer bestimmten Epoche an ihre bevorstehende Zukunft, als Antrieb für Handlungen und Entscheidungen untersucht.¹²⁷ Dem Thema dieser Arbeit stehen jedoch soziologische – und damit zumeist gegenwartsbezogene – Untersuchungen zu den Zukunftserwartungen Jugendlicher näher.

Eine kleine und auch in der jugendsoziologischen Fachliteratur wenig rezipierte Gruppe an Forschern und Forscherinnen hinterfragen die weit verbreitete These, dass der soziale Wandel und der Individualisierungsprozess den Übergang vom Jugendalter ins Erwachsenenenerwerbsleben grundsätzlich verändert hätte. Kritisiert wird z.B. von Sarah A.

¹²⁵ Reinhart Koselleck, *Vergangene Zukunft*, S. 355f.

¹²⁶ Vgl. ders., *Vergangene Zukunft*, S. 356f.

¹²⁷ Vgl. zum Beispiel Lucian Hölscher, *Die Entdeckung der Zukunft*, Frankfurt am Main 1999; ders. *Zukunft und Historische Zukunftsforschung*, in: Friedrich Jaeger, Burkhardt Liebsch, Jürgen Straub und Jörn Rüsen (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften* Bd. 1, Stuttgart 2004, S. 401-416.

Vickerstaff die ahistorische Perspektive ihrer Kollegen und Kolleginnen, die unhinterfragt davon ausgingen, dass es ein ‚goldenes Zeitalter‘ in den 1940er, 50er und frühen 1960er Jahren gegeben habe, in denen Jugendliche ohne Probleme die Transition von Schule ins Berufsleben, von der Herkunftsfamilie zur Gründung einer eigenen Familie und vom elterlichen Wohnort zu einem eigenständigen Haushalt geschafft hätten.¹²⁸ Nach der Auswertung retrospektiver Interviews kommt Vickerstaff zu dem Schluss, dass heutzutage Jugendliche mit wenigen oder schlechten Qualifikationen verstärkt zwischen Anstellung und Arbeitslosigkeit und Phasen der Fortbildung wechseln, während Jugendliche in der Nachkriegszeit, als es zwar mehr Jobangebote, dafür aber auch weniger Fortbildungsmöglichkeiten gab, eher von einer Anstellung zur nächsten wechselten.¹²⁹ Als Hauptunterschied zwischen den beiden Gruppen macht sie die Wahrnehmung von Wahlmöglichkeiten aus: während die älteren Interviewten berichten, dass es für sie selbstverständlich war, dass sie nur wenig Wahlmöglichkeiten und auch wenig Unterstützung bekamen, um sich gegen die Entscheidungshoheit/Autorität der Erwachsenen durchzusetzen, antworteten die Jugendlichen von heute, dass sie durchaus Chancen hätten, auch wenn diese Vickerstaff zufolge objektiv gesehen nicht sonderlich gross seien.¹³⁰

John Goodwin und Henrietta O’Connor hinterfragen ebenfalls die Deutung, dass es früher im Gegensatz zu heute gradlinige Übergänge vom Jugendalter ins Berufsleben gegeben habe. Die Autoren werteten bisher unpublizierte Rohdaten des Projektes *Adjustement of Young Workers to Work Situations and Adult Roles* aus den 1960er Jahren von Norbert Elias aus. Sie prüften dabei, ob sich in den Daten Informationen darüber finden liessen, dass die jungen Auszubildenden gradlinige Übergänge erlebten, keine grösseren Unterbrechungen ihrer ersten Ausbildungs- und Berufsjahre z.B. in Form von Arbeitslosigkeit, Branchen- oder Jobwechsel erlebten; ausserdem interessierten sie sich dafür, ob der Grossteil der Jugendlichen dieselben Erfahrungen machte und wie schnell sich die Abnabelung vom Elternhaus vollzog. Sie kamen zu dem Schluss, dass ein Grossteil der damals befragten Jugendlichen in ihrem ersten Berufsjahr mindestens vier unterschiedliche Anstellungen hatten. Viele seien desillusioniert gewesen und hätten sich um ihr berufliches Weiterkommen und das Fehlen besonderer Qualifikationen gesorgt. Einige berichteten von

¹²⁸ Vgl. Sarah A. Vickerstaff, Apprenticeship in the ‘Golden Age’: Were Youth Transitions Really Smooth and Unproblematic Back Then?, in: *Work, Employment & Society* 17 (2), 2003, S. 169-287, hier S. 270.

¹²⁹ Vgl. dies., Apprenticeship in the ‘Golden Age’, S. 282.

¹³⁰ Vgl. dies., Apprenticeship in the ‘Golden Age’, S. 283.

erhöhtem Stress, weil ihnen von Vorgesetzten oft mit Entlassung gedroht worden sei. Die Hälfte der Befragten hätte sehr unterschiedliche Erfahrungen von den Gleichaltrigen gemacht und viele waren weiterhin von ihren Eltern abhängig, wenn es um Unterkunft, Geld und Entscheidungen ging.¹³¹ Der Unterschied zwischen Jugendlichen heute und damals sei also nicht so gross, wie gerne in der Jugendsoziologie dargestellt. Ein Problem bleibt dabei jedoch ungelöst: Norbert Elias befragte die Jugendlichen in den 1960er Jahren nicht, um herauszufinden, wie ihnen der Übergang ins Berufsleben gelinge und ob dieser geradlinig verlaufe oder nicht, sondern, weil ihn interessierte, wie der Lernprozess beim Erlernen neuer Techniken, aber vor allem im Umgang mit älteren Arbeitskollegen und Vorgesetzten verlief. Er vermutete, dass das Erlernen neuer Verhaltensregeln für viele Jugendliche problematisch sei, weil das Schulsystem sie nicht darauf vorbereite.¹³² Es bleibt also nicht eindeutig geklärt, wie die Antworten der Jugendlichen damals ausgefallen wären, hätte man ihnen dieselben Fragen gestellt wie Jugendlichen heute.

Der Großteil der jugendsoziologischen Untersuchungen setzt sich intensiv mit Ulrich Becks Individualisierungsthese und dem vermeintlichen Wandel des Lebenslaufs von einer Standard- zu einer Bastelbiographie auseinander. Da es bei den teils recht heftigen Auseinandersetzungen¹³³ oft um den Stellenwert der Handlungsfähigkeiten Jugendlicher in der reflexiven Moderne geht, soll hier in den Worten Becks eine Schilderung dessen, was er unter ‚Individualisierung‘ versteht, folgen ehe ich die Ergebnisse der jugendsoziologischen Forschungen zusammenfasse.

Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim beschreiben ‚Individualisierung‘ folgendermaßen:

Individualisierung ist ein Zwang, ein paradoxer Zwang allerdings, zur Herstellung, Selbstgestaltung, Selbstinszenierung nicht nur der eigenen Biographie, sondern auch ihrer Einbindungen und Netzwerke, und dies im Wechsel der Präferenzen und Lebensphasen und unter dauernder Abstimmung mit anderen und den Vorgaben von Arbeitsmarkt, Bildungssystem, Wohlfahrtsstaat usw. Zu den

¹³¹ Vgl. John Goodwin und Henrietta O'Connor, Exploring Complex Transitions: Looking Back at the 'Golden Age' of From School to Work, in: *Sociology* 39 (2), 2005, S. 201-220, hier S. 216.

¹³² Vgl. dies., Exploring Complex Transitions, S. 204.

¹³³ Vgl. dazu Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart, in: *Zeitschrift für Soziologie* 22(3), 1993, S. 178-187; Dan Woodman, The mysterious case of the pervasive choice biography: Ulrich Beck, structure/agency, and the middling state of theory in the sociology of youth, in: *Journal of Youth Studies*, 12(3), 2009, S. 243-256; Steven Roberts, Misrepresenting choice biographies? A reply to Woodman, in: *Journal of Youth Studies*, 13(1), 2010, S. 137-149.

entscheidenden Merkmalen von Individualisierungsprozessen gehört derart, dass sie eine aktive Eigenleistung der Individuen nicht nur erlauben, sondern fordern. In erweiterten Optionsspielräumen und Entscheidungszwängen wächst der individuell abzuarbeitende Handlungsbedarf, es werden Abstimmungs-, Koordinations- und Interpretationsleistungen nötig. Die Individuen müssen, um nicht zu scheitern, langfristig planen und den Umständen sich anpassen können, müssen organisieren und improvisieren, Ziele entwerfen, Hindernisse erkennen, Niederlagen einstecken und neue Anfänge versuchen. Sie brauchen Initiative, Zähigkeit, Flexibilität und Frustrationstoleranz. [...] Die Folgen – Chancen wie Lasten – verlagern sich auf die Individuen, wobei diese freilich, angesichts der hohen Komplexität der gesellschaftlichen Zusammenhänge, vielfach kaum in der Lage sind, die notwendig werdenden Entscheidungen fundiert zu treffen [...].¹³⁴

So kommen Julia Brannen und Ann Nilsen bei ihrer Untersuchung zum Umgang Jugendlicher in Großbritannien und Norwegen mit kontingenten Zukunftserwartungen zu dem Schluss, dass die Jugendlichen den Übergang ins Berufsleben sehr unterschiedlich deuten und auch die Zukunftsunsicherheit anders empfinden, je nachdem welche Zeithorizonte sie haben oder wie sie ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten einschätzen, ihr Leben in gewünschte Bahnen zu lenken. Diese Selbsteinschätzung sei wiederum geprägt durch die Qualifikationsmöglichkeiten der Jugendlichen, die sich wiederum auf ihre Anstellungshoffnungen auswirke. Als weitere Einflussfaktoren nennen die Autorinnen Gender, Lebensstil und Konsumverhalten und –möglichkeiten und kulturell geprägte Vorstellungen von Jugendlichkeit und Erwachsensein. Junge Menschen hätten also subjektiv gesehen durchaus das Gefühl, Kontrolle über ihre Lebensgestaltung zu haben, während ihre Entscheidungen objektiv eingerahmt seien von materiellen, sozialen und räumlichen Unwägbarkeiten.¹³⁵

Ranji Devadason legte in ihrer Untersuchung in Bristol und Göteborg besonderes Augenmerk auf länderspezifische staatliche Sicherungssysteme und auf den kulturell unterschiedlich geprägten Umgang junger Erwachsener mit Zukunftsunsicherheit. Keine konkreten Pläne für die Zukunft zu haben sei in England aufgrund der niedrigen staatlichen Arbeitslosenunterstützung ein riskantes Unterfangen, riskant im Sinne einer

¹³⁴ Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim, *Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie*, in: dies. (Hg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt am Main 2012, S. 10-42, hier S. 14f.

¹³⁵ Vgl. Julia Brannen und Ann Nilsen, *Young People's Perspective on the Future*, in: dies. et al. (Hg.), *Young Europeans, Work and Family. Futures in transition*, London 2002, S. 48-68, hier S. 65. Vgl. auch dies., *Young People's Time Perspectives: From Youth to Adulthood*, in: *Sociology*, 36(3), 2002, S. 513-537.

gesellschaftlichen Exklusion. Das schwedische System hingegen erlaube den jungen Erwachsenen ein Moratorium – es lasse ihnen Zeit, länger über ihre Zukunft nachzudenken, verschiedene Berufe auszuprobieren und dann auf Grundlage dieser Erfahrungen, Entscheidungen zu treffen. Die Antworten junger Schweden, die keine konkreten und langfristigen Zukunftspläne formulierten, interpretierte Devadason nicht als Reaktion auf Unsicherheiten im Arbeitsmarkt, sondern vielmehr als kulturell andere Einstellung und Prioritätensetzung weg von frühen Entscheidungen und frühem eigenständigen Einkommen, hin zu Werten wie Zufriedenheit in der Gegenwart und Zeit für das Sammeln von Erfahrungen. Wo Julia Brannen und Ann Nilsen das Fehlen von Langzeitplanung als Hinweis auf Orientierungslosigkeit deuteten, schließlich ist der Mensch in der reflexiven Moderne zum Planen verdammt, sieht Ranji Devadason eine kulturell und durch die staatlichen Sicherungssysteme geprägte andere Lebenseinstellung.¹³⁶

Walter R. Heinz nahm in seiner Forschung das angestrebte Berufsziel und Erfahrungen mit Zukunftsunsicherheiten in den Blick. So gebe es immer noch berufliche Bereiche, die er als privilegiert bezeichnet, in denen es vergleichsweise unproblematisch sei, langfristige Pläne zu machen, da das berufliche Ziel bereits durch die Ausbildung vorgegeben sei. Dies treffe z.B. für Ausbildungen in der Medizin, Jura oder Wirtschaftswissenschaften zu, sowie auf betriebliche Ausbildungen bei Autoherstellern oder Elektrokonzernen (v.a. in der BRD). Jugendliche in anderen Ausbildungswegen müssten sich hingegen schrittweise an veränderte Arbeitsmarktlagen anpassen.¹³⁷ Seine Erkenntnisse ergänzt die ältere Untersuchung der Forschergruppe um Stephen Ball, die sich mit den Problemen junger Engländer beschäftigten, sich eine Zukunft vorzustellen, wenn ihre Berufswünsche in Bereichen lägen, auf die die aktuellen Institutionen ihre Schüler nicht vorbereiteten (z.B. im digitalen Kreativ-Bereich). In diesen Branchen würden dann informelle Netzwerke eine größere Rolle spielen als klassische Bildungswege und genau das berge dann aber auch ein erhöhtes Risiko und damit Unsicherheiten.¹³⁸

¹³⁶ Vgl. Ranji Devadason, To Plan or Not to Plan? Young Adult Future Orientations in Two European Cities, in: *Sociology*, 42(6), 2008, S. 1127–1145, hier S. 1141f.

¹³⁷ Vgl. Walter R. Heinz, *Youth transitions in an age of uncertainty*, in: Andy Furlong (Hg.), *Handbook of Youth and Young Adulthood. New perspectives and agendas*, London 2009, S. 3-13, hier S. 8.

¹³⁸ Vgl. Stephen Ball et al., Space, Work and the 'New Urban Economies', in: *Journal of Youth Studies*, 3(3), 2000, S. 279–300, hier S. 288.

Man kann also zusammenfassen, dass unterschiedliche Aspekte Einfluss auf die Einstellung Jugendlicher zur Zukunft haben und auch den Umgang mit potentieller beruflicher und biographischer Unsicherheit prägen.

3.4.1 (Vergangene) Zukunftserwartungen im empirischen Material

Aussagen zu den (vergangenen) Zukunftserwartungen der Interviewten lassen sich entlang eines Kontinuums sortieren, an dessen einem Ende Aussagen stehen, die Orientierungslosigkeit und eine Unkenntnis über die Zukunft ausdrücken; am anderen Ende des Kontinuums finden sich Aussagen zu konkreten Plänen und Gewissheiten über zukünftige Geschehnisse. Alle weiteren Antwortmöglichkeiten finden sich zwischen diesen beiden Polen.

„Man weiß nicht, wie die Zukunft sein wird“ – so oder so ähnlich drücken die Interviewten aus, dass es unmöglich sei, die Zukunft vorherzusehen. Dieses Nicht-wissen kann eine sehr bedrohliche Komponente haben, wenn man z.B. nicht weiß, ob man in Zukunft unheilbar krank wird. Wenn Menschen in lebensbedrohlichen Situationen sind, entrechtet sind oder aber in extrem prekären Verhältnissen leben, wird Zukunft als solche undenkbar. Die im Leben gemachten Erfahrungen sind entweder überhaupt nicht übertragbar auf die gegenwärtigen Erlebnisse (z.B. Soldaten, Flüchtlinge) oder wiederholen sich zyklisch, sodass ein Entrinnen unmöglich erscheint (z.B. Armut).¹³⁹ Unwissenheit über die Zukunft kann aber auch Zukunftsoffenheit ausdrücken, die Hoffnung, dass sich z.B. die Finanzkrise doch nicht so negativ auf Luxemburg auswirken wird wie befürchtet. Meistens wird Zweifel an der Umsetzbarkeit von Erwartungen oder auch konkreten Plänen angesprochen, wenn die Interviewten eine Erzählung mit dem Satz beenden, man wisse ja nicht, was die Zukunft bringen werde. Es sind zumeist die mittleren und älteren Generationen, die entweder bereits Erfahrungen gemacht haben, dass einmal gemachte Pläne sich nicht immer umsetzen lassen, oder die sich Sorgen um ihre Kinder oder Enkelkinder machen, deren Zukunft aus ihrer Sicht so schwer planbar zu sein scheint. An solchen Beispielen zeigt sich das

¹³⁹ Vgl. dazu Christian Gudehus, „Wenn wir den Krieg verlieren, wird Deutschland eine französische Kolonie sein“, S. 116-133; Heike Ohlbrecht, *Wenn die Zeit aus den Fugen gerät. Familien in prekären Lebenslagen erzählen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*, S. 134-150; Marie Schneider, *Leben als Flüchtling. Probleme der Vereinbarkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*, S. 151-171. Alle Beiträge in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft*, Göttingen 2011.

Auseinanderklaffen von Erfahrungsraum und Erwartungshorizont: Die Erfahrungen der älteren Generationen lassen sich nicht mehr so ohne weiteres auf die Lebensrealität ihrer Enkel übertragen. Die Beunruhigung, die ältere Interviewte dabei empfinden mögen, wird von jüngeren Interviewten nicht automatisch geteilt. Im Gegenteil, einige scheinen eher gelassen, abwartend zu reagieren.

Diese Gelassenheit habe ich ‚Planungsoffenheit‘ genannt. Hier ist das nicht-genau-wissen, was die Zukunft bringt, temporär absehbar gedacht und eben nicht absolut. Auf die Frage, wo sich die Enkel in zehn Jahren sehen würden, erhielt ich meistens die Antwort: „keine Ahnung.“ Dieses Unwissen, aber auch die scheinbare Planlosigkeit, die darin zum Ausdruck kommt, schien die meisten Interviewten aber nicht weiter zu beunruhigen. Denn was auf den ersten Blick planlos, orientierungslos wirkte, entpuppte sich meistens als kurzer Erwartungshorizont. So bekam ich z.B. auf die Frage, was die Interviewten der Enkelgeneration studieren wollten, meist prompt eine konkrete Antwort. Planungsoffenheit kann auch als eine Strategie betrachtet werden, flexibel auf sich verändernde Umstände, aber auch auf noch im Wandel begriffene Interessen und Ziele reagieren zu können.

Die Interviewten der Großelterngeneration schauten in ihrer Jugend in der Regel optimistisch in die Zukunft. Auffällig ist, dass doch einige von ihnen äußerten, dass sie sich nicht daran erinnern könnten, sich bewusst Gedanken über ihre Zukunft gemacht zu haben. Dies ließe sich mit Blick auf die Individualisierungsthese damit erklären, dass ihre Lebenswege vorherbestimmt waren. Für manche der Frauen dieser Generation mag dies auch zutreffen, von denen viele sagten, dass sie immer eine eigene Familie haben wollten. Aber auch unter den Männern, wie beispielsweise François Weber, der beruflich erst einmal in die Fußstapfen des Vaters getreten ist (Vgl. Kap. 3.2.1), geben viele an, sich keine weiteren Gedanken gemacht zu haben. Auf ihre Träume angesprochen, nennen viele Interviewten der Großelterngeneration Ausbildungswünsche, die ihnen von den Eltern aus unterschiedlichen Gründen verwehrt wurden, bei einigen hat man aber auch den Eindruck, dass sie nie mit ihren Eltern darüber gesprochen haben, sondern wie selbstverständlich deren Wünschen folgten. Einige sagten, dass es so kurz nach dem Krieg gar nicht möglich gewesen wäre, von ‚Träumen‘ zu sprechen.

Die meisten Frauen dieser Altersgruppe gingen einer Arbeit als Sekretärin, Verkäuferin, Arzthelferin o.ä. nach, die sie jedoch mit ihrer Heirat, spätestens mit der Geburt ihrer Kinder

aufgaben bzw. aufgeben mussten. Bei den Männern verlief der Übergang von Schule in den Beruf mit Ausnahme von François Weber, der mehrere Anstellungen durchlief ehe er eine Ausbildung zum Krankenpfleger machte, reibungslos. Keiner der Männer wechselte jemals wieder die Stelle.

Auch die Interviewten der Elterngeneration schauten in ihrer Jugend in der Regel optimistisch in die Zukunft. Die Beschränkungen der Großelterngeneration in Form von autoritären Eltern, kannten von ihnen nur die wenigsten, so dass sie tatsächlich in der Regel die Ausbildungen machen konnten, die ihnen vorschwebten. Sie nennen vereinzelt Schwierigkeiten beim Einstieg in den Beruf, was jedoch keinen Einfluss auf ihre prinzipielle Zuversicht hatte, eine Anstellung zu finden. Hier lässt sich aber bereits ein Zusammenhang zwischen Qualifikation, Berufssparte, aber auch Persönlichkeitsmerkmalen feststellen: Diejenigen ohne oder mit niedriger Ausbildung hatten deutlich größere Schwierigkeiten, eine dauerhafte Anstellung zu finden als diejenigen mit Universitätsabschlüssen. Unter letzteren gibt es aber auch zwei Beispiele von angehenden Lehrerinnen, die die Aufnahmeexamen nicht auf Anhieb schafften und daher einige Jahre befristete Arbeitsverträge hatten bzw. Jobs wechselten.

3.4.2 Erik, Jasmin und Nicolas – drei kontrastierende Einzelfälle

Wie stehen nun die Interviewten der Enkelgeneration zur Individualisierung? Fühlen sie sich zur Lebensplanung ‚gezwungen‘ und unter Druck gesetzt aufgrund der damit verbundenen Risiken? Empfinden sie die Situation vielleicht weniger als Entscheidungszwang, sondern vielmehr als Entscheidungsfreiheit? Oder ist dies doch nur eine Illusion von Freiheit? Die Enkel sprechen in den Interviews am häufigsten von allen Interviewten von ihren zukünftigen Plänen, ihren Wünschen und Hoffnungen. Ihr Erwartungshorizont ist dabei unterschiedlich weit, aber alle haben grobe Vorstellungen davon, wie sie die nächsten Jahre ihres Lebens verbringen werden. Nur den wenigsten sind dabei räumliche Grenzen gesetzt. Auch diejenigen, die aufgrund niedriger Schulabschlüsse kein Studium im Ausland absolvieren können stellen sich ihre Zukunft zeitweise oder ganz im Ausland vor. Im Folgenden werden drei Jugendliche genauer vorgestellt und miteinander verglichen.

- Erik Weber (*1984) ist Doktorand und arbeitet als Assistent an der Universität. Er hat noch einen jüngeren Bruder, der ein Angestellter bei der Luxemburger Eisenbahn ist. Erik ist der Enkel von François Weber (*1924) (vgl. Kap. 3.2.1), einem Krankenpfleger, und der Sohn von Christiane Weber (*1962), ebenfalls eine Krankenpflegerin. Aufgrund der Anstellungen im parastaatlichen Bereich ist die Familie Weber finanziell abgesichert. Aber sowohl der Großvater als auch die Mutter, als Alleinerziehende, kannten Zeiten in ihrem Leben, in denen es ihnen finanziell nicht sehr gut ging.
- Jasmin Valentini (*1991) macht eine Lehre als Verkäuferin. Ihre Großeltern (*1941) sind mit ihrer ältesten Tochter, Susanne, nach Luxemburg eingewandert. Jasmins Großvater arbeitete als Bauarbeiter und ihre Großmutter als Sekretärin. Ihre Mutter Susanne (*1966) machte eine Lehre zur Schaufensterdekorateurin, heiratete jung und bekam in kurzer Folge drei Töchter. Seither arbeitete sie periodisch in verschiedenen Branchen. Jasmins Tante ist vergleichbar zu Erik Weber, die Einzige in der Familie, die Abitur gemacht und studiert hat. Jasmins Schwestern gehen noch zur Schule oder machen eine Ausbildung. Nach Aussage von Susanne (G2) gehe es der Familie finanziell seit Beginn der Krise besser denn je, da die Firma, in der ihr Mann arbeitet, floriert. Früher hingegen, so sagt sie, seien sie "arm" gewesen.
- Nicolas Bach (*1991) hat eine Art Hauptschulabschluß (*Neuvieme Technique*) und war zum Zeitpunkt des Interviews arbeitslos. Seine Großeltern Marianne und Gust (*1937) waren Bauern, bevor sie sich entschlossen, dieses Leben aufzugeben. Gust, der Abitur hatte, bekam eine Anstellung im parastaatlichen Bereich, Marianne war immer Hausfrau und bekam zwei Kinder. Nicolas Mutter, Carole (*1961), studierte und wurde Sportlehrerin. Die meiste Zeit ihrer Ehe, so sagte sie, war sie für das Haupteinkommen ihrer Familie zuständig. Aufgrund des in der Familie befindlichen Landbesitzes und der Größe und Ausstattung von Caroles Haus, schätze ich die Familie insgesamt als recht vermögend ein.

Erik Weber

Nach seinen beruflichen Plänen für die Zukunft gefragt, antwortete Erik Weber folgendermaßen:

Sophie Neuenkirch: [...]wat fir eng Beruf stellst de dir dann am Fong domadder vir?

Erik Weber: Ma ech war deemols eben eh deemols war ech eben och op Psycho do gaang, well ech mer sot, datt eh datt, wann ech géif weidermaache mat der Literatur, da wier et wahrscheinlech de Proffberuff#

S.N.: Lycéesproff dann?

E.W.: Jo, jo, jo. Dat ass jo wierklech dann e, also, de F/ de Pad ass därmoosse gezeechent, datt et schwéier ass, fir d'Leit net do rann ze goen. (S.N.: Mhm) Also do, jo.

S.N.: Wann ee sou eppes studéiert, mongs de?

E.W.: Voilà, 't ass wi wanns de jo. Jo.¹⁴⁰

Seiner Meinung nach ist der berufliche Werdegang festgelegt, auf ein bestimmtes berufliches Ziel ausgerichtet, wenn man ein literaturwissenschaftliches Studium absolviert hat. Erik sagte, dass es sogar schwierig sei, von diesem vorgezeichneten Pfad abzuweichen. Aus der kurzen Diskussion dieses Themas während des Gruppengesprächs (AK G3), dessen Gastgeber er selber war, wird deutlich, dass er starkem sozialen Druck ausgesetzt war, nicht zu promovieren und gleich nach dem Master Lehrer zu werden. Begründet wurde dies mit Zeitverlust und damit zusammenhängend Verlust von Einkommen und Nachteile bei der Altersprogression für Beamte. Er entschied sich trotzdem für die Forschung, weil ihm viel an den Themen seiner Arbeit liege:

Erik Weber: [...] Bei mir/ mäin Hauptinteressi läit schonn an der Matière. Voilà, dofir sinn ech jo och elo, wou ech sinn. Soss wier ech jo och direkt an de Secondaire gaang. Meng Frëndin, wat ech eh zu ***

¹⁴⁰ F10 G3 Weber: 35-40. Sophie Neuenkirch: [...] Was für einen Beruf stellst du dir damit eigentlich vor? Erik Weber: Naja, damals habe ich eh, damals habe ich eben zu Psycho gewechselt, weil ich mir dachte, dass eh, dass, wenn ich weitermachen würde mit der Literatur, dann liefе das wahrscheinlich auf den Lehrerberuf [lux.: *Proff*] hinaus# S.N.: Gymnasiallehrer dann? E.W.:Ja, ja, ja. Das ist ja wirklich dann eh, also der F/ der Pfad ist ja dermaßen vorgezeichnet, dass es schwierig ist, für die Leute den nicht einzuschlagen. (S.N.: Mhm) Also da, ja. S.N.: Wenn man sowas studiert meinst du? E.W.: Genau, das ist wie wenn du/ ja. Ja.

kennegeléiert hunn/ a mir sinn zesummen säit eh säit dem éischte Joer Master, an hatt ass ebe lo direkt an de Stage gaang. (Sophie Neuenkirch: Mhm) An hatt ass lo ebe Proff, (S.N.: Mhm) ne.

S.N.: A bleift dat nach weider eng Perspektiv fir dech och, oder?

E.W.: Wat?

S.N.: Lycéesproff ze ginn, oder gesäis de dech éischer op der Uni?

E.W.: Also wann ech eh wann ech de Choix hunn, scho kloer op der Uni. (S.N.: Mhm.) Mee ech man den Doktorat lo net, fir net Lycéesproff ze ginn, (S.N.: Mhm.) ne. Also dat ass eng/ dat ass ganz probabel, datt ech dat wäert aschloen. Eh zumindest dann eben eng Zäit laang, bis datt ech/ datt sech dann eben rem eng Opportunitéit op der Uni, oder op enger Uni dann ergëtt, ne. (S.N.: Mhm.)¹⁴¹

Erik mag zwar als Akademiker alle Entscheidungsfreiheiten und eine Vielzahl von Handlungsoptionen haben, für ihn kommen aber nur zwei Optionen in Frage: Wissenschaftler oder Lehrer zu werden. Letzteres dient ihm als Übergangslösung, bis sich weitere Optionen an einer Universität ergeben. Gleichzeitig dient es ihm als Sicherheitsnetz, als Backup, auf das er im Notfall jederzeit zurückfallen kann, das ihm überhaupt erst erlaubt, den vergleichsweise unsichereren Weg eines Wissenschaftlers zu wagen. An anderer Stelle des Interviews behauptet er, dass er sich, wenn er ungebunden wäre, auch an weiter entfernt liegenden Universitäten bewerben würde. Da seine Freundin aber bereits Lehrerin in Luxemburg ist, kämen nur noch Universitäten in der Großregion¹⁴² in Frage. Der Wunsch,

¹⁴¹ F10 G3 Weber: 42-46. Erik Weber: [...] Bei mir/ mein Hauptinteresse liegt schon bei den Inhalten. Genau, deswegen bin ich jetzt auch da wo ich bin. Sonst wäre ich ja gleich ins Schulwesen gegangen. Meine Freundin, die ich in ** kennengelernt habe/ und wir sind eh seit dem ersten Jahr im Master zusammen, und sie ist eben jetzt gleich ins Referendariat gegangen. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Und sie ist jetzt eben Lehrerin, (S.N.: mhm) ne. S.N.: Und bleibt das dann weiterhin eine Perspektive für dich, oder? E.W.: Was? S.N.: Lehrer zu werden, oder siehst du dich eher an einer Uni? E.W.: Also, wenn ich die Wahl habe, eindeutig auf der Uni. (S.N.: Mhm.) Aber ich mache die Promotion jetzt nicht, um nicht Lehrer zu werden, (S.N.: Mhm.) ne. Also das ist eine/ das ist durchaus wahrscheinlich, dass ich diesen Weg einschlagen werden. Eh zumindest eben eine zeitlang bis ich/ bis sich eben erneut eine Gelegenheit an der Uni oder an einer Uni ergibt, ne. (S.N.: Mhm.)

¹⁴² Unter der Großregion versteht man den Verbund zwischen Luxemburg, Lothringen, Wallonien, Rheinland-Pfalz und Saarland. <http://www.granderegion.net/de/partner/index.html> [zuletzt aufgerufen am 11. November 2013].

sein Privatleben mit seinem Beruf möglichst in Einklang zu bringen, schränkt seinen Handlungsspielraum weiter ein. In der jugendsoziologischen Forschung wird, wie wir gesehen haben, angenommen, dass diejenigen mit einer höheren Bildung bessere Ressourcen zur Hand hätten, ihr Leben selbst zu gestalten. Erik Webers Beispiel zeigt, dass die Wahrnehmung dennoch eine andere sein kann. Auch wenn Erik sich keine existenziellen Sorgen um seine Zukunft macht und seine Möglichkeiten im Vergleich zu älteren Familienmitgliedern als sehr offen betrachtet, hält er es dennoch für sehr wahrscheinlich, dass er den Beruf des Lehrers ergreifen wird. Dieses Einschwenken in die erwartete Bahn wird dabei nicht nur durch seine Ausbildung, sondern auch durch seinen Wunsch, einen gemeinsamen Wohnsitz mit seiner Freundin, die bereits beruflich an Luxemburg gebunden ist, bedingt. Sein Zukunftserwartungen sind einerseits recht konkret (Wissenschaftler oder Lehrer werden), andererseits diffus (vielleicht nur zeitweise Lehrer werden). Die wesentlichen Entscheidungen, wie sich sein Leben in Zukunft entwickelt, werden entsprechend der sich bietenden Optionen getroffen. Die generelle Richtung ist jedoch bereits durch sein Studium und seinen Wunsch, in der Region zu bleiben, festgelegt. In seinem Zeitstrahl beschreibt er seine Zukunftspläne jedoch eher vague als „*projet professionnel et personnel*“ (dt.in etwa: private und berufliche Pläne).

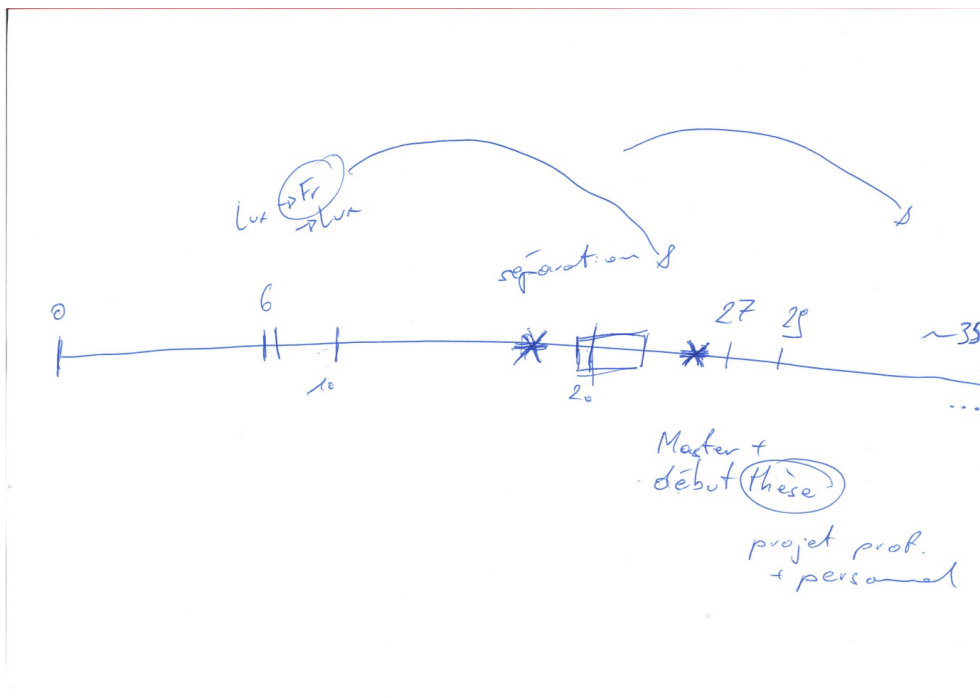


Abb. 10: Zeitstrahl von Erik Weber

Auf die Entscheidungsmöglichkeiten und -freiheiten im intergenerationellen Vergleich angesprochen antwortete Erik:

Erik Weber: Mir hu jo hei wierklech/ mir hunn all Méiglech/ also mir haten/ ok 't ass net jiddwerengem säi Fall, mee mäi Fall, ech hat all Méiglechkeeten. Eh 't war just eng Fro vun Interessi a vun eh voilà lo wëssen, wat ee wëll. An bon ech wosst och elo net laang/ ech wosst och laang net/ ech wollt/ ech, ech mengen am Kolléisch oder sou huet d'Fro sech och net immens vill gestallt. Du méchs einfach däi Kolléisch, du probéiers, däi Kolléisch gutt ze maachen an da kucks de viru, ne. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Mee duerno hat ech wierklech also eh wierklech di Chance. An ech weess, 't ass eng Chance, well net jiddwereen huet se. Och hei net. Eh och meng Mamm hat se net. Si huet eben och deemols misse schaffe goen, finanziell gesinn, well ech du koum an voilà, war et séier gelaf a, well jo. Jo, mee dofir/ voilà do eh sinn ech onmoosseg dankbar fir an do weess ech, datt ech immens vill Chance hunn. (S.N.: Mhm.)¹⁴³

Erik betont, dass man in Luxemburg ("mir (...) hei"), wenn auch milieuspezifisch unterschiedlich, viele Handlungsoptionen hat. Er wüsste dies sehr hoch zu schätzen, da er in der eigenen Familie erlebt habe, dass nicht jeder diese Möglichkeit hat oder hatte. Er hätte sich „nur“ zwischen den vielen Optionen, die ihm offenstanden entscheiden müssen. Auf meine Frage, ob das Leben denn durch eine größere Wahlmöglichkeit einfacher oder schwieriger geworden sei antwortete er:

Erik Weber: Ben, et mécht et natierlech mi einfach. Nee, nee do sinn ech e/ e do däerf een sech net zevill an do, dann eh Intellektualismen do verlafen. Ech mengen, voilà ob s de kanns wielen, ob s de keng Wahl hues oder ob s de *Qual der Wahl* hues, du muss dech emmer fir d'*Qual der Wahl* entscheiden. Ech mengen eh, als eh raisonable Mënsch muss de dat maachen, dat anert ass scho wierklech just eng

¹⁴³ F10 G3 Weber: 72. Erik Weber: Wir haben ja hier wirklich/ wir haben alle Möglich/ also wir hatten/ ok, es trifft nicht auf alle zu, aber auf mich schon, ich hatte alle Möglichkeiten. Eh es war nur eine Frage von Interessen und von eh genau, eh wissen was man will. Und gut, ich wusste lange nicht/ ich wusste auch lange nicht/ ich wollte/ ich, ich meine im Gymnasium oder so hat sich die Frage auch nicht so sehr gestellt. Du machst einfach deine Schule, du versuchst die Schule gut zu machen und dann schaust du weiter, ne. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Aber danach hatte ich also eh wirklich die Chance. Und ich weiß, es ist eine Chance, weil nicht jeder hat sie. Auch hier nicht. Eh auch meine Mutter hatte sie nicht. Sie musste damals auch arbeiten gehen finanziell gesehen, weil ich dann gekommen bin und, genau da war es schnell gelaufen und, weil ja. Ja aber darum/ genau eh da bin ich unglaublich dankbar für und da weiß ich, dass ich unglaublich viel Glück habe. (S.N.: Mhm.)

pervers lwwerleeung quasi. Nee nee, do sinn ech eh do sinn ech eh ganz eh do loossen ech net ganz vill mat mer diskutéieren [lacht] [S.N. lacht].¹⁴⁴

Der Standard, an dem Erik seine Möglichkeiten misst, sind die engen finanziellen Grenzen, die seiner Mutter und seinem Großvater gesetzt waren. Angesichts dessen hält er es für vermessen, sich über die Schattenseiten der gegenwärtigen Wahlfreiheiten zu beklagen.

Jasmin Valentini

Auf ihre Zukunft befragt, antwortet Jasmin Valentini:

Sophie Neuenkirch: A wou gesäis de dech an zéng Joer?

Jasmin Valentini: Ech hoffen mat mengem Buttik schonn, an am léifsten, bon dat sinn nach Dreem, déi nach méi wäit, am léifsten net nëmmen hei (S.N.: mhm) an och vläicht, dass ech net, dass ech net heiheem bleiwen. Ech weess net.

S.N.: Am Land?

J.V.: Jo. Ech mengen, dass ech dann hei awer en Ufank maachen an (S.N.: mhm) dann, dass ech irgendwéi weiderginn. Well 't ass ëmmer Routine, an ëmmer [unv.]

S.N.: Mhm. A vu wat fir engem Land dreems de do? Hues de do eng Virstellung?

J.V.: Mäi Frënd ass Portugis, bon ob ech dann lo nach mat him sinn, dat weess ee jo ni. Mee do vläicht, wou hee wunnt, ass och immens flott. An dat géif/ ech géif mech och do gesinn. Ma dann awer och net do wunne bleiwen, dann, ech weess net, irgendwéi dass dat weidergeet.¹⁴⁵

¹⁴⁴ F10 G3 Weber: 76. Erik Weber: Gut, es macht es natürlich einfacher. Nee, nee, da bin ich e/ eh da darf man sich nicht zu viel in Intellektualismen verrennen. Ich denke, genau, ob man wählen kann, ob du keine Wahl hast oder ob man die *Qual der Wahl* hat, du musst dich immer für die *Qual der Wahl* entscheiden. Ich denke, als vernünftiger Mensch muss man das machen, das andere ist schon wirklich eine perverse Überlegung. Nee, nee, da bin ich eh ganz eh da lasse ich nicht viel mit mir diskutieren [lacht] [S.N. lacht].

¹⁴⁵ F13 G3 Valentini: 68-73. Sophie Neuenkirch: Und wo siehst du dich in zehn Jahren? Jasmin Valentini: Ich hoffe schon mit meiner Boutique und am liebsten, gut, das sind noch Träume, die noch weiter weg/ am liebsten nicht nur hier (S.N.: mhm) und auch vielleicht, dass ich nicht zuhause bleibe. Ich weiß nicht. S.N.: Im Land? J.V.: Ja. Ich denke, dass ich dann

Jasmins Antwort auf meine Frage schwankt zwischen konkreten Vorstellungen ihres beruflichen und privaten Lebens und Unsicherheiten, ob das alles realisierbar sei. Die Jugendsoziologin Ann Nilsen unterscheidet in ihrer Analyse der Zukunftserwartungen von jungen Norwegern und Norwegerinnen zwischen 'Plänen', 'Hoffnungen' und 'Träumen'. 'Pläne' gehören ihrer Ansicht nach in den Bereich des „*extended present*“ (der „erstreckten Gegenwart“ – vgl. Helga Nowotny in Kap. 1), beziehen sich folglich nur auf einen kurzen Erwartungshorizont. 'Hoffnungen' beziehen sich laut Nilsen auf Bereiche, über die die Interviewten keine Kontrolle zu haben glauben, also jenseits der erstreckten Gegenwart, die nichtsdestotrotz im Bereich des Möglichen liegen. 'Träume' schließlich beziehen sich auf eine weit entfernte unrealistische Zukunft.¹⁴⁶ Prinzipiell würde ich ihrer Analyse zustimmen, jedoch mit dem Unterschied, dass Träume nicht automatisch von den Interviewten als unrealistisch betrachtet werden. Jasmin nennt im Beispiel oben den Wunsch, eine eigene Boutique zu haben und diese am liebsten mit ihrem Freund zusammen im Ausland zu betreiben – sowohl als Hoffnung („ich hoffe“) als auch als Traum („das sind noch Träume“). Sie erkennt, dass dies noch weit in der Zukunft (max. zehn Jahre) liegen würde, sieht aber auch einige der Schritte, die sie machen muss auf dem Weg dahin, wenn sie erklärt, dass sie zuerst in Luxemburg ihre Ausbildung beenden will („hier aber den Anfang machen“). Jasmin hat sich, wie sie mir an anderer Stelle im Interview erzählte, viele berufliche Möglichkeiten verbaut, weil sie in der Schule „Dummheiten“ gemacht habe. Mit ihrer Ausbildung zur Verkäuferin ist sie allerdings recht zufrieden, auch wenn das Geschäft, in dem sie arbeitet, nicht ganz ihren Vorstellungen entspricht. Ihr gefällt der Gedanke, dass ihr bisheriger Lebensweg dem ihrer Mutter gleicht: Diese hat eine Ausbildung zur Schaufensterdekorateurin absolviert und war in Jasmins Alter bereits mit ihrem späteren Mann, Jasmins Vater, zusammen. Jasmin träumt jedoch von Reichtum und Luxus, ihrer

hier aber den Anfang mache und (S.N.: mhm) dann, dass ich irgendwie weiter gehe. Weil es ist immer Routine und immer [unv.] S.N.: Mhm. Und von welchem Land träumst du da? Hast du da eine Vorstellung? J.V.: Mein Freund ist Portugiese, gut, ob ich dann noch mit ihm zusammen bin, das weiß man ja nie. Aber vielleicht dort, wo er wohnt ist auch super schön. Und das würde/ ich würde mich auch dort sehen. Aber dann auch nicht dort wohnen bleiben, dann, ich weiß nicht, irgendwie dass das weitergeht.

¹⁴⁶ Vgl. Ann Nilsen, Where is the future? Time and space as categories in analyses of young people's images of the future, in: *Innovation: The European Journal of Social Science Research* (12) 2, 1999, S. 175-194.

Boutique und einem eigenen Haus, wofür sie aber auch bereit ist, hart zu arbeiten.

Gleichzeitig will sie die Welt bereisen und glücklich werden, wie auch ihr Zeitstrahl zeigt:

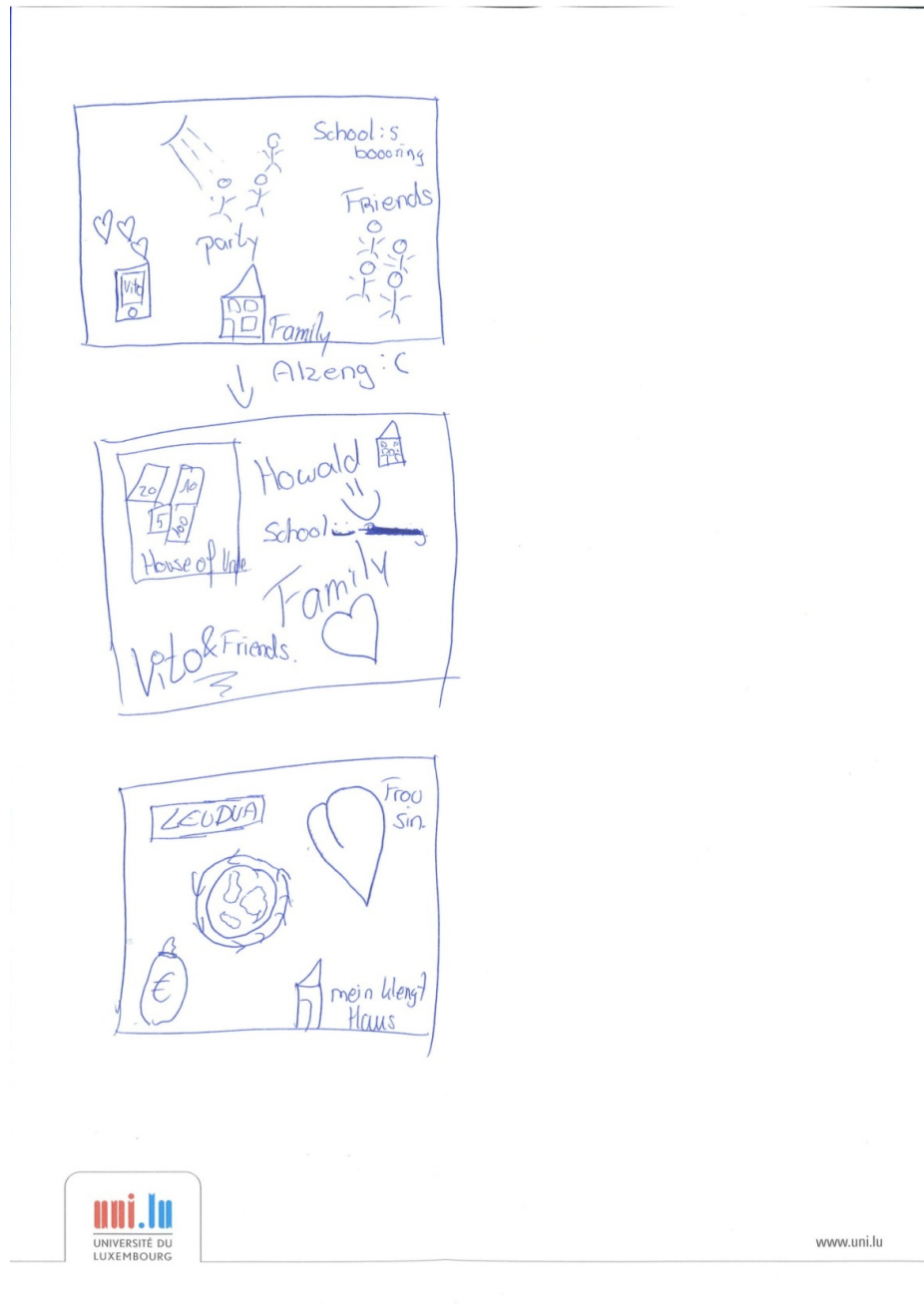


Abb. 11: Zeitstrahl von Jasmin Valentini. In drei Quadranten zeigt sie ihre Vergangenheit (oben), ihre Gegenwart (Mitte) und ihre Zukunft (unten).

Anders als Erik spricht sie nicht von Handlungsoptionen, sondern von Hoffnungen und Träumen, die jedoch – vergleicht man die Zeitstrahle der beiden – viel konkreter, wenn auch kindlicher im Ausdruck, sind. Im Interview selber klingt sie diesbezüglich deutlich zurückhaltender. Obwohl ihre Mutter Susanne kein eigenes Geschäft gegründet hat, orientiert sich Jasmin dennoch an ihrer Biographie, da sie sich darin in privaten wie beruflichen Aspekten wiederzufinden glaubt.

Nicolas Bach

Nicolas Bach hat die Schule freiwillig abgebrochen und war zum Zeitpunkt des Interviews auf Arbeitssuche. Wie Nicolas erzählte, hatte er sich im Unterricht anfangen zu langweilen, schwänzte ihn daraufhin immer häufiger und war so in die berufsvorbereitenden Klassen gerutscht. Die Optionen, die sich ihm auf diesem schulischen Niveau boten, empfand er als sehr beschränkt: Ihm blieben nach eigener Aussage neben dem paramedizinischen Bereich, der v.a. aus Kranken- und Altenpflegeberufen besteht, nur noch die Option, eine technische Ausbildung zu machen. Er beschreibt, dass er sich (ich vermute durch seine Lehrer) in den paramedizinischen Bereich gedrängt fühlte, weil dort ein großer Bedarf an Auszubildenden/Arbeitnehmern bestünde. Aber keiner dieser Bereiche entsprach seinen Vorstellungen. Anders als Erik Weber, der auf einem Gymnasium war und sich nach eigener Aussage während der gesamten Schulzeit keine echten Gedanken gemacht hat, welchen Beruf er mal ergreifen möchte („Du machst einfach deine Schule, du versuchst die Schule gut zu machen und dann schaust du weiter“), fühlte Nicolas sich nach eigener Aussage sehr früh dazu gedrängt, sich zwischen einer recht engen Auswahl an Berufen zu entscheiden. Er träumt allerdings davon, eines Tages eine eigene Diskothek zu führen. Auf dem Weg dahin helfe ihm die Schule nicht, es gebe schließlich keine „Diskosektion“, wie er im Familiengespräch ironisch anmerkt. Stephen J. Ball, Meg Maguire und Sheila MacRea fanden in einer Langzeitstudie mit Jugendlichen im Übergang von Schule zu Ausbildung oder Beruf in London heraus, dass es eine Diskrepanz zwischen den Berufswünschen von manchen Jugendlichen und den institutionell vorgesehenen Ausbildungs- und Fortbildungsangeboten gebe:

If your interests are with aspects of ‚new‘ economies of youth, as [e.g.] with music and music-related technologies, and these are not reflected in the formal offer of education and training in an accessible manner, then you have to look elsewhere [...].¹⁴⁷

Das „elsewhere“ sind in ihrer Studie persönliche Netzwerke.

Auch Nicolas orientiert sich für seine selbstorganisierte ‚Ausbildung‘ an Bekannten seiner Mutter und jungen Männern, die bereits in Luxemburg im Event-Management erfolgreich sind. Wie auch sein Zeitstrahl zeigt, hat er konkrete Zwischenziele entwickelt, die ihn näher an sein Ziel bringen sollen: So möchte er zunächst als Barmann Erfahrungen in der Nacht-Arbeit sammeln, dann durch die Führung einer kleinen Bar die nötigen Management-Fähigkeiten erlernen, um schließlich eine Diskothek zu eröffnen.

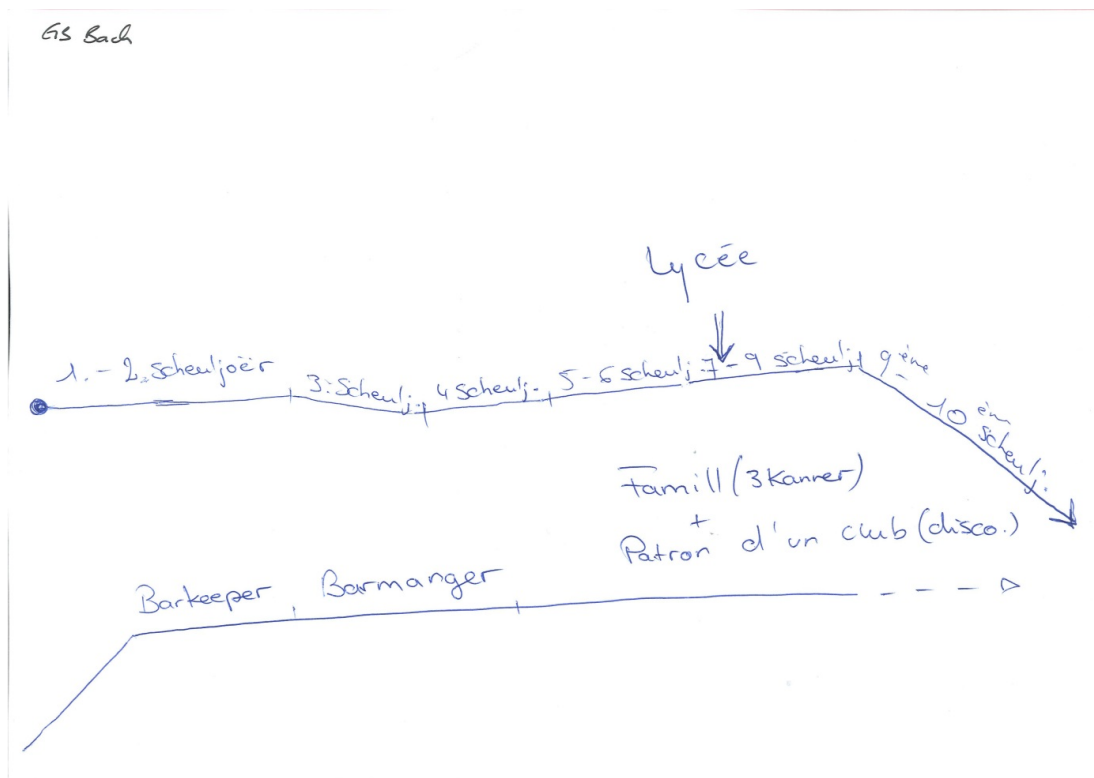


Abb. 12: Zeitstrahl von Nicolas Bach

Ebenso wie Jasmin möchte auch er gerne Erfahrungen im Ausland sammeln. Er sehnt sich nach der Anonymität einer Großstadt wie Berlin, in der man nicht nur „*Mich vun Klierf*“, also Michel aus Clerf, kennenlernt, sondern eine große Bandbreite an Persönlichkeiten und

¹⁴⁷ Vgl. Stephen J. Ball et al., Space, Work and the „New Urban Economies“, hier S. 288.

beruflich interessanten Vorbildern trifft. In Luxemburg würden alle mehr oder weniger dasselbe machen, womit er auf die Luxemburger ‚Standardbiographie‘ anspielt, also dem Streben nach einer Anstellung im öffentlichen Dienst (vgl. Kap. 1.2). Nicolas Bach hat zwar einen recht weiten Erwartungshorizont und eine konkrete Vorstellung davon, wie er seine Ziele erreichen möchte. Dennoch möchte er es, wie er selber sagt, langsam angehen, Schritt für Schritt herausfinden, ob ihm diese Arbeit wirklich gefällt.

Mit dieser schrittweisen offenen Herangehensweise ähneln sich die drei Jugendlichen. Nicolas begründet dies damit, dass er erst einmal herausfinden wolle, ob ihm der eingeschlagene Weg auch gefällt; Erik hingegen drückt damit aus, dass zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch unklar sei, welche anderen Optionen entlang des eingeschlagenen Weges auftauchen könnten. Und Jasmin schließlich zeigt mit der schrittweisen Planung auch eine gewisse Unsicherheit ob der Realisierbarkeit ihrer Wünsche. Erik Weber ist von den dreien der Einzige, der seinen beruflichen Werdegang als relativ festgelegt empfindet.

4 Deutungsmuster zu sozialem Wandel

Im vorangehenden Kapitel lag der Blick auf dem Geschichtsbewusstsein. Doch welche Deutungsmuster lassen sich aus den Erzählungen der Interviewten herausfiltern?

Unter ‚Deutungsmuster‘ versteht Christian Gudehus „eine verbreitete, also regelmäßig anzutreffende, Deutung vergangener Geschehnisse [...], deren sprachliche Erscheinungsform – die Wörter, in denen sie geäußert wird – variieren kann“. Es handele sich bei ihnen um „Indikatoren für das Kollektive im Sprechen“, die zwar das Denken von Menschen beeinflussen, gleichzeitig aber auch von ihnen hervorgebracht würden.¹⁴⁸

In der Tradierungsforschung gelten das Familien-, aber auch andere Gruppengedächtnisse als Interpretationsrahmen für die Aushandlung familiär tradierter Erinnerungen und gesellschaftlicher Deutungsmuster.¹⁴⁹ Anders als bei den Tradierungsprojekten zu Erinnerungen an Krieg, Holocaust und deutsche Besatzung konnten für diese Arbeit Medien, wie Schulbücher, TV-Dokumentationen und Zeitungsartikel oder Archivmaterialien zur öffentlichen Gedenkkultur mit Thema ‚Sozialer Wandel‘ seit den 1930er Jahren nicht in die Analyse mit aufgenommen werden. Zwei der Deutungsmuster, die in diesem Kapitel untersucht werden sollen, lassen aber darauf schließen, dass sich familiär Erinnerbares auch zu diesem Thema mit kollektiv Vermitteltem verbindet. Einen eindeutigen Nachweis dafür habe ich jedoch nicht. Dabei handelt es sich zum einen um Aussagen, die vom Wandel der Arbeitswelt in Luxemburg handeln, zum anderen um Vorstellungen, wie sich der gegenwärtige Lebensstandard in Zukunft weiterentwickeln wird. Bei einem dritten Deutungsmuster liegt die Vermutung nahe, dass es sich hauptsächlich aus generationell gleichen Erfahrungen der Großeltern- und Elterngeneration speist, die familiär weitergegeben wurden. Hierbei handelt es sich um Erzählungen zu individuellen Entscheidungsfreiheiten und –spielräumen.

¹⁴⁸ Christian Gudehus, *Tradierungsforschung*, in: ders., Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010, S. 312-319, hier S. 315.

¹⁴⁹ Vgl. Harald Welzer und Claudia Lenz, *Opa in Europa*, S. 14.

4.1 Der Wandel der Arbeitswelt

In den Interviews finden sich immer wieder sehr ähnliche Äußerungen über die Veränderungen im Bereich der Arbeit seit der unmittelbaren Vorkriegszeit. Kombiniert man die Aussagen der einzelnen Interviewten, wird die Entwicklung zuerst als Fortschrittsbewegung geschildert – man denke an die Erzählung von François Weber (Kap. 3.2.1) von den geringen beruflichen Optionen im Norden Luxemburgs in der unmittelbaren Vorkriegszeit und die langsame Verbesserung dieser Lage in der Nachkriegszeit. Diese Entwicklung kommt in den 1960er Jahren zu einem ersten Höhepunkt. Den Beginn einer Verfallsgeschichte würde man entsprechend in der Stahlkrise der 1970er Jahre vermuten. In Form eines Topos ist sie denn auch gelegentlich Bestandteil von Verfallsgeschichten, aber da in meinem Sample niemand von ihren Folgen negativ betroffen war – auch nicht die beiden in dieser Branche Beschäftigten (Antoine Muller und Albert Hames, beide G1) – stellt sie keinen Wendepunkt in den individuellen Lebensgeschichten der Interviewten dar. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass die betroffenen Arbeiter und Arbeiterinnen finanziell aufgefangen wurden und sich für die damals jungen Menschen mit dem parallel dazu wachsenden Finanzplatz in Luxemburg neue berufliche Perspektiven eröffneten. Die Verfallsgeschichte beginnt üblicherweise sehr viel später. Ein besonderes Ereignis wird damit nicht in Verbindung gebracht. Die zum Zeitpunkt der Interviews aktuelle Finanz- und Bankenkrise wurde z.B. nur selten genannt. Sie repräsentierte dann den aktuellen Tiefpunkt einer generellen Verfallsbewegung.¹⁵⁰ Meistens schildern die Interviewten schleichende Veränderungen wie beispielsweise den wachsenden Einfluss eines globalisierten Weltmarktes auf nationale ökonomische Gestaltungsmöglichkeiten, den Eingang ökonomischer Arbeitsprozesse in Bereiche der frühkindlichen Erziehung und Schule, und eine wachsende Jugendarbeitslosigkeit. Letztere wird von einigen Interviewten als besonders bedrohlich wahrgenommen, da sie nicht mehr nur Jugendliche ohne oder mit geringen schulischen Abschlüssen betrifft (wenn auch immer noch am häufigsten), sondern auch junge Erwachsene mit Hochschulabschlüssen.

¹⁵⁰ In der deutschen Vergleichsstudie wurde der Finanz- und Bankenkrise ebenfalls kein Zäsurcharakter zugeschrieben. Vgl. dazu Jens Kroh, *Zukunftserwartungen und Wirtschaftskrise*, in: ders. und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Inter- und intragenerationelle Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 79-94.

Im folgenden Beispiel äußern sich Renée Lenninger (*1939), eine ehemalige Vertretungslehrerin, und ihr Mann Jean (*1939), ein pensionierter Fluglotse, zu den Zukunftserwartungen ihrer Enkel. Kurz vor dieser Sequenz hatte Renée Lenninger davon gesprochen, dass es ihren Kindern und Enkelkindern im Vergleich zu ihnen selber materiell und finanziell im Laufe der Zeit immer besser gegangen sei. An dieser Stelle fragte ich nach, ob diese Entwicklung ihrer Meinung nach in Zukunft so weitergehen könne:

Sophie Neuenkirch: Mengt dir, datt et fir Ir Enkelkanner dann och sou virun ka goen?

Renée Lenninger: Eh ech/ (Jean Lenninger: Nee) Ech gesinn dat/ also mir sinn al an al Leit hunn ëmmer Tendenz, fir bësselchen d'Saach méi eh pessimistesche ze gesinn. Eee meng Mam huet dat scho gemengt, dass et ons géing méi schlecht goen, he. (S.N.: mhm) Mä wann ech awer elo gesinn eh wat ff passéiert ass a wéi schwéier et ass eis eh et ass fir eng Plaz ze kréien an sou, (S.N.: mhm) kéint ech ma virstellen, dass eis Enkelkanner vill méi Problemer kréien herno.#

J.L.: Se müssen super gutt sinn, he#

R.L.: Se müssen/ se müssen vill méi/ fréier war/ wann een en Diplom hat, dann huet een ëmmer eng Plaz kritt. Fréier. (S.N.: mhm) Also do war keen/ an dat war och ëmmer eisen Elteren/ „Léier eppes da kriss de eng gutt Plaz!“ dann/ mä wann s de keng Schoul hues, dat war fréier och esou, dann/ da war dat och net gutt, he. Mä/ an Haut ass dat vill méi.¹⁵¹

Beide waren der Ansicht, dass es die Enkelgeneration im Allgemeinen in Zukunft nicht mehr so leicht haben werde wie sie. Sie bezogen dies jedoch nicht auf materielle Bequemlichkeiten, sondern auf gegenwärtige Zwänge im Bereich der Berufsqualifikationen

¹⁵¹ F6 G1 Lenninger: 72-76. Sophie Neuenkirch: Glauben Sie, dass es für Ihre Enkelkinder dann auch so weitergehen kann? Renée Lenninger: Eh, ich/ (Jean Lenninger.: Nein) Ich sehe das/ Also, wir sind alt und alte Leute haben immer ein bisschen die Tendenz, die Dinge eher pessimistisch zu sehen. Ehm, meine Mutter hat schon immer gesagt, dass es uns schlechter gehen würde, ne. (S.N.: mhm) Aber wenn ich jetzt sehe ehm, was geschehen ist und wie schwierig es ist, einen Arbeitsplatz zu bekommen und so, könnte ich mir vorstellen, dass unsere Enkelkinder später viel mehr Probleme bekommen werden. J.L.: Sie müssen super gut sein, ne # R.L.: Sie müssen/ sie müssen viel mehr / Früher war, wenn man ein Diplom hatte, dann hat man immer einen Arbeitsplatz bekommen. Früher (S.N.: mhm). Also, da war kein/ Und das war schon immer das, was unsere Eltern/ „Lern etwas, dann bekommst du eine gute Stelle!“ dann/ wenn du keine Schule hast, das war früher auch so, dann/ da war das auch nicht gut, ne. Aber/ Und heute ist das viel mehr.

und den Konkurrenzdruck auf dem Arbeitsmarkt. Auch wenn Bildung in Form von Abschlüssen schon in ihrer Jugend wichtig gewesen sei, um einen Arbeitsplatz zu bekommen, sei ihr Stellenwert stark gestiegen. Mit „was jetzt passiert ist“ meinte Renée sehr wahrscheinlich die Finanz- und Bankenkrise; woher sie aber zu wissen glaubte, dass es inzwischen so schwierig sei, eine Anstellung zu finden, erläuterte sie nicht. Der Erfahrungsraum, auf den sich das Ehepaar Lenninger bezog, und der auch der Ausgangspunkt ihres Abstiegsnarrativs darstellt, ist ihre eigene Jugend und der Beginn ihrer eigenen Berufstätigkeit. Sie verweisen damit auf die sogenannte Boomzeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die sie als eine Zeit in Erinnerung haben, in der man immer eine Anstellung gefunden habe, vorausgesetzt man hatte einen Abschluss. Für ihre Enkelinnen hingegen antizipierten sie verstärkte Probleme bei der Arbeitssuche. Weder ihre Tochter Annabelle, noch ihre Enkelin Charlotte äußerten sich jedoch so pessimistisch wie Renée und Jean.

Tatsächlich sind es aber die Interviewten der Elterngeneration, die am häufigsten von einer negativen Entwicklung der Arbeitswelt sprechen. Sie haben sehr positive Vorstellungen von der Arbeitswelt zur Zeit der beginnenden Berufstätigkeit ihrer Eltern in den 1950er und 60er Jahren. Damals hätte man ohne Probleme eine Anstellung gefunden, auch ohne hohen Schulabschluss. Aber auch ihre eigenen Erinnerungen an die Zeit als junge Arbeitnehmer dienen als Folie, vor der die aktuellen Entwicklungen bewertet werden. Dass Arbeitslosigkeit für einen Abiturienten in den 1970er Jahren in Luxemburg kein Thema war, zeigt der folgende Auschnitt aus dem Gespräch mit der mittleren Gruppe (AK G2), in dem ich den Gesprächsteilnehmern die Frage gestellt hatte, ob sie in ihrer Jugend optimistisch in die Zukunft geschaut hätten. Georges (*1957), ein Bankangestellter und der einzige Mann in dieser Gruppe berichtet daraufhin von der allgemeinen gesellschaftlichen Stimmung in Luxemburg und seinem Empfinden damals:

Georges: Also 't war schon eng Angscht do. Ehm. dat war eben, dat d'äerf een net vergiessen, also eh politesch, also eh d/ d/ d'Saach vun engem Atomkrich, dat war deemools nach präsent. (Julie: Mhm) (Sophie Neuenkirch: Mhm) Dat heescht déi eng Säit USA, déi aner Säit Sowjetunioun. An wann eppes passéiert wär, da wär Europa futti gewiescht, hein. (S.N.: Mhm) Also dat, also bei mir perséinlech war dat schonn ëmmer präsent. (S.N.: Mhm) jo. Dat hat schonn iergendwéi eh d'Zukunft beaflosst. Also . . . jo. An dann och eh déi éischt Unzeeche vun enger Wirtschaftskris, déi jo och komm sinn, also. Dach. . .

Deemools op der ARBED koume grouss Ëmwälzungen. Dat heescht (Julie: War dat d'Stolkris?) d'Stolkris 1975. (Alle: Jo, jo.) Also dat hat schonn eng Roll gespilt, also eh. All déi, déi mat mir d'Première gemaach hunn, eh déi hunn sech gesot eh „Oh, 't huet net vill Säit/ Wäert nach studéieren ze goen“. Eh déi Meescht sinn och schaffe gaang an eh. Jo dat/ . . .

S.N.: Wéi, firwat net studéiere goen, well et eben eng Wirtschaftskris gouf oder wéinst dem Kale Krich?
[lacht leise]

Georges: Nee eh wéinst, wéinst eh wirtschaftleche Spannunge schonn, (S.N.: mhm) also ehm eng ganz Réi, di sinn, di sinn einfach schaffe gaang. An eh, jo.

S.N.: Dat heescht d'Studium war éischer sou eppes wéi e Luxus an d'Schaffe war#

Georges: 't war e Luxus awer och ehm, eh wat hätt ech eh mat mengem Diplom hei ugefaang? (S.N.: Mhm) Dat Eenzezt, wat dir konnt, also deemno wat der studéiert hutt, dat, da sidd dir an den Enseignement gaang. (S.N.: Mhm) Jo. An eh Privatwirtschaft dat war/ (Julie: Kleng hein) 't huet een am Fong net sou gebraucht, hein.¹⁵²

Georges setzt seine Geschichte in den historischen Kontext des Kalten Krieges. Als er Mitte der 1970er Jahre mit der Schule fertig wurde, sei die Stimmung im Land durch die Angst vor

¹⁵² AK G2: 179-183. George: Also, es war schon Angst da. Ehm, . das war eben, das darf man nicht vergessen, also eh politisch, als eh die Sache mit dem Atomkrieg, das war damals noch präsent (Julie: Mhm) (S.N.: mhm). Also die eine Seite USA, die andere Seite Sowjetunion. Und wenn etwas passiert wäre, dann wäre Europa kaputt gewesen, ne (S.N.: mhm). Also das, also bei mir persönlich war das schon immer präsent. (S.N.: mhm) ja, das hat schon irgendwie ehm, die Zukunft beeinflusst. Also .. ja. Und dann auch eh die ersten Anzeichen einer Wirtschaftskrise, die ja dann auch gekommen ist, also. Doch ... Damals bei der ARBED kam es zu großen Umwälzungen. Das heisst (Julie: War das die Stahlkrise?). Das heißt Stahlkrise 1975 (Julie: ja, ja). Also das hat schon eine Rolle gespielt, also ehm. Alle, mit denen ich Abitur gemacht habe, eh, die haben sich gesagt ehm, „Och, es hat nicht viel Wert noch studieren zu gehen“, ne. Sophie Neuenkirch: Wie, wieso nicht studieren gehen? Weil es eine Wirtschaftskrise gab oder wegen des Kalten Kriegs? George: Nein, ehm, wegen der wirtschaftlichen Spannungen schon (S.N.: mhm), also ehm, eine ganze Reihe von Leuten, die sind, die sind einfach arbeiten gegangen. Und ehm, ja# S.N.: Das heißt das Studium war eher so was wie ein Luxus und Arbeiten war# George: Es war ein Luxus, aber auch, ehm, eh, was hätte ich denn mit einem Diplom hier angefangen? (S.N.: mhm) Das Einzige, was man machen konnte, also je nachdem was man studiert hat, das, da sind sie Lehrer geworden (S.N.: mhm). Ja, In der eh, Privatwirtschaft, das war (Julie: Klein, ne) das hat man im Grunde genommen nicht gebraucht, ne.

einem Atomkrieg zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion geprägt gewesen.¹⁵³ Zusätzlich zeigten sich die ersten Anzeichen einer Wirtschaftskrise, genauer der Stahlkrise, die die Wirtschaft in Luxemburg grundlegend verändern sollte. Wenn man nur den ersten Teil seiner Aussage berücksichtigen würde, könnte man zu dem Schluss gelangen, dass Georges vergangene Zukunftserwartungen recht düster waren: immerhin drohte ein Atomkrieg und nebenbei zerfiel noch die wichtigste Industrie des Landes. Und Georges fährt auch zunächst in diesem Duktus fort, erklärt mir seine damaligen Gedanken nicht retrospektiv deutend, sondern bleibt im Denkmodus seiner Jugend. Denn wie selbstverständlich fährt er fort zu erzählen, dass die meisten seiner Klassenkameraden sich in dieser Situation gegen ein Universitätsstudium entschieden hätten und gleich arbeiten gegangen wären. Mit dieser Aussage verwirrte er mich. Aus der Sicht meiner (kürzeren) Lebenserfahrung ist es gerade in wirtschaftlich schwierigen Zeiten elementar, einen Studienabschluss vorweisen zu können, auch wenn dies keinen beruflichen Erfolg garantiert. Und die Aussage, dass die Meisten sich „einfach“ gleich einen Job gesucht hätten, stand im Widerspruch zu meinen Vorstellungen und Erfahrungen einer Wirtschaftskrise. Ich hätte in diesem Moment eher Angst vor Arbeitslosigkeit erwartet und nicht eine Aussage nach der es quasi selbstverständlich war, dass ein Studium keine Vorteile bringe und „Arbeiten gehen“ die sichere Alternative. Doch Georges erklärte, dass er damals mit einem Hochschulabschluss in Luxemburg nicht viel hätte anfangen können. Für eine Anstellung in der Privatwirtschaft hätte man solche Qualifikationen nicht gebraucht. Die Privatwirtschaft, die in Georges Jugend so viele Abiturienten aufnahm, war die wachsende Finanzbranche und angegliederte Dienstleistungsunternehmen. Bis zur Stahlkrise 1974/75 waren 17 % aller Beschäftigten in der Luxemburger Stahlindustrie (ARBED / HADIR¹⁵⁴) tätig, die fast ein Drittel des Bruttoinlandprodukts umfasste. Die Beschäftigtenzahlen wurden bis 1983 um etwa die Hälfte reduziert. Während diese Arbeitnehmergruppe durch den Eintritt in den (Früh)Ruhestand oder durch sondersteuerfinanzierte öffentliche Arbeiten aufgefangen werden konnte, entwickelte sich dem Historiker Michel Pauly zufolge zufällig parallel dazu der Luxemburger Finanzplatz,

¹⁵³ Vermutlich bezieht sich Georges hier auf die 1977 bekannt gewordene Stationierung sowjetischer Mittelstreckenraketen in der DDR und anderen Ländern. Diese Nachricht wurde, laut Bernd Stöver, als Rückschlag in den Abrüstungsverhandlungen zwischen den verfeindeten Parteien wahrgenommen. Vgl. Bernd Stöver, *Der Kalte Krieg*, München 2008, S. 91.

¹⁵⁴ Das Akronym ARBED steht für „Aciéries Réunies de Burbach-Eich-Dudelange“; HADIR steht für „Société des hauts-fourneaux et aciéries de Differdange - St Ingbert - Rumelange“.

dessen Ursprünge bereits in der Zwischenkriegszeit liegen, zum wichtigsten Wirtschaftszweig des Landes. Während der Ölkrise 1973 kam es zu einem Überschuss an Petrodollars, die Anlagemöglichkeiten bedurften. Neben dem Fehlen von legalen Restriktionen für Finanzgeschäfte gab es in Luxemburg keine Zentralbank, eine seriöse, aber lockere Bankenaufsicht; es herrschte politische und soziale Stabilität und die einheimischen Angestellten waren vielsprachig.¹⁵⁵ Hier zeigt sich ein Phänomen, das laut den Historikern Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael typisch für die Zeit nach dem Boom sei: Einerseits gab es eine Krise der Schwerindustrie. Andererseits etablierten sich langsam neue Arbeitswelten in Industrie, Verwaltung und Dienstleistungssektor – in Luxemburg speziell im Finanzsektor – mit geringeren Beschäftigungszahlen und anderen Anforderungen an die Qualifikationen der Angestellten.¹⁵⁶ In Luxemburg verlief dieser Übergang im Vergleich zu den Nachbarregionen in Lothringen, Wallonien und dem Saarland reibungslos.¹⁵⁷ Im Dialog zwischen Georges und mir zeigen sich auch zwei unterschiedliche Vorstellungen von Optimismus und Pessimismus. Während Georges in seiner Jugend Angst vor einem Atomkrieg hatte und dies seine Zukunftsvorstellungen prägte, suchte ich in der aufkommenden Wirtschaftskrise Gründe für eine pessimistische Zukunftserwartung. Wissend, dass es letztlich nie zum Ausbruch eines Atomkrieges gekommen war, fiel es mir offenbar schwer, Georges damalige Ängste diesbezüglich ernst zu nehmen.¹⁵⁸ Das Aufkommen einer Wirtschaftskrise hingegen, ließ sich mit meinem individuellen Erfahrungsraum vereinbaren, so dass ich eine für den gegenwärtigen historischen Kontext erwartbare Reaktion, nämlich eine pessimistische Sicht auf die beruflichen Aussichten, in Georges damalige Situation projizierte. Aber das Gegenteil war der Fall: Georges hatte in seiner Jugend in dieser Hinsicht keinerlei Grund, sich um seine Existenz zu sorgen. Diese Einstellung teilt er mit den anderen Mitgliedern der mittleren Gruppe: Potentielle Arbeitslosigkeit war in ihrer Jugend nicht Teil ihres Erwartungshorizontes.

¹⁵⁵ Vgl. Michel Pauly, *Geschichte Luxemburgs*, S. 107ff.

¹⁵⁶ Vgl. Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael, *Nach dem Boom*, Göttingen 2010, S. 60f.

¹⁵⁷ Vgl. Fernand Fehlen, *Une petite société en mutation. Le Luxembourg entre ouverture et repli*, in: Gilbert Trausch (Hg.), *Le Luxembourg au tournant du siècle et du millénaire*, Luxemburg 1999, S. 113-129, hier S. 118.

¹⁵⁸ Der Historiker Lucian Hölscher verweist diesbezüglich auf Zukunftsvorstellungen als zeitgebundene, „nur aus der mentalen Innenausstattung der Gesellschaft heraus verständliche Entwürfe und Vorstellungen, die oft ganz unvereinbar sind nicht nur mit unserem eigenen Wissen, sondern auch mit der für uns einzig angemessen erscheinenden Art und Weise, aus der sie sich ableiten“. Lucian Hölscher, *Zukunft und Historische Zukunftsforschung*, in: Friedrich Jaeger, Burkhardt Liebsch, Jürgen Straub, Jörn Rüsen (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften Bd. 1*, Stuttgart 2004, S. 401-416, hier S. 406.

Thierry Heinen (*1957), ein Ministerialbeamter, teilte diese Ansicht mit seinen Altersgenossen aus der mittleren Gruppe (AK G2). In seinem Einzelgespräch sprach er davon, wie seine Kinder ihre Zukunftserwartungen einschätzten.

Sophie Neuenkirch: An wann dir kuckt, éischter su vun der Perspektiv gesellschaftlech, economesch, politesch, wi do d'Situatioun ass, (Thierry Heinen: Jo) di sech elo aneschters elo wi an ärer Zäit oder och an där Zäit vun ären Elteren?

T.H.: Jo, jo, dat, dat ass schonn aneschter, also si hunn eh d'Schwieregkeet eh fir eng/ wann s de eng/ och wann s de lo eh Studie gemeet hoss, dat heescht nick, dass de dann automatesch eng Aarbecht krëss, eh (S.N.: Mhm) da kanns de och emol deemno wat s de lo geléiert hoss, 't ass de Moment eh, 't ass een, deen ass fäerdeg, mee deen, dee sicht lo eng Plaz a fënnt awer lo nick eh, an deem, genau an deem Beräich, wu heen eh, wat hee geléiert hott eh, also dat ass scho mol eng grouss Schwierigkeet an si, si eh, erwaarden sech och, also, Pensiounen an sou, dat, dat ass, schéngt hinnen alles oh eh, zimlech onsécher eh ze sënn, si, gleewe nick drun, datt dat nach eh, an 20, 30 Joer eh, wäert sou viru goe, wi wi, also an deem Niveau/ (S.N.: Mhm) deem Niveau wäert bleiwe wi wi elo, dat, dat eh schéngt hinnen/ Also si hunn do néck sou vill eh nick eh während eh mir hunn eis do wéinig Gedanke gemeet, also doriwwer eh/ (S.N.: Mhm) do, dat war méi eh, eh, fff, do war eh Chômage eh war fir deen, deen eppes geléiert hat, war eh, en, en, een, deen eng Ausbildung gemeet hat, deen, do war dat, keen Thema. (S.N.: Mhm) Eh, an dat ass haut ower aneschter.¹⁵⁹

Arbeitslosigkeit war, laut Thierry, in seiner Jugend für jemanden mit einer Ausbildung oder einem Diplom „kein Thema“. Heutzutage könne man sich dagegen nicht mehr darauf

¹⁵⁹ F9 G2 Heinen: 46-47. Sophie Neuenkirch: Und wenn Sie nun eher aus der gesellschaftlich, ökonomischen, politischen Perspektive die aktuelle Situation betrachten, (Thierry Heinen: ja), ist die dann anders als zu ihrer Zeit oder auch der Zeit ihrer Eltern? T.H.: Ja, ja, das ist schon anders, also sie haben die Schwierigkeit um eine/ wenn man eine/ auch wenn man studiert hat, das bedeutet nicht, dass man dann automatisch eine Arbeit bekommt ehm (S.N.: mhm), da kann man auch mal, je nachdem was man gelernt hat, es ist im Moment ehm, da ist einer, der ist fertig, aber der, der sucht eine Stelle und findet aber nichts ehm, in dem genauen Bereich, zu dem er, ehm, was er gelernt hat, ehm. Also dass ist schon mal ein großes Problem. Und sie, ehm, sie erwarten auch, also, die Renten und so, das, das ist, scheint ihnen alles, oh, ehm, ziemlich unsicher zu sein. Sie glauben nicht daran, dass das noch ehm, in 20, 30 Jahren eh, so weitergeht wie, also auf dem Niveau, dem Niveau (S.N.: mhm), wie es jetzt ist, das scheint ihnen. Also sie haben da nicht so viel eh, nicht eh, während ehm, wir haben uns da wenig Gedanken gemacht, also darüber eh, (S.N.: mhm), das war eher pff, damals war Arbeitslosigkeit eh war für denjenigen, der etwas gelernt hat, war eh, einer, einer, einer, der eine Ausbildung gemacht hatte, für den, da war das kein Thema (S.N.: mhm). Ehm, und das ist heute aber anders.

verlassen, in genau dem Bereich, für den man ausgebildet wurde, eine passende Anstellung zu finden. Seine Kinder gingen außerdem davon aus, dass sie sich nicht mehr auf dieselbe Weise auf das Rentensystem verlassen könnten, wie noch ihre Eltern und Großeltern. Sie glaubten nicht mehr, dass der gegenwärtige Lebensstandard in Luxemburg in Zukunft aufrechterhalten werden könne (vgl. dazu Kap. 4.2). Thierry schildert die unterschiedlichen Erfahrungen und damit einhergehend verschiedenen Erwartungen für die Zukunft. Seine von mir interviewte Tochter Laura (*1986), eine Psychologiestudentin, äußerte sich im Einzelgespräch nicht ganz so pessimistisch. Sie beschrieb sich als Person, die die nötigen Eigenschaften, wie Kreativität und Organisationstalent besitze, um flexibel auf berufliche Ungewissheiten reagieren zu können, also als eine Person, die eine gewisse Kontrolle über ihre Zukunft zu haben glaubt.

Jasmin Valentini (*1991), die eine Ausbildung zur Verkäuferin macht und die wir bereits im vorangehenden Kapitel kennengelernt haben (Kap. 3.4.2), spricht in ihrem Einzelinterview zwar nicht von konkreten beruflichen Sorgen, empfindet die berufliche Lage ihrer Generation jedoch im Vergleich zu der ihrer Eltern als schwieriger.

Sophie Neuenkirch: [...] A mongs de eh deng Generatioun, huet se et méi einfach am Liewen wéi di vun dengem Elteren oder Grousselteren?

Jasmin Valentini: Nee ech/ elo par Rapport zum Beruff oder sou fannen ech mir hunn et nach méi schwéier.

S.N.: Mhm. Firwat?

J.V.: Meng Mamm huet eh *apprentissage décoratrice* gemaach. Dono, si huet den *apprentissage* fäerdeg gemaach, si ass op eng Bank schaffe gaang. (S.N.: mhm) Dat wär jo haut ni méi méiglech.

S.N.: 'T ass wouer, jo. Mhm.

J.V.: 'T kënnt een net einfach sou op eng Bank. Ech fannen haut braucht de méi fir/ ech fannen haut muss de méi maachen, fir méi héich ze kommen. (S.N.: mhm) Fir ëmmer dat ze erreechen, wat ee wëllt, muss een haut méi maachen. (S.N.: mhm) Hunn ech d'Gefill. Ech weess elo net, 't ginn der, déi hu Chance, déi kommen iergendwéi héich.

S.N.: 'T muss een och (J.V.: ech/) méi bei dat passen, wat een da wëll man. Also net einfach mat iergendeppes, eppes ganz aneschtters (J.V.: genau, genau) schaffen [unv.] (J.V.: jo) Mhm. Jo. Mhm.

J.V.: Nee am Fong. . Ech kéint lo ni op eng Bank kommen, ech weess guer net [lacht], si géife mech do auslaachen, wann ech do géif kommen. Nee, mee, jo 't ass wouer. Fréier, jo do hues de ee kennt, da kënns de eran. (S.N.: mhm).¹⁶⁰

Heutzutage würde es im Vergleich zu den frühen 1980er Jahren, nicht mehr ausreichen *irgendeine* Ausbildung zu machen, man müsse immer eine *passende* Ausbildung haben. Während Thierry noch davon sprach, dass man sich heutzutage nicht mehr darauf verlassen könne, im gelernten Beruf auch tätig zu werden, bedauerte Jasmin den Verlust von flexibleren Anforderungen an einen Beruf. Für dieselbe Arbeit bei einer Bank, die ihre Mutter früher mit einer Ausbildung als Schaufensterdekorateurin ausüben konnte, bräuchte man heutzutage höhere Qualifikationen. Bei der gemeinsamen Verfertigung dieser Sichtweise unterstützte ich Jasmin. Jasmin war der Ansicht, dass man damals noch über soziale Kontakte eine Anstellung fand, heute würden manche es dennoch schaffen, weil sie „Glück“ hätten. Mit dieser Aussage verwies Jasmin die Entscheidung, ob man eine

¹⁶⁰ F13 G3 Valentini: 60-67. Sophie Neuenkirch: [...] Und glaubst du ehm, deine Generation hat sie es einfacher im Leben als die von deinen Eltern oder Großeltern? Jasmin Valentini: Nein. Ich ehm, also in Bezug auf Arbeit finde ich, haben wir es noch schwieriger. S.N.: mhm. Wieso? J.V.: Meine Mutter hat ehm eine Ausbildung zur Schaufensterdekorateurin gemacht. Danach, sie hat die Ausbildung abgeschlossen, sie ist bei einer Bank arbeiten gegangen. (S.N.: mhm). Das wäre ja heute nicht mehr möglich. S.N.: Das stimmt, ja. Mhm. J.V. Man kommt nicht einfach so zu einer Bank. Ich finde, heute braucht man mehr, um/ ich finde heute muss man mehr machen, um höher zu kommen. (S.N.: mhm) Um immer das zu erreichen, was man will, muss man heute mehr machen. (S.N.: mhm) Hab ich das Gefühl. Ich weiß jetzt nicht, es gibt welche, die haben Glück, die kommen irgendwie hoch. S.N.: Man muss auch mehr (J.V.: Ich/) bei das passen, was man machen will. Also nicht einfach mit irgendetwas, etwas ganz anderes (J.V.: Genau, genau) arbeiten [unv.] (J.V.: Ja) mhm, ja Mhm. J.V.: Nein, im Grunde genommen .. Ich könnte nie bei einer Bank landen, ich weiß gar nicht [lacht], die würden mich dort auslachen, wenn ich dort ankommen würde. Nein, aber es stimmt. Früher, ja da hat man jemanden gekannt, dann bist du reingekommen (S.N.: mhm).

bestimmte Anstellung bekommt oder nicht von sich als potentieller Akteurin in den Bereich des Schicksalhaften und Zufälligen.

Die Interviewten der Elterngeneration sprechen am häufigsten dieses Deutungsmuster an. Sie gehören den Geburtsjahrgängen 1952 bis 1966 an, die meisten von ihnen haben mindestens ein Abitur. Sie entsprechen damit einer ‚Wohlfahrtsstaatlichen Generation‘: Darunter zählen Lutz Leisering und Heinz Bude diejenigen, die bereits als Kinder vom Wohlfahrtsstaat profitierten. Denn sie entwickelten andere Zukunftsperspektiven als vorherige Alterskohorten, die außerdem weder durch Kriege noch durch massive wirtschaftliche Zusammenbrüche getrübt worden seien.¹⁶¹ Für die meisten Interviewten der Elterngeneration, aber auch einige der Großelterngeneration (Geburtsjahrgänge 1921-1941), war Angst vor Arbeitslosigkeit nicht Teil ihres Erwartungshorizontes. Die gegenwärtige Situation, in der auch ein Hochschulabschluß kein Garant mehr für berufliche Sicherheiten zu sein scheint, empfinden sie angesichts ihrer eigenen Erfahrungen als beunruhigend. Einige der Interviewten der Großelterngeneration erinnern sich noch an beruflich schwierigere Zeiten in der Vorkriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit, während die Interviewten der Enkelgeneration das Thema zumindest in den Einzelgesprächen nicht im gleichen Maße zu beschäftigen scheint. Diejenigen unter ihnen, die Aussicht auf ein Studium haben, oder dieses bereits absolviert haben, halten sich für kompetent genug, mit den Ungewissheiten ihrer beruflichen Zukunft umgehen zu können. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass in Luxemburg eine Anstellung im öffentlichen Dienst als sehr attraktive Option angesehen wird, die Sicherheit vor Kündigung und – v.a. für Personen mit höheren Abschlüssen – ein hohes Gehalt bietet. Man spricht auch von einem „*secteur protégé*“, einem „geschützten Sektor“, da die Einstellungs Voraussetzungen neben der luxemburgischen Staatsbürgerschaft das Beherrschen der drei offiziellen Landessprachen (Luxemburgisch, Französisch, Deutsch) vorsieht. Luxemburger entzogen sich auf diese Weise dem steigenden Konkurrenzdruck durch hochqualifizierte Bewerber aus den angrenzenden Ländern.¹⁶² Während in der

¹⁶¹ Vgl. Lutz Leisering, *Sozialstaat und demographischer Wandel*, Frankfurt am Main 1992; Heinz Bude, *Wohlfahrtsstaatliche Generationen*, in: Martin Kohli, Marc Szydlík (Hg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Opladen 2000, S. 59-76.

¹⁶² Vgl. Marco Wagener, *Wirtschaftliche Entwicklung und Veränderung der Arbeitswelt in Luxemburg*, in: Helmut Willems et al. (Hg.), *Handbuch der sozialen und erzieherischen Arbeit in Luxemburg - Manuel de l'intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg*, Luxembourg 2010, S. 235-259, hier S. 243; Vgl. Fernand Fehlen, *Une petite société en mutation. Le Luxembourg entre ouverture et repli*, S. 123; Isabelle

Großelterngeneration von 21 Interviewten nur vier Angestellte des öffentlichen Dienstes waren (Josette Pisani, Gemeindeangestellte; Jean Lenninger, Fluglotse; François Weber, Krankenpfleger und Mathilde Mertens, Grundschullehrerin), sind von der Elterngeneration von 16 Interviewten acht Angestellte des öffentlichen Dienstes (Marta Hames, Nicole Baum, Carole Bach, Gymnasiallehrerinnen; Julie Ahles und ihre Freundin Christiane, Erzieherinnen; Christiane Weber, Krankenpflegerin; Thierry Heinen, Ministerialbeamter; Claude Klein, Krankenhausangestellter). Von den 16 Interviewten der Enkelgeneration sind bereits zwei Angestellte des öffentlichen Dienstes (Claire und Laure, Sonderschullehrerin), von den übrigen 14 haben sechs mehr oder weniger gute Aussichten langfristig dort Anstellungen zu finden (Lucienne Pisani, Gemeindegärtnerin; Charlotte Lenninger, Eric Weber, Gymnasiallehrer; Karin Muller, Nadine Daniel, Sonderschullehrerin; Laura Heinen, Psychologin in einer Klinik). Nicht alle der hier genannten Jugendlichen und jungen Erwachsenen streben auch eine Anstellung im öffentlichen Dienst an, sie bleibt jedoch als sichere Alternative immer eine Option, was die Interviewten jedoch nur in den wenigsten Fällen so direkt ausgesprochen haben.

Nachdem das in allen Generationen verbreitete Deutungsmuster zum Wandel der Arbeit und der Bedeutung von Berufsqualifikationen vorgestellt wurde, soll im Folgenden anhand des Gesprächs der Mitglieder der Familie Bach die Aushandlung dessen, was die ältere und die jüngere Generation unter ‚Arbeit‘ und ihre Bedeutung für die weiteren Lebenschancen des Enkels verstehen, gezeigt werden.

Eine berufliche Laufbahn im öffentlichen Dienst ist nicht das, was dem arbeitslosen Nicolas Bach (*1991), den wir bereits in Kapitel 3.4.2 kennengelernt haben, vorschwebt. Im folgenden Interakt aus dem Familiengespräch unterhalten sich Nicolas, seine Mutter Carole (*1961), eine Sportlehrerin und seine Großmutter Marianne (*1937) über den Wandel in der Einstellung der Menschen gegenüber einer Arbeit.

Pigeron-Piroth, Le secteur public, in: *Economie et Statistiques. Working papers du STATEC*, 34(décembre), S.1–34, hier S. 4.

Nicolas Bach (G3): [...] Fréier war et méi, méi einfach e Beruff ze hunn, well s de akzeptéiert hues eppes ze maachen fir Suen ze kréien. Du hues missen Suen egal wéi och haut kréien, an ech mengen du hues eigentlech ... bal all Aarbecht akzeptéiert ... fir ze fir#

Marianne Bach (G1): Mjo du waars frou wann s de der has da's wouer#

N. B.: Wann s de äh genau an haut ass et/ een awer onheemlech wielerësch, et geet een ob d'Arbeitsamt, di soen engem mir hunn hei eppes fir iech an da seet een „Nö dat gefällt mer net, ech hunn dat an dat geléiert, ech well och gär als dat an dat schaffen“. Da geet een rëm heem, an dann geet dat rëm sou weider, `t ass een einfach/ et huet een méi Auswahl an dat mécht de Mënsch och vill méi wielerësch. Also dofir soen ech fréier, ech war jo net fréier do, mä wann een awer héiert .. déi Meeschten di hunn hiert ganz Liewen dat geschafft an hunn och näischt anesches gemat, si hunn do ugefaangen wann een eppes#

M. B.: Wann se bis eng gutt Plaz haten hunn se déi#

N. B.: Genau. Dunn hunn se déi och behalen sou, egal ob do, ob do vläicht léiwer eppes anesches gemat hätten also.¹⁶³

Die Ansprüche an eine Arbeitsstelle waren zu einem unbestimmten Zeitpunkt „früher“ laut Nicolas andere als heute. Arbeit hätte in erster Linie der Existenzsicherung gedient, weshalb es gleichgültig gewesen wäre, mit welchem Beruf man dies erreichte. Heutzutage erwarte man, in dem Bereich zu arbeiten, für den man ausgebildet worden sei. Man sei wählerischer geworden, was es gleichzeitig auch schwieriger mache, eine Arbeitsstelle zu finden als damals. Seine Großmutter stimmt dieser Unterscheidung der Bedeutung von Arbeit ihres Enkels zu. Nicolas nennt im weiteren Verlauf der Unterhaltung seinen Großvater als Beispiel,

¹⁶³ F7 Familie Bach: 72-76. Nicolas Bach (G3): [...] Früher war es einfacher, einen Beruf zu haben, weil man akzeptiert hat, etwas nur des Geldes wegen zu machen. Man musste Geld verdienen, egal wie, auch heute noch, und ich denke, man hat eigentlich ... fast jede Arbeit akzeptiert ... um# Marianne Bach (G1): Ja, man war froh, wenn man eine hatte, das stimmt# N. B.: Wenn man äh genau und heute ist man aber unheimlich wählerisch. Man geht aufs Arbeitsamt, die sagen einem: „Wir haben hier etwas für sie“ und dann sagt man „Nö, das gefällt mir nicht. Ich habe dies und jenes gelernt, ich möchte auch gerne als das arbeiten“. Dann geht man wieder nach Hause und dann geht das wieder so weiter, dass man einfach/ man hat mehr Auswahl und das macht den Menschen auch viel wählerischer. Also deshalb sage ich, früher, ich war ja nicht hier früher, aber, was man aber so hört .. die Meisten, die haben ihr ganzes Leben das gearbeitet und haben auch nichts anderes gemacht, sie haben dort angefangen, wo sie etwas# M. B.: Sobald man eine gute Stelle hatte, hat man die# N. B.: Genau. Dann hat man die auch behalten, so, egal ob man, ob man vielleicht lieber etwas anderes gemacht hätte also.

der sich seinen Traum, nach Kanada auszuwandern, nicht erfüllen konnte, weil der Druck der eigenen Familie, in Luxemburg zu bleiben, zu groß war. Auch wenn Nicolas anspricht, dass es seiner Meinung nach früher leichter gewesen sei, Arbeit zu finden, weil man in einem gewissen Sinne keine Entscheidungsfreiheiten hatte, ist er, wie er im weiteren Verlauf des Gesprächs deutlich macht, der Meinung, dass er dies für eine unerträgliche Einschränkung des individuellen Entscheidungsspielraums hält. Darin ist er einer Meinung mit seiner Mutter Carole, die sich an dieser Stelle erstmals zu diesem Thema äußert. Sie fragt sich, ob man sich der Erwartung, überhaupt einer Erwerbsarbeit nachzugehen, entziehen könne, wenn man auf diesem Weg glücklich würde. „[...] *kinnt ech mir erlaben iwwerhaupt net méi schaffen ze goen? Dierf ech dat?*“¹⁶⁴ Sie hinterfragt damit nicht nur eine gesellschaftlich erwartete Verhaltensweise, sondern verweist damit auch indirekt auf den aktuellen Lebensstandard: der Wohlstand sei ausreichend, dass man es sich leisten könne, weniger oder auch gar nicht mehr arbeiten zu müssen. Carole verspürt einerseits Hemmungen, da sie damit das materielle Erbe, für das ihre Vorfahren hart gearbeitet hätten, zwar annehmen, aber nicht weiter vermehren würde. Andererseits nennt sie ihren Bruder als Beispiel für die unhinterfragte Selbstverständlichkeit, mit der Menschen heutzutage Arbeit zu ihrem Lebensmittelpunkt machten und mehr arbeiteten, als sie aus finanziellen Gesichtspunkten müssten und auch gesund für sie wäre. Es ist offensichtlich, dass hier die Rede von Menschen ist, die es sich finanziell leisten könnten, ein niedrigeres Einkommen zu haben. Besagter Bruder hat studiert und inzwischen einen verantwortungsvollen Posten beim Staat inne, der ihn jedoch aus Sicht seiner Schwester körperlich und seelisch an seine Grenzen treibt. Nicolas Motive für eine Arbeit gehen in eine ähnliche Richtung wie die seiner Mutter – wer dabei wen beeinflusst hat, lässt sich leider nicht rekonstruieren. Nicolas erklärt sein Konzept von Geld verdienen:

Nicolas Bach: [...] ech sinn éierlech ech hu keng Loscht véierzeg Joer laang all Dag opzestoen fir schaffen ze goen, ech gesi kee Sënn dodranner. An da wëll ech léiwer/ ech hunn och kee Problem domatt, wann eng Persoun viru mer steet, di seet ech hunn dat an dat an dat gemaach do koume vill Suen eran an lo halen ech op mat schaffen. Et kënt egal wéi nëmmen op dat Finanziellt un, wann s de an der Schoul bass gëss de op dat Finanziellt getrimmt, et gëtt gekuckt dass de solls e gudden Beruff kréie fir dass de finanziell gutt dru bass. Wann s de vill verdéngs kanns de der jo och erlabe fréi aus dem Beruff ze goen an dann däi Liewen

¹⁶⁴ F7 Familie Bach: 138. [...] könnte ich mir erlauben, überhaupt nicht mehr zu arbeiten? Darf ich das?

esou nach genéisst/ ze genéissen. Mee een deen manner verdéngt dee muss méi schaffen, dee muss bis ganz zum Schluss schaffen dass en alt wéinstens eng gutt Pensioun huet an hei an do. Ech soen haut 't ass et ass net onmanéierlech an 't ass och näischt méi mat enger Gesellschaft huet dat ze dinn, dass de muss véierzeg Joer laang schaffen.¹⁶⁵

Nicolas antizipiert sein Leben wie er es nicht leben möchte („40 Jahre lang jeden Tag aufstehen“), wie es aber seiner Meinung nach die Schule und die Gesellschaft allgemein von ihm erwartet. Sein Ziel ist es, möglichst schnell viel Geld zu verdienen, um dann beruflich kürzer zu treten bzw. gänzlich aufzuhören zu arbeiten und das Leben zu genießen. Was an dieser Stelle recht hedonistisch klingt, erklärt er an anderer Stelle des Gesprächs genauer: Er möchte Zeit haben für Freunde und Familie. Die schulische Vorstellung eines „guten Berufs“ beziehe sich auf ‚klassische‘ Berufe. Er orientiert sich eher, wie an anderer Stelle des Interviews deutlich wird, an Eventmanagern, denen er konkret nacheifern möchte, und Filmstars, die sich aussuchen können, wieviel sie arbeiten möchten. Mit dieser Deutung von Arbeit löst er bei seiner Großmutter Marianne großen Widerspruch aus.

Marianne Bach: [...] ech mengen e groussen Deel vun deem wat ee mécht, mécht ee op senger Aarbecht. An a wann een eng Aarbecht huet di engem gefällt (Nicolas Bach: Ehm, „Jo. Jo“) da geet ee gäre schaffen. (N.B.: Jo. Ehm) An dann ass/ an et, et muss ee jo och eppes/ et muss ee jo och liewen. (N.B.: Ehm) Et ass hei esou opgebaut/ du muss Geld hu fir ze liewen/ (N.B.: Ehm. Ehm)¹⁶⁶

¹⁶⁵ F7 Familie Bach: 143. Nicolas Bach: [...] ich bin ehrlich, ich habe keine Lust vierzig Jahre lang jeden Tag aufzustehen, um arbeiten zu gehen. Ich sehe darin keinen Sinn. Und da will ich lieber/ ich habe auch kein Problem damit, wenn eine Person vor mir steht, die sagt: „Ich habe dies und jenes gemacht, damit habe ich viel Geld verdient und jetzt höre ich auf zu arbeiten. Es kommt egal wie immer auf das Finanzielle an. Wenn du in der Schule bist, wirst du auf das Finanzielle getrimmt. Es wird geschaut, dass man einen guten Beruf kriegt, damit man finanziell gut dran ist. Wenn man viel verdient, kann man sich ja auch erlauben, früh aus dem Beruf auszusteigen und dann dein Leben noch genießt/ zu genießen. Aber einer, der weniger verdient, der muss mehr arbeiten, der muss bis ganz zum Schluß arbeiten, damit er wenigstens noch eine gute Rente hat und so. Ich sage, heutzutage ist es nicht unmanierlich, und das hat auch nichts mit einer Gesellschaft zu tun, dass man 40 Jahre lang arbeitet.

¹⁶⁶ F7 Familie Bach: 144. Marianne Bach (G1): [...] ich denke, einen großen Teil von dem, was man macht, macht man auf seiner Arbeit. Und wenn man eine Arbeit hat, die einem gefällt (N.B.: Ehm. Ja. Ja.) dann geht man gerne arbeiten. (N.B.: Ja. Ehm) Und dann ist/ und man, man muss ja auch etwas/ man muss ja auch leben. (N.B.: Ehm) Es ist hier so aufgebaut, du musst Geld haben, um zu leben/ (N.B.: Ehm, Ehm)

Arbeit soll Freude machen, dann gehe man auch gerne arbeiten. Er könne sich doch einen Beruf entsprechend seinen Neigungen und Interessen aussuchen. Und schließlich müsse man ja auch Geld verdienen, um zu leben, in unserer Gesellschaft sei das nun mal so.

Marianne (G1) versteht nicht, dass das genau das ist, was ihr Enkel Nicolas vorhat. Er sucht sich eine Arbeit, die ihm gefällt und von der er leben kann. Aber alleine eine größere Entscheidungsvielfalt reicht ihm nicht mehr, er möchte auch seinen Arbeitsalltag gestalten, wie es ihm gefällt. Nicolas kommt erneut auf seinen Onkel zu sprechen:

Nicolas Bach (G3): [...] [an seine Mutter gerichtet] däin Brudder, den Här kéint ophale mat schaffen, firwat geet en da nach schaffen? Well en iergendwou en Zwang huet, dass e misst schaffen, sos de jo lo grad, mä e kéint sech awer erlaben ze soen „Stop et geet lo duer, ech halen op mat schaffen“, an a mengen Aen huet dee Här da guer näischt falsch gemaach, guer näischt! Et kann een vläicht soen en hat e bësse méi Chance wéi en aneren (Carole Bach (G2): Ehm), dass e Voraussetzungen hat, di engem dat vläicht erlaben.¹⁶⁷

Nicolas ist sich, wie dieses Beispiel zeigt, durchaus bewusst, dass seine Vorstellung einer idealen Balance zwischen Arbeit und Müßiggang bestimmte Bedingungen voraussetzt. Bei seinem Onkel sieht er diese gegeben, unterstellt ihm aber, zwanghaft der Vorstellung anzuhängen, dass Arbeiten an sich bereits einen Sinn hätte. Seine Großmutter versteht Nicolas aber immer noch nicht. Für Marianne ist eine arbeitszentrierte Biographie die Norm, an dem sie Nicolas Vorstellungen mißt. Sie kann sich offenbar nicht vorstellen, was man mit seiner Zeit anfangen könnte, wenn man nur phasenweise arbeitet. Es geht ihr nicht darum, ob dies praktisch umsetzbar ist, ob man auf diese Weise tatsächlich genug Geld verdient, sondern darum, dass ‚man‘ nicht den ganzen Tag untätig sein könne. Nicolas versucht erneut, seine Vorstellungen seiner Großmutter zu verdeutlichen:

Nicolas Bach (G3): [...] wann s de eng gutt Saach hues, kriss de genuch Sue ran, dass de kanns mi relax einfach liewen. An et ass nu mol e Luxus, fir mi relax ze liewen et ass .. et wär falsch géif ee soen: „Nee dat ass kee Luxus“, well jiddwereen leet sech gären dohinner an#

¹⁶⁷ F7 Familie Bach: 146. Nicolas Bach (G3): [...] dein Bruder, der Herr könnte aufhören zu arbeiten. Wieso geht der denn noch arbeiten? Weil er irgendwie einen Zwang hat, dass er arbeiten müsste, sagtest du ja auch grad. Aber er könnte sich erlauben zu sagen: „Halt, es reicht, ich höre auf zu arbeiten“ und in meinen Augen hätte der Herr dann gar nichts falsch gemacht, gar nichts! Man könnte vielleicht sagen, er hatte ein bißchen mehr Glück als andere (C.B.: Ehm.) dass er Voraussetzungen hat, die einem das vielleicht erlauben.

Marianne Bach (G1): Awer net de ganzen Dag!

N.B.: Nee, net de g/ nee Marianne! (M.B.: Dat gött langweilig. Geet net/) Da/ da/ dat wëll jo och keen! Dat wëllt jo och kee, guer kee méi! Dat wëll/ Da/ da/ ech wëll jo och net de ganzen Dag, ech hu jo och meng Kollegen, ech wëll jo och eppes man, ech well jo och eppes äh Produktives eppes op op d'Bee bréngen. (M.B.: Jo jo.) Mee ech fannen et awer#

M.B.: Ma wann et bei dir d/ op déi Manéier, ech mengen do, do muss Jiddereen wëssen wat e mécht.

N.B.: [...] ech soen einfach `t ass awer Luxus wann's de méi Stonnen pro Dag hues, wous du da kanns fräi entscheeden, sou ech maachen lo dat dat dat an dat an ech hu nach genuch Suen op der Säit, fir dass ech kann eng Famill ernähren, dass ech fir mech genuch hunn, dass ech hei an do, dat ass fir mech en Top Luxus an ech well och doropshin hi schaffen.

M. B.: Maja.

Carole Bach (G2): Gutt.¹⁶⁸

Während Nicolas Ungeduld mit seiner Großmutter deutlich im Interview spürbar wird, scheint seine Versicherung, statt auf der faulen Haut liegen zu wollen, etwas „Produktives“ erschaffen zu wollen, auf sein Ziel „hinzuarbeiten“, seine Großmutter zu versöhnen. Nicolas Mutter, Carole (G2), die ja bereits früher ihre Überlegungen zur Rolle der Arbeit in ihrem Leben genannt hatte, hebt im weiteren Verlauf des Gesprächs hervor, dass seine Entscheidungen doch recht unüblich seien im Vergleich mit den Zukunftsplänen

¹⁶⁸ F7 Familie Bach: 154-160. Nicolas Bach (G3): [...] wenn du eine gute Sache hast, kriegste genug Geld rein, dass du entspannter leben kannst. Und das ist nun mal ein Luxus, entspannter zu leben. Es ist .. es wäre falsch würde man sagen: „Nein, das ist kein Luxus“, weil jeder möchte sich gerne mal auf die faule Haut legen und# Marianne Bach (G1): Aber nicht den ganzen Tag! N.B.: Nein, nicht den g/ nein Marianne! M.B.: Das wird langweilig. Geht nicht# N.B.: Da/ da/ das will ja auch keiner! Das will ja auch keiner, gar keiner mehr! Das will/ da/ da/ ich will ja auch nicht den ganzen Tag/ ich habe ja auch meine Freunde, ich will ja auch etwas machen, ich will ja auch etwas äh Produktives, etwas auf die Beine stellen. (M.B.: Ja ja.) Aber, ich finde es aber# M.B.: Aber wenn es bei dir/ auf diese Art, ich denke, da muss jeder wissen, was er macht. N.B.: [...] Ich denke einfach, es ist aber Luxus, wenn man mehr Stunden am Tag hat, wo man frei entscheiden kann „so ich mache jetzt das das das und das und ich habe noch genug Geld auf der hohen Kante, damit ich eine Familie ernähren kann, dass ich für mich genug habe, das ich hier und da. Das ist für mich ein Riesenluxus und darauf will ich hinarbeiten. M. B.: Na dann. C. B.: Gut.

Gleichaltriger. Sie spricht die sogenannte ‚Standard-Biographie‘ an, derzufolge ein junger Mensch zur Schule geht, anschließend eine Ausbildung macht oder zur Universität geht, um schließlich einen Beruf zu ergreifen. Diesen Weg, den sie als „Autobahn“ bezeichnet, gingen die meisten Schüler. Nicolas hingegen hätte sich dazu entschlossen, die „kleineren Nebenpfade“ zu nehmen, um sein Ziel zu erreichen. Ganz so entspannt sieht Marianne (G1) die Lage dennoch nicht. Sie gibt zu bedenken, dass heutzutage Abschlüsse nötig seien, um eine Anstellung zu bekommen. Als sie und ihr Mann sich mit 30 Jahren entschieden hätten, den elterlichen Bauernhof nicht weiter führen zu wollen, hätte Gust, ihr Mann, nur deswegen eine attraktive Anstellung gefunden, weil er zumindest ein Abitur vorweisen konnte. Der Schulabschluss hätte seinen Entscheidungsspielraum damals erheblich vergrößert. Marianne räumt zwar die Möglichkeit ein, dass diese Regel in der von Nicolas anvisierten Branche keine große Rolle spiele, will ihn aber dennoch auf potentielle Schwierigkeiten hinweisen.

Marianne Bach (G1): Also ech maachen dech nämme just opmierksam op di Schwieregkeeten, di's de kanns hunn, wann's de, wann's de .. wann's de de keen Examen hues, dat ass (Nicolas Bach (G3): Jo ech weess.) schwéier, well, well du bass een dee wëll uewe äh sinn an du (N.B.: Mä jo/) muss méi, méi Chancen äh#

Carole Bach (G2): An ech sinn iwwerzeegt dass de Nicolas dat och mécht!

N. B.: Nee ech, ech . ech wëll uewe sinn (C.B.: En anere Wee.) awer net uewen an enger Sociéitéit an enger décker Firma (M.B.: Nee!) sëtze a vill äh Leit ënnert sech hunn (C.B.: Ehm.) (M.B.: Nee!) Dat ass guer net mäin Ziel! Ech wëll#

M. B.: Et ass och net dat wat ech wollt soen. (N.B.: Mjo. Ech well eng kéier meng eege Saach hunn mä .. jo.) Du verstees wat ech wëll soen. Hä? [...] et ass et ass souwisou säin Liewen (N.B.: Voilà!) hä. Jidderengem säi Liewen.¹⁶⁹

¹⁶⁹ F7 Familie Bach: 180-183. Marianne Bach (G1): Also, ich mache dich nur darauf Aufmerksam auf die Schwierigkeiten, die du kriegen kannst, wenn du, wenn du .. wenn du keinen Abschluss hast. Das ist (Nicolas Bach (G3): Ja, ich weiß.) schwierig, weil du einer bist, der will oben ähm sein und du (N.B.: Aber/ ja) mußt mehr, mehr Glück# Carole Bach (G2): Und ich bin überzeugt, dass der Nicolas das auch macht! N. B.: Nein, ich, ich . ich will oben sein (C.B.: Einen anderen Weg) aber nicht oben in einer Firma, wo man in einem dicken Betrieb (M.B.: Nee!) sitzt und viele äh Leute unter sich hat (C.B.: Ehm) (M.B.: Nee!) Das ist gar nicht mein Ziel! Ich will/ M. B.: Das ist auch nicht das, was ich gemeint habe. (N.B.: Ja. Ich

Marianne sieht eine Diskrepanz zwischen Nicolas Ambitionen und seinen Handlungen. Sie ist der Überzeugung, dass er, ohne einen Schulabschluss und ohne eine Ausbildung, den schwierigeren Weg gewählt hat. Seine Mutter Carole will ihren Sohn aufmuntern, ihm zeigen, dass sie an ihn glaubt. Nicolas erklärt ein letztes Mal, dass sein berufliches Ziel jenseits des Luxemburger Mainstream liege. Er will sich selbstständig machen. Seine Großmutter scheint ihn zu verstehen und beendet den Interakt mit der allgemeinen Aussage, dass es sowieso sein Leben sei. Die Welt hat sich gewandelt und ihre Erfahrungen könnten nur bedingt Orientierung bieten. Mariannes Lebensgeschichte, aber auch Caroles ungewöhnliche Sicht auf gesellschaftliche Konventionen, orientieren Nicolas hingegen schon. Die Lebensumstände seiner Großeltern, die sich beruflich in die Übernahme des Familienhofes gedrängt sahen dienen ihm diesbezüglich klar als abschreckendes Beispiel (vgl. Kap. 5.3). Wie sie sich schließlich von diesen familiären und gesellschaftlichen Erwartungen in einem für sie schmerzhaften Prozess lösten, um ihr individuelles Glück zu finden, dient ihm hingegen als Vorbild. Im Vergleich dazu sieht Nicolas die Vielfalt an Optionen, die Entscheidungsfreiheiten, die ihm zufolge auch für ihn vorhanden sind, als individuelle Entfaltungsmöglichkeit.

will eines Tages meine eigene Sache haben, aber .. ja) Du verstehst, was ich sagen wollte, ne? [...] es ist/ es ist sowieso sein Leben, ne (N.B.: Genau!) Jedem sein Leben.

4.2 Der (Lebens)standard

Beim zweiten Deutungsmuster handelt es sich nicht um eine regelmäßig auftauchende Interpretation der Vergangenheit, sondern um Aussagen, die sich auf den gegenwärtigen Lebensstandard und seine weitere Entwicklung in der Zukunft beziehen. Wie bereits im Methodenkapitel angesprochen, wurde in den Gruppengesprächen die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ von den Gesprächsteilnehmern diskutiert, wobei das Wort ‚besser‘ dazu anregte, über den Lebensstandard in Luxemburg nachzudenken. Mit Hilfe der hermeneutischen Dialoganalyse konnten aus den Reaktionen der Interviewten fünf Standardtypen herausgearbeitet werden: Der angemessene Lebensstandard, der generationell unterschiedliche Lebensstandard, der begrenzte Lebensstandard, der ewig unbefriedigende Lebensstandard und schließlich der national unterschiedliche Lebensstandard.

Im folgenden Abschnitt werden die Standardtypen erklärt. Im zweiten Teil dieses Kapitels werden Interviewbeispiele analysiert, in denen intra- und intergenerationell über ‚das gute Leben‘ diskutiert und dessen Zukunft in Luxemburg ausgehandelt wird. Was ich unter dem Begriff ‚Lebensstandard‘ gefasst habe, wird von den Interviewten nur selten so genannt. Ich habe darunter Aussagen gesammelt, die sich sowohl auf einen materiellen Lebensstandard beziehen, als auch solche, die den Standard sozialstaatlicher Sicherungssysteme betreffen.

4.2.1 Standardtypen

Die fünf Standardtypen kommen selten isoliert, sondern meistens in Kombination miteinander vor. Im Folgenden werden die Typen beschrieben und anhand von empirischen Beispielen verdeutlicht.

Der national unterschiedliche Lebensstandard

Dieser Typus beschreibt einen internationalen Vergleich des luxemburgischen mit anderen ‚westlichen‘ Lebensstandards. Dabei taucht häufiger der Topos der ‚verwöhnten

Luxemburger' auf. Vor allem Julie Ahles (*1955) benutzt den Vergleich, um die luxemburgischen Lebensbedingungen in ein ‚richtiges‘ Verhältnis zu setzen. Sie bezieht sich dabei auf ihre eigenen Auslandserfahrungen in Israel, der Schweiz und in angrenzenden Ländern wie Frankreich und Deutschland, aber auch auf Vorstellungen und Clichés über die Lebensbedingungen z.B. in den Vereinigten Staaten. ‚Amerika‘ ist v.a. im Gespräch der mittleren Gruppe (AK G2), deren Gastgeberin Julie war, ein Topos, das von allen Gesprächsteilnehmern, inklusive mir, verstanden wird als Inbegriff sozialer Ungerechtigkeit und Kehrseite des Kapitalismus. Es bildet damit das auf den Punkt gebrachte Gegenstück zu Luxemburg als wohlstandsverwöhntem, aber auch als sozial gerechter empfundenem Land. Dem folgenden Interakt aus dem Gespräch mit der Familie Ahles ging eine Diskussion darüber voraus, dass es den Familienmitgliedern zufolge in Luxemburg die Norm sei den eigenen Kinder Eigentumswohnungen und Autos zu schenken. Auch wenn sich Julie Ahles Sohn (G3) im folgenden Interakt nicht äußert, stimmt er der Meinung seiner Mutter ebenso zu wie die Großmutter Maria Ahles.

Julie Ahles (G2): Ech fannen 't ass grausam. D'Kanner/ ech fannen, dass hei/ ech schaffe jo lo an der Schoul, ne, do fier fannen ech / well ech jo matt vill Kanner a Kontakt sin an eh matt vill Elteren, matt vill jonken Elteren jo och, di lo an di 20 sin, Ugangs 30. An eh wou ech awer fannen, dass eh di letzebuerger Kanner an och hier Eltere schon, d'Eltere schon (Maria Ahles (G1) [parallel]: D'Eltere si scho verwinnt) di si/ jo schon verwinnt. Di hu schon de Norde verluer. Si wesse guer net waat eng Réalitéit ass. Si beschwéieren sech, wann se 10 Minutten mam Auto musse fueren, fir op hier Arbecht ze kommen. Wann ech zu Paräis wunnen an ech muss annerhalef Stonn Metro fueren an där selwechter Stad, ne, da beschwéieren ech mech net, da sin ech frouh, dass ech méng Arbecht hun, dass ech ka schaffe goen. Nee, hei muss alles um Plateau zervéiert gin. Also, ech fannen hei extreemem schlemm. Also, wäit ewäch vum réalisteschen Liewen. Letzebuerger/ also vill Leit/ (M.A.: also ech fannen /) an sie hun esou eng (M.A.: ech fannen/) Haltung an di vermettelen se jo och hiere Kanner, dass dat dat Normalt ass, mee dat wat mir hun hei, dat ass guer net dat Normalt. Ech hu jo an engem Land gewunnt, wou och e Wuelstandsland ass an deem Senn, do ass vill Geld do, mee dat Geld ass och net ennen verdeelt. An, a méng Frendinnen, di mussen schmuel derduerch. Vill mi schmuel! Si kréien fir dräi Kanner esou vill Kannergeld, wéi ech fir ee Kand zum Beispill, ne. Do si keng / an der Schwäiz kascht alles! Alles kascht!¹⁷⁰

¹⁷⁰ F1 Familie Ahles: 320-322. Julie Ahles (G2): Ich finde es ist grausam. Die Kinder/ ich finde, dass hier/ ich arbeite ja jetzt in einer Schule, ne, daher finde ich/ weil ich ja mit vielen Kinder Kontakt habe und eh mit vielen Eltern, mit vielen jungen Eltern ja auch, die so um die 20, Anfangs 30 sind. Und eh, wo ich finde, dass viele luxemburgischen Kinder und auch ihre

Für diejenigen ihrer Landsleute, die sich über ihre Lebensbedingungen beschwerten, hat sie nur Verachtung übrig. Luxemburger hätten bereits eine Erwartungshaltung entwickelt, dass das Leben leicht zu sein habe, keinerlei Anstrengungen mehr bedürfe. Wenn dies nicht der Fall sei, werde gemeckert. Sie bezeichnet sie als maßlos im wahrsten Sinne des Wortes: Denn sie haben ihrer Ansicht nach bereits das Maß aller Dinge, den „Norden“, verloren. Der Vergleich mit der Schweiz, ebenfalls einem „Wohlstandsland“ zeigt, dass die Luxemburger die vielen staatlichen Subventionen und Serviceleistungen nicht mehr zu schätzen wüssten, sondern für selbstverständlich erachten.

Der generationell unterschiedliche Lebensstandard

Dieser Typus kommt am häufigsten in den Interviews vor, da es sich dabei um einen intergenerationell vergleichenden Blick auf den Lebensstandard handelt. Er bezeichnet eine Sicht, derzufolge sich der Lebensstandard im Laufe der Zeit zwar verändert, aber eben in bestimmten Bereichen in unterschiedlichem Tempo, so dass er auch nicht immer leicht zu vergleichen ist. Manche Dinge hätten sich verbessert, andere nicht. Diese vergleichende Sicht ist in den allermeisten Fällen retrospektiv.

Die folgenden Sequenzen stammen aus dem Familiengespräch mit der Familie Pisani. Es handelt sich um einen Drei-Generationen- und reinen Frauenhaushalt. Nach der zweiten Scheidung von Christine Pisani (G2) (*1961), eine Angestellte in einer Autowerkstatt, zog sie

Eltern, die Eltern schon, (Maria Ahles (G1) [parallel]: Die Eltern sind schon verwöhnt!) die sind/ ja, schon verwöhnt. Die haben schon den Norden verloren. Sie wissen gar nicht was die Realität ist. Sie beschwerten sich, wenn sie zehn Minuten mit dem Auto fahren müssen, um zur Arbeit zu kommen. Wenn ich in Paris wohne und ich muss ein einhalb Stunden Metro fahren in ein und der selben Stadt, ne, dann beschwere ich mich nicht, da bin ich froh, dass ich eine Arbeit habe, dass ich arbeiten gehen kann. Nee, hier muss einem alles auf dem Silbertablett serviert werden. Also ich finde das hier extreeeeem schlimm. Also, weit weg vom echten Leben. Luxemburg, also viele Leute/ (M.A.: Also ich finde/) und sie haben so eine (M.A.: ich finde/) Haltung und die vermitteln sie ja auch ihren Kindern, dass das das Normale ist, aber, das was wir hier haben, das ist gar nicht das Normale. Ich habe ja in einem Land gelebt, das auch ein Wohlstandsland ist in dem Sinn, da ist viel Geld vorhanden, aber das Geld ist auch nicht nach unten verteilt. Und, und meine Freundinnen, die müssen den Gürtel eng schnallen. Ganz eng! Sie bekommen für drei Kinder soviel Kindergeld wie ich für ein Kind zum Beispiel, ne. Da sind keine/ in der Schweiz kostet alle! Alles kostet was!

mit ihren beiden Töchtern zu ihrer Mutter, Josette (G1) (*1937). Die von mir interviewten Mitglieder dieser Familie sind alle geprägt durch schwierige Erfahrungen im privaten und beruflichen Bereich. Bildungsmäßig fand keine Verbesserung von einer Generation zur nächsten statt. So hat Josette Pisani (G1) keinen höheren Schulabschluss, sie arbeitete die meiste Zeit bei der Gemeindeverwaltung. Ihre Kindheit war durch einen autoritären und patriarchalischen Vater und bescheidene Verhältnisse gekennzeichnet. Sie schwankt in ihrem Einzelinterview zwischen einer idealisierenden und einer sehr kritischen Sicht auf diese Zeit. Ihre Tochter, Christine Pisani (G2), hat die Haushaltungsschule besucht und in sehr vielen verschiedenen Berufen gearbeitet. Neben zwei Scheidungen musste sie die Erfahrung des Mobbing am Arbeitsplatz verkraften. Trotz all dieser Schwierigkeiten resumierte sie ihr Leben recht positiv und kann allen einzelnen Schritten und Erlebnissen einen Sinn abgewinnen. Ihre von mir interviewte Tochter Lucienne Pisani (G3) (*1993) hat große Schwierigkeiten in der Schule gehabt und daher nur den niedrigsten möglichen Abschluss gemacht. Sie führt dies auf die Scheidung ihrer Eltern zurück. Auch sie musste in der Schule Mobbing am eigenen Leib und bei Mitschülern erleben, eine Erfahrung, die auch sie sehr geprägt hat.

Ich hatte im Interview kurz zuvor die Redensart „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ ins Gespräch gebracht. Darauf antwortet Lucienne (G3), der generell von den anderen viel Redezeit eingeräumt wird:

Lucienne Pisani: Jo ech soen, et giff eis méi schlecht goen, well alles méi déier gëtt wéinst den Loyeren an esou, an, jo 't ass, och wéinst der Aarbecht, wéinst den Aarbechtsplazen, 't gëtt ëmmer manner, an, jo déi Ëmweltkatastrophen, elo net op hei bezunn, mee ech soen emol, wann dat, 't ass jo elo lassgaangen, an, ech mengen, 't gëtt net bësser an deenen nächste Joeren, mam Klima an sou. Soen ech elo mol. An jo d'Liewensmëttel, déi si jo och/ d'Halschent ass vergëft souzesoen, an ech mengen, jo mir wäerten et net esou gutt hu wéi, wéi déi Genera/Generatioun virun eis. Menger Meenung no.¹⁷¹

¹⁷¹ F11 Familie Pisani: 11. Lucienne Pisani: Ja, ich sag mal, es würde uns schlechter gehen, weil alles teurer wird wegen der Mieten und so, und ja, auch wegen der Arbeit, wegen der Arbeitsplätze, es gibt immer weniger und, ja, Umweltkatastrophen, jetzt nicht auf hier bezogen, aber ich sage mal, wenn das, es hat ja jetzt angefangen und ich denke es wird in den nächsten Jahren nicht besser, mit dem Klima und so. Sag ich jetzt mal. Und ja, die Lebensmittel, die sind ja auch/ die Hälfte ist vergiftet sozusagen und ich denke, ja wir

Lucienne macht eine grundsätzlich negative Bestandsaufnahme ihrer gegenwärtigen Zukunftserwartungen: steigende Mietpreise, Arbeitslosigkeit; der Klimawandel habe nun begonnen und die Lage werde demnächst nicht besser; „vergiftete“ Lebensmittel – all das lässt sie wenig überraschend zu dem Schluss kommen, dass es ihrer Generation schlechter gehen werde als den vorangehenden. Ihre Mutter Christine (G2) stimmt ihrer Tochter zu:

Christine Pisani: [...] also ech gesi mech an där Positioun, wann ech elo zwëschen zwee, hinnen zwee sëtzen (Sophie Neuenkirch: mhm) Eh, . mir ass et am beschte gaang. (S.N.: mhm) Hinnen [die G1] ass et net sou gutt gaangen, hinnen, si [die G3] hu vill méi Problemer wéi ech hat. Esou dass meng Generatioun u sech vun deem profitéiert, wat si [die G1] opgebaut hunn. Si [die G3] och, mee si kréien aner Problemer dobäi (S.N.: Mhm) Mir hu profitéiert vun deem, wat si opgebaut hunn, mee wat méttlerweil jo dobaussen, wat eis Generatioun sou baut, ass jo net onbedingt dat. (Lucienne Pisani (G3): pft) Si [die G1] hunn et ze gutt gemat. Déi Generatioun, déi mir sinn, géng ech soen, do kënn net méi ganz vill. An si [die G3] musse kucken, domadder eens ze ginn. Dat heescht, ech sinn op där gewonnener Säit gewiescht an mengem Liewen. (S.N.: Mhm.) Sou gesinn.¹⁷²

Christine Pisani fühlt sich im Vergleich zu ihrer Mutter und ihrer Tochter als Gewinnerin der Entwicklungen. Sie wurde 1961 geboren, in der sogenannten Boomzeit, als sich die materiellen Verbesserungen in allen Gesellschaftsschichten verbreiteten. So sagt sie auch, dass die Generation ihrer Eltern nicht so ein bequemes Leben gehabt hätte wie sie und ihre Kinder. Josette Pisani (G1) hatte in ihrem Einzelinterview als einzige Interviewte von sich aus gesagt, dass sie immer wollte, dass ihre Kinder ein besseres Leben haben sollten als sie. Christine (G2) zufolge profitieren sie und ihre Kinder bis heute von dem, was die Generation

werden es nicht so gut haben wie, wie die Genera/ Generation vor uns. Meiner Meinung nach.

¹⁷² F11 Familie Pisani: 25. Christinine Pisani: Also, ich sehe mich in der Position, wenn ich jetzt so zwischen zwei, zwischen ihnen beiden sitze (S.N.: mhm). Ehm, . mir ist es am Besten ergangen. (S.N.: mhm) Ihnen ist es nicht so gut gegangen, ihnen, sie haben viel mehr Probleme als ich hatte. So dass meine Generation an sich von dem profitiert hat, was sie aufgebaut haben. Sie [die G3] auch, aber sie kriegen andere Probleme dazu. (S.N.: Mhm) Wir haben von dem profitiert, was sie aufgebaut haben, aber was inzwischen da draußen, was unsere Generation so baut, ist ja nicht unbedingt das (Lucienne Pisani: pft). Sie haben es zu gut gemacht. Die Generation, unsere Generation, denke ich, da kommt nicht mehr sehr viel. Und sie müssen damit klar kommen. Das heißt, ich bin auf der Gewinnerseite gewesen in meinem Leben (S.N.: Mhm.) so gesehen.

der Großeltern aufgebaut habe. Sie sagt sogar, die Großelterngeneration habe es zu gut gemacht, ihre eigene Generation (G2) könne das nicht mehr steigern. Und damit müsse wiederum die Enkelgeneration (G3) klar kommen und ihren Weg darin finden. Sie schildert hier den klassischen Bogen von Fortschritt, der in der Gegenwart seinen Höhepunkt erreicht habe und sich nun in einen Abstieg umzuwandeln droht. Im Einzelinterview hatte sie mit einem gewissen Neid erklärt, dass ihre Eltern das Glück gehabt hätten, etwas aufbauen zu können. Ihre Generation schaffe es hingegen noch nicht einmal, den Status quo zu erhalten. Die Großelterngeneration hatte ihrer Meinung nach noch ein Lebensgefühl der konstanten Verbesserung. Ihre Eltern hätten ihr Versprechen, ihren Kindern ein besseres Leben zu ermöglichen, tatsächlich eingelöst. Ich frage sie, ob sie sich denn – im relativen Wohlstand lebend – als junge Mutter auch ein besseres Leben für ihre Kinder gewünscht hat. Daraufhin antwortet sie:

Christine Pisani: [...] ech mengen, 't ass esou, ehm, wann ee Kanner kritt, si jo da scho Saachen ronderëm een, ech mengen, déi Zäit ware scho Saachen hei war net gutt, Cattenom war do, 't si jo ëmmer Saachen do, déi net perfekt sinn. (Sophie Neuenkirch: Mhm.) Mee do seet een sech einfach, 't geet weider. Sou seet een sech dat. Also sou, ech mengen, wann ech sou negativ géng denken, dann hätt ech jo keng Kanner wollen op d'Welt setzen. (S.N.: mhm) Eh, #¹⁷³

Sich in diese Zeit zurückversetzend relativiert sie ihre rein positive Darstellung der zeitlichen Umstände ihrer Jugend. Auch ihre Generation habe von den Eltern ein unangenehmes Erbe übernommen, wie z.B. das französische Atomkraftwerk Cattenom, das 1979 direkt an der luxemburgischen Grenze errichtet wurde. Aber das Leben verlaufe nie „perfekt“ und man müsse einfach daran glauben, dass das Leben weitergehe, sonst hätte sie ja auch keine Kinder in die Welt gesetzt. Ihre Tochter Lucienne unterbricht Christine sogleich und wirft ein, dass sie nicht wisse, ob sie in dieser Welt jemals Kinder haben wolle, und bringt damit ihre pessimistische Sicht auf die Zukunft auf den Punkt.

¹⁷³ F11 Familie Pisani: 27. Christine Pisani: [...] ich denke, es ist so, ehm, wenn man Kinder bekommt, gibt es ja bereits Dinge um einen, ich meine, die Zeit waren hier auch schon Sachen nicht gut, Cattenom war da, es sind ja immer Sachen da, die nicht perfekt sind. (S.N.: mhm) Aber da sagt man sich einfach, es geht weiter. So sagt man sich das. Also so, ich denke, wenn ich so negativ denken würde, dann hätte ich keine Kinder in die Welt setzen wollen. (S.N.: Mhm), eh#

Der ‚ewig unbefriedigende‘ Lebensstandard

Dieser Typus beschreibt die Beobachtung, dass sich Wünsche und Bedürfnisse parallel zum Lebensstandard entwickeln. Was in früheren Zeiten als besonders wertvoll oder erstrebenswert galt, kann heute und auch morgen, einen ganz anderen Stellenwert haben. Gleichzeitig bleibt aber das Bedürfnis nach Dingen und Strukturen, die das Leben vermeintlich verbessern, immer erhalten. Dieser Logik folgend gibt es und wird es immer etwas geben, was Menschen begehren.¹⁷⁴ Die völlige Erfüllung von Wünschen wird damit unmöglich, der Versuch, sie dennoch zu finden, wird zu einer jeden Wandel überdauernden Konstante. Und dies birgt ein großes intergenerationelles Konfliktpotential, aber auch Potential intragenerationell Identität zu stiften, bzw. Gemeinsamkeiten in Abgrenzung zu anderen Generationen zu formulieren. Dazu ein Beispiel aus dem Gespräch der ältesten Gruppe (AK G1), die sich über die ‚Jugend von heute‘ unterhält:

Margret: [...] An och mat de Suen, hein si ginn/ si kréien, wat ass fir si, wat ass fir si fénnef Euro?

(Schwester Alice: mhm) oder zing Euro?

Marie-Thérèse: Jo dat ass näischt.¹⁷⁵

Mit dem Erstaunen oder gelegentlich auch Unverständnis über die generationell andere Sicht auf die Wertschätzung von Dingen oder Lebensumständen, kann eine moralisierende und normierende Bewertung einhergehen. Dies mündet dann in Aussagen, die zum Typus ‚angemessener‘ Lebensstandard gehören.

¹⁷⁴ Über John Maynard Keynes Fehleinschätzung menschlicher Bedürfnisse und Begierden, die sich auch über den ‚ewig unbefriedigenden Lebensstandard‘ erklären lässt, vgl. Robert und Edward Skidelsky, *Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens*, München 2013.

¹⁷⁵ AK G1: 321-322. Margret: [...] Und auch mit dem Geld, ne. Sie geben/ sie kriegen/ was ist für sie, was ist für sie fünf Euro? (Schwester Alice: mhm) Oder zehn Euro? Marie-Thérèse: Ja, nichts.

Der ‚begrenzte‘ Lebensstandard

Unter diesem Typus wurden Aussagen erfasst, denen zufolge der aktuelle Lebensstandard in Luxemburg nicht mehr gesteigert werden *kann*. Aus ihrer Sicht ist z.B. Wirtschaftswachstum endlich, wie auch das Beispiel von Albert Hames (G1) zeigt:

Wanns de esou iwwerlees, dat ka jo net ëmmer esou virugoen, well eh soss hunn/ di Lescht fänken direkt am Himmel un, ne. (Sophie Neuenkirch: mhm) Dat ass / 't'ass jo net dran (S.N.: mhm).¹⁷⁶

Aus dieser Sicht ist die Fortschrittsgeschichte zu Ende, mehr Wohlstand, mehr Komfort und soziale Sicherheit ist nicht möglich. Dieser Feststellung kann sich ein pessimistisches Abstiegsnarrativ anschließen oder – was viel häufiger der Fall ist, ein Bestandserhaltungsnarrativ.

Der ‚angemessene‘ Lebensstandard

Während der ‚begrenzte‘ Lebensstandard eine mögliche Steigerung oder Verbesserung der Lebensumstände aus praktischen Gründen ausschließt, ist dies beim ‚angemessenen‘ Lebensstandard zwar denkbar, wird aber zumeist aus moralischen Gründen abgelehnt. Nicht: Der Lebensstandard *kann* nicht mehr gesteigert werden, sondern er *soll* nicht mehr gesteigert werden.

Dieser Typus beschreibt einen meist klar umrissenen Bereich von Lebensbedingungen, die ein ‚gutes Leben‘ ausmachen. Dies zeigt sich in Äußerungen wie „Uns geht es doch gut, was soll denn noch besser werden?“ oder „Unseren Kindern *braucht* es nicht besser zu gehen“. Dieser Bereich ist nach unten durch eine Absicherung des Erhalts der Grundbedürfnisse und nach oben durch einen durch die Interviewten mehr oder weniger konkret bestimmten Lebensstil (in der Regel ihrem eigenen) markiert. Dieser Bereich gilt als ‚anständig‘ oder ‚angemessen‘. Der Wunsch nach einem (zumeist materiell verstandenen) Lebensstil, der über diesen Bereich hinausgeht, wird als maßlos empfunden. In dieser Betrachtungsweise scheint eine Selbstdarstellung der Sprecher als ‚bescheiden‘ durch, ebenso wie eine vermeintlich kritische Einstellung gegenüber Konsum und eine Höherbewertung immaterieller Werte. Eine Verbesserung des aktuellen Lebensstandards wird nicht für nötig

¹⁷⁶ F5 Familie Hames: 66. Albert Hames: Wenn man so drüber nachdenkt, das kann ja nicht immer so weitergehen, weil eh sonst haben/ die Letzten fangen sonst im Himmel an, ne. (Sophie Neuenkirch: mhm) Das ist/ das ist ja nicht drin. (S.N.: mhm).

erachtet, zukünftiges Leben damit vergleichbar dem der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit vorgestellt. Man kann also so weiter machen wie gehabt. Eine weitere Entwicklung sei nicht nötig.

Im folgenden Beispiel aus dem Gespräch der Familie Baum kommt es zu einer Diskussion zwischen dem Enkel Martin (*1988), einem Abiturienten, seiner Mutter Nicole (*1962), einer Lehrerin, und der Großmutter Françoise (*1930), einer Hausfrau, ausgelöst durch die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“:

Martin (G3): `t wär awer schéin, wann `t hinnen nach géif besser goen, ne wéi #

Nicole (G2): Wat wär dann # fir dech ,nach besser goen‘?

Martin [parallel]: Mir geet et saugutt mä# [Françoise (G1) schnaubt]

Nicole: Majo, wat kéint et da dann lo nach [Betonung auf nach] besser goen? Nierft dengem Papp a wéi mir?

Martin: Chhhh weess et net # Also mir geet et/

Françoise: Täsche voller Suen?

Martin: mir geet et tiptop. A wann et mengem Kand lo nach géif besser goen, kanns jo asech näischt dergéint soen oder? Also #

Nicole: Da muss de soe wat dat kéint sinn.

Martin: Ech weess et net ... Et muss e/ Et hänt jo och vun de Kanner of.

Nicole: Besser um finanzielle Plang oder besser, oder besser (Martin: Neeee) an de Relatiounen mat de Leit?

Martin: Ech wees et net.

Nicole: Jo. Jo# bon.

Martin: Use/ ech hu keng Kanner, ech weess net firwat. [Sophie Neuenkirch lacht]

Nicole: Nee ech mengen eis geet et schon immens gutt.¹⁷⁷

Nicole (G2) fühlt sich durch die Äußerung ihres Sohnes angegriffen. Sie unterstellt ihm den leisen Vorwurf, er hätte es nicht gut genug gehabt. Seine unbestimmten, ausweichenden Antworten auf ihr Nachhaken verstärken nur ihre Haltung. Seine Großmutter Françoise (G1) zeigt mit ihrer Reaktion deutlich, dass Martin ihrer Meinung nach den Bereich des ‚angemessenen‘ Lebensstandards verlässt und sich „Taschen voller Geld“ wünscht, auf gut deutsch, nicht genug kriegen kann. Dass Martin seine zukünftigen Kinder gemeint haben könnte und nicht von sich selber sprach, scheinen weder Mutter noch Großmutter trotz wiederholter Beschwichtigungen, dass er es gut habe, zu realisieren. Was Martin so schwer fällt auszudrücken, deutet ich als offenen Erwartungshorizont, der für seine zukünftigen Kinder Möglichkeitsräume beinhaltet, die heute noch gar nicht mit konkreten Inhalten füllbar sind. Im Gegensatz zu seiner Mutter, die sich an ihren eigenen Erfahrungen orientiert, kann er sich eine Zukunft vorstellen, die sich eben nicht aus den existierenden Erfahrungen ableiten lässt. Es sei heute unmöglich zu wissen, was seine Kinder mal unter ‚gut gehen‘ verstehen werden. Nicole (G2) bietet ihrem Sohn zwei mögliche Antworten, erwartet, dass er sich ihrer Logik unterwirft. Nachdem er dies nicht tut, ist für sie die Diskussion beendet. Sie schließt diesen Interakt mit einer Aussage entsprechend der von ihr und ihrer Mutter geteilten Vorstellung eines ‚angemessenen‘ Lebensstandards, der aus ihrer Sicht auch noch für die kommende Generation Gültigkeit besitzt.

¹⁷⁷ F2 Familie Baum: 24-39. Martin (G3): Es wäre aber schön, wenn es ihnen noch besser gehen würde, ne, wie# Nicole (G2): Was wäre denn# für dich ‚noch besser gehen‘? Martin [parallel]: Mir geht es saugut, aber# [Françoise (G1) schnaubt] Nicole: Naja, was könnte denn da noch [Betonung auf noch] besser gehen? Neben deinem Vater und mir? Martin: Ich weiß es nicht# Also mir geht es# Françoise: Taschen voller Geld? Martin: Mir geht es hervorragend. Und wenn es meinem Kind dann noch besser gehen könnte, kann man ja an sich nichts dagegen sagen, oder? Also# Nicole: Da musst du sagen, was das sein könnte. Martin: Ich weiß es nicht ... Es muss e/ Es hängt ja auch von den Kindern ab. Nicole: Besser im finanziellen Sinne oder besser, oder besser (Martin: Neeee) in den Beziehungen zu Menschen? Martin: Ich weiss es nicht. Nicole: Ja. Ja# gut. Martin: An si/ Ich habe keine Kinder, ich weiss nicht was. [Sophie Neuenkirch lacht] Nicole: Nee, also ich denke uns geht es schon sehr gut.

Während also Aussagen über den ‚begrenzten‘ Lebensstandard meinen, dass der Lebensstandard nicht mehr besser werden *kann*, und die Rede vom ‚angemessenen‘ Lebensstandard normativ festschreiben möchte, was moralisch an Verbesserungen erwartet werden *darf*, beschreiben Aussagen über den ‚ewig unbefriedigenden‘ Lebensstandard zwar eine mögliche Verbesserung, aber gleichzeitig die Unmöglichkeit einer Befriedigung aller Bedürfnisse und Wünsche. Dies wirkt sich auch auf Vorstellungen von Handlungsoptionen und Möglichkeitsräumen aus. Beim ‚begrenzten‘ Lebensstandard müssen alternative Möglichkeitsräume für Verbesserungen jenseits des bisher vorstellbaren erschlossen werden. Zukünftiges – auf Verbesserungen ausgerichtetes – Handeln verlangt ein kreatives Umdenken. Die Alternative wäre ein Verharren im Modus der Bewahrung des Status-quo. Beim ‚angemessenen‘ Lebensstandard wird ‚richtiges‘ Handeln an den jeweiligen Normen der Sprecher gemessen und bewertet. Nicht alle vorhandenen Möglichkeitsräume müssen auch zwangsläufig genutzt werden. Und ein Ausbrechen aus dem Kreislauf der sich wandelnden Bedürfnisse des ‚ewig unbefriedigenden‘ Lebensstandard ist kaum möglich, da es nie zu einem zufriedenstellenden Abschluss kommen wird.

Wie bereits erwähnt münden einige Aussagen in Bestandserhaltungsnarrative (z.B. Nicole Baum: „Eis geet et schon gutt“). Unabhängig davon, ob der Lebensstandard nicht mehr gesteigert werden kann oder werden soll, gilt in in Bestandserhaltungsnarrativen der Status quo in Luxemburg aus Sicht der Interviewten als Maßstab für ein gutes Leben. Auch wenn in den Interviews recht häufig deutlich gemacht wird, dass eine Überschreitung dieses Maßstabs für unangemessen gehalten wird, gibt es doch nur vereinzelte Fälle, in denen ein Unterschreiten dieses Lebensstandards angedacht wird. Wie in Kap. 4.1 angedeutet, denken Carole Bach und ihr Sohn Nicolas darüber nach, ob es nicht reizvoll und gesellschaftlich akzeptiert wäre, weniger Zeit in Arbeit zu investieren. Und auch die Sonderschullehrerin Claire (*1983) (AK G3) fordert, wie wir später noch sehen werden, eine Unterschreitung des gegenwärtigen Lebensstandards für den Einzelnen zum Wohle der Gemeinschaft. Dies sind jedoch Einzelfälle. In der deutschen Vergleichsstudie konnte Jens Kroh zeigen, dass auch die von ihm interviewten Personen davon ausgingen, dass der erreichte Lebensstandard nicht mehr übertroffen werden könne. Dennoch seien die Zukunfterwartungen der Enkelgeneration

optimistisch, was er damit erklärt, dass „eine Reduzierung des als hoch empfundenen Lebensstandards problemlos möglich erscheint.“¹⁷⁸

In den luxemburgischen Gesprächen einigen sich hingegen die meisten Gesprächsteilnehmer, unabhängig davon ob es sich um Familienmitglieder oder Gleichaltrige handelt, auf die Notwendigkeit ‚zufrieden‘ im Leben zu sein. Ich bezeichne den fast schon inflationär häufigen Verweis auf ‚Zufriedenheit‘ als Platzhalter für Vorstellungen eines guten Lebens, da es in Form von leerem Reden¹⁷⁹ den Gesprächsteilnehmern genug Interpretationsfreiräume lässt, diesen mit Inhalt auszufüllen und dennoch das Gefühl zu vermitteln, man sei sich einig, was dieser Inhalt genau sei. Leider war ich als Interviewerin von diesem Gefühl genauso betroffen, so dass ich nur in sehr wenigen Fällen konkret nachfragte, was sich die Interviewten unter ‚Zufriedenheit‘ genau vorstellten. Dem Duden folgend bedeutet ‚zufrieden sein‘, mit einer Situation oder Person einverstanden zu sein. Und so kann man wohl auch die Untersuchungen des luxemburgischen statistischen Amtes zur Zufriedenheit der Bevölkerung interpretieren.¹⁸⁰ In den Gesprächen taucht das Wort ebenfalls in dieser Bedeutung auf, aber auch als Selbstcharakterisierungen v.a. bei der Großeltern- und Elterngeneration („ich war immer ein zufriedener Mensch“). Damit ist eine positive Evaluation des eigenen Lebens gemeint, man hatte keinen Grund zur Klage, was aber nicht bedeutet, dass es nicht doch schwierige Phasen im Leben gab. Aber diese werden mit dieser Aussage weggewischt. Zufriedenheit wird aber auch gerne als Lebenshaltung präsentiert, die einem zu einem guten Leben verhilft. Man dürfe sich, so sagt z.B. Marianne Bach (G1) nicht von seinem Schicksal unterkriegen lassen und müsse versuchen, immer froh und zufrieden zu sein. Zufriedenheit sei das Wichtigste überhaupt im Leben, sagen Mitglieder verschiedener Generationen der Familien Baum, Daniel, Heinen, Pisani und Muller. Zufriedenheit entstehe dann, so erklärt es Nicole Baum (G2), wenn man keine hohen materiellen Ansprüche habe, auf diejenigen schaue, die weniger hätten, statt sich mit

¹⁷⁸ Jens Kroh, *Zukunftserwartungen und Wirtschaftskrise*, S. 83ff. Dieser Befund wird ebenfalls durch die US-amerikanische Vergleichsstudie bestätigt. Lesley Anne Bleakney nennt dies ‚optimistic downward mobility‘. Vgl. Lesley Anne Bleakney und Jens Kroh, „Now the Economy is Down, But It Will be Up Again“. Global Recession and Family Narratives in the United States, in: *Journal of Family Life*, 5. Mai 2009, <http://www.journaloffamilylife.org/recessionnarratives.html#>. [zuletzt aufgerufen am 10.01.2014]

¹⁷⁹ Unter ‚leerem Reden‘ verstehen Welzer et al. eine Redensart, die dem Gesprächspartner überlässt, das nicht-Gesagte mit eigenen Vorstellungen zu füllen. Vgl. Harald Welzer et al., „Opa war kein Nazi“, S. 136.

¹⁸⁰ Vgl. Armande Frising, *Regards sur la satisfaction des ménages résidents à l'égard de leur vie*, Publication périodique, Novembre 2013, STATEC. Seit 2009 wird vom Wirtschafts- und Sozialrat das sogenannte PiBien-être (das Brutto-Zufriedenheitsprodukt) gemessen. Vgl. <http://www.ces.public.lu/fr/pibienetre/> [zuletzt aufgerufen am 02. Dezember 2013].

denjenigen zu vergleichen, die mehr hätten als man selber. Renée Lenninger (G1) und ihre Tochter Annabelle gehen sogar so weit zu behaupten, dass ein zufriedener Mensch ein besserer Mensch sei, als einer, der nur Reichtümer anhäufen würde. An diesen Beispielen wird deutlich, dass mit ‚Zufriedenheit‘ eine Bescheidenheit der (v.a. materiellen) Ansprüche gemeint ist. Diese Denkweise scheint jedoch typisch für ältere Personen des Samples zu sein. Unter den Interviewten der Enkelgeneration taucht das Wort viel seltener auf. So ist beispielsweise für Nadine Daniel (*1983) und Patrick Mertens (*1978) Zufriedenheit im beruflichen wie im privaten Bereich ein Wunsch für die Zukunft. Unzufriedenheit entstehe z.B. laut François Weber (G1) bei Arbeitslosigkeit und Armut, einer Arbeitsstelle, die keinen Spaß mache, oder wenn man sich mit anderen vergleiche. Renée Lenninger (G1) spricht die künstliche Produktion von materiellen Bedürfnissen durch die Werbebranche an, die viele Menschen, die sich ihre Erfüllung nicht leisten können, unzufrieden mache. Die Interviewten der mittleren Gruppe (AK G2) schließlich nennen Unzufriedenheit als Antrieb, mehr vom Leben zu erwarten, als ihnen gegeben wurde. Dieser letzte Punkt, Unzufriedenheit als Antrieb, das eigene Leben zu verändern, gar zu verbessern, wird nur dieses eine Mal so angesprochen. Die Mehrzahl der Interviewten verwendet Zufriedenheit im Sinne von ‚sich zufrieden geben‘ mit dem, was man hat. Hinter der Fassade der Bescheidenheit könnte man darin also auch den Anspruch an seine Mitmenschen und sich selbst sehen, nicht aus der Reihe zu tanzen, keine Unruhe zu stiften, indem man vermeintlich ‚maßlose‘ Forderungen nach einem besseren Leben stellt, wie auch immer das dann inhaltlich gefüllt wird.

4.2.2 Über ‚gutes Leben‘ sprechen

Nachdem im vorangehenden Abschnitt die ‚Standardtypen‘ vorgestellt wurden, werden an dieser Stelle Aushandlungen präsentiert, die im Anschluß an meine Nennung der Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ in den Gruppengesprächen entstanden.

Die ‚Maßlosigkeit‘ der Erwartung eines besseren Lebens

Die folgenden Sequenzen stammen aus dem Gespräch mit der jüngsten Gruppe (AK G3), die aus zwei Sonderschullehrerinnen, einem Musiklehrer und einem Doktoranden besteht. Die Gesprächsteilnehmer waren sich im Vergleich zu anderen Gruppen erstaunlich einig und unterbrachen sich kaum. Sie schienen auch die Argumente ihrer Freunde bereits zu kennen. Kurz zuvor hatte ich die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ zur Diskussion gestellt. Laure (*1986) und Claire (*1983), die beiden Sonderschullehrerinnen, beziehen sich bei ihren Antworten auf Erfahrungen mit ihren Schülerinnen und Schülern.

Claire: Ma „Eis Kanner sollen et emol besser hu wéi mir“ dat ass een fatalen Sproch menger Meenung no. Well, dat hängk dervun of wat mer ënner ‚besser‘ verstinn. (Sophie Neuenkirch: mhm) Rëm, dat ass erëm déi Saach mat de materiellen Konditiounen. Eis Kanner sollen et besser hu wéi mir, mee mir ginn eise Kanner do mengen ech falsch Valeuren mat op de Wee. Well ech mengen datt Kanner haut mengen . si hätten alles an si kéinten alles ereechen, an dat ass wierklech net ëmmer richteg. Dat sinn falsch, dat si falsch Wäerter déi een de Kanner mat op de Wee gëtt. An si kënne net domadder rechnen datt et hinnen ëmmer geet, sou geet wéi elo. An nach besser ass menger Meenung no net méiglech. An dat ass, dat war vläicht gutt wann s de aus dem Krich koums (Laure: jo) an du waars, du, du waars en Nokrichskand, oder du, du, mee haut hu mer dat ne méi. Ech denken, mir hunn den Héichpunkt schon erreicht. (S.N.: mhm) An elo müssen, ech, ech denken mir müssen eis dat, mir müssen dat erëm upassen. . Well dat ass, dat ass geféierlech, dat wat ech haut gesinn, dat sinn Kanner effektiv déi mengen d'Welt géif hinne gehéieren. (S.N.: mhm) A si kéinten dech behandeln wéi dee léschten Dreck an eeh, si hunn awer Respekt verdéngt, si kréien alles wat se wëllen, souwuel materiell wéi och émotional, an grad doduerch sinn se verluer. Si hu keng Wäerter méi, also, dat kléngt natierlech lo krass, mee . si ginn net richteg eens an der Welt, well, well dat wat se vermëttelt kruten net deem entspricht, mat deem se an der Realitéit konfrontéiert ginn. (S.N.: mhm) Dat ass schwéier, dat ass schwéier fir si. Si kënnen et net verstoen.¹⁸¹

¹⁸¹ AK G3: 180. Claire: Na, „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ das ist ein fataler Spruch meiner Meinung nach. Denn, das hängt davon ab, was man unter ‚besser‘ versteht. (Sophie Neuenkirch: mhm) Erneut, das ist wieder die Sache mit den materiellen Umständen. Unsere Kinder sollen es besser haben als wir, aber wir geben unseren Kindern da, denke ich, falsche Werte mit auf den Weg. Denn, ich denke, dass Kinder heute glauben . sie hätten alles und sie könnten alles erreichen, und das ist wirklich nicht immer richtig. Das sind falsche, das sind falsche Werte, die man den Kindern mit auf den Weg gibt. Und sie können nicht damit rechnen, dass es ihnen immer so geht, wie es ihnen jetzt geht. Und noch besser ist meiner Meinung nach nicht möglich. Und das ist, das war vielleicht gut, wenn man aus dem Krieg kam (Laure: ja) und du warst, du warst ein Nachkriegskind, oder du, du, aber heute haben wir das nicht mehr. Ich denke, wir haben den Höhepunkt schon erreicht. (S.N.:

Claire findet, dass der Fortschrittsgedanke, der diesem Spruch innewohnt, eine irreführende Botschaft sende. Die Erwartung, es könne immer so weiter gehen wie bisher und sich eventuell sogar verbessern, hält sie für unrealistisch. Der Lebensstandard sei begrenzt und in Luxemburg sei diese Grenze bereits erreicht. Jugendliche hätten jedoch ein Anspruchsdenken entwickelt, demzufolge sich die Welt nur um sie drehe, ihnen sämtliche Handlungsoptionen und Möglichkeitsräume wie selbstverständlich offenstünden und v.a. zustünden. Sobald diese Jugendlichen dann mit strukturellen Beschränkungen konfrontiert würden und sich ihre Erwartungen als Illusionen entpuppten, wären sie orientierungslos und verloren. Claire spricht ihren Schülerinnen und Schülern die Fähigkeit ab, ihre Handlungsoptionen und Möglichkeitsräume realistisch einschätzen zu können und so erreichbare Zukunftserwartungen zu formulieren.

Laure pflicht ihrer Freundin im weiteren Verlauf des Gesprächs bei, der Spruch sei nicht mehr zeitgemäß. Sie formuliert anschließend einen ‚angemessenen‘ Lebensstandard, dessen Obergrenze sie im Status quo definiert. Sie befürchtet, dass es für die nächsten Generationen bereits schwierig werde, diesen Status quo aufrecht zu erhalten. Claire sieht im Fehlen von gesellschaftlicher Solidarität und wachsendem Individualismus den Grund für ihre pessimistischen Zukunftsprognosen. Heute ginge es nur noch darum, dass jeder für seine *eigenen* Kinder das Beste wolle, dass die Menschen nur noch Ansprüche hätten, ohne die Bereitschaft zu zeigen, der Gesellschaft auch etwas zurückzugeben. Der Spruch habe seinen Ursprung in einer Zeit, in denen es den Menschen tatsächlich schlechter gegangen sei, und er die Hoffnung auf und den Ansporn für Verbesserungen, Erleichterungen versprach. Heutzutage müsse man eine Anstrengung leisten, um das Erreichte für die Nachwelt zu erhalten. Ich frage sie, ob das denn überhaupt noch möglich sei:

mhm) Und jetzt müssen, ich, ich denke wir müssen uns das, wir müssen das wieder anpassen.. Weil, das ist, das ist gefährlich, das was ich heute sehe. Das sind Kinder, die glauben ernsthaft, dass ihnen die Welt gehört. (S.N.: mhm) Und sie könnten dich behandeln wie den letzten Dreck und eh, sie haben aber Respekt verdient, sie kriegen alles, was sie wollen, sowohl materiell wie auch emotional und genau dadurch sind sie verloren. Sie haben keine Werte mehr, also das klingt jetzt natürlich krass, aber . sie kommen nicht klar in der Welt, weil, weil das, was ihnen vermittelt wurde nicht dem entspricht, mit dem sie in der Realität konfrontiert werden. (S.N.: mhm) Das ist schwierig, das ist schwierig für sie. Sie können das nicht verstehen.

Sophie Neuenkirch: Mee bleift et dann wéi et lo ass? . Kann een dat op d'manst nach garantéieren? Fir d'Zukunft vun de Kanner?

Claire: Ech mengen net, nee. (S.N.: mhm) 't war schonn zevill.

...

S.N.: Ze vill wat?

Claire: Wuelstand. (S.N.: mhm) (Fränz: hm) Mee dat, ech weess och, datt dat net fir jiddfereen wouer ass. Well ech hunn ehm fir d'Jugendgeriicht geschafft an ech weess, an dat wäert et awer och ëmmer ginn, datt et Famille ginn . di déi, di déi Meenung net deelen. Och fir vill Familien mat Migrationounshannergrond, an awer. 't ass einfach ze wäit gaang. (S.N.: mhm) 't ass ze wäit gaang an der, am emotionalen Wuelstand, an och an der t, dass eis, 't ass schwéier fir dat ze soen. . . . Ehm dass, d'Onofhängegkeet ass ze grouss ginn irgendwou. Also dat as natierlech eppes [lacht] wat komesch klängt. Mee (S.N.: mhm) Du muss dech ëmmer, denken ech, kënnen an engem System zurecht fannen. Du kanns nëmmen an enger Gesellschaft existéieren, wann s de an engem System funktionnéiers. An nëmmen Individuen funktionéieren eben net an engem System. (S.N.: mhm) An dofir kanns de net onendlech déi Individualitéit ehm probéieren ze stäerken, well dat bréngt de System zum scheitern. An dat ass mengen ech och e grouss Problem. Net jiddfereen kann nëmme fir sech aleng liewen, dat ass net méiglech. Du kanns net ëmmer nëmmen un däin perséinlechen Virdeel denken, op allen Niveauen (S.N.: mhm.) natierlech. An dat, an dat ass dat, an dat ass natierlech och de Problem firwat datt et materiell net méi sou gutt geet. Well d'Leit mengen si kéinten individuell alles (Laure: Si kéinten alles) hunn (Laure: jo, jo) (S.N.: mhm) Dat ass, an dofir geet et méi schlecht. An dofir mussen d'Leit sech erëm drop besënnen . wat d'Basisvaleuren waren vun engem, wat, wat mécht dass de an enger Gesellschaft kanns zesumme liewen. Nëmme wann s de doriwwer nach eng Kéier nodenks, kanns de menger Meenung no zesumme fannen an zesummen optimistesesch an eng Zukunft kucken. (S.N.: mhm) Ënnert, mat engem Solidaritéitsprinzip natierlech, 't ginn ëmmer Leit deenen et besser geet wéi aneren. Dat ass kloer, dat läit einfach an der Natur vum Mënsch. Och vun de Kapazitéiten vu jiddferengem. Mee wa mer dat giffen ereechen, dann denken ech kéint een optimistesesch an d'Zukunft kucken. Mee dat ass elo nach net de Fall.

S.N.: A wat misst een dann opginn? Also wann een elo iwwerleet wat ze vill ass. Du huest et elo Individualismus genannt, mee ehm, e bësse méi konkret, also wat misst een opginn fir dat ze ereechen an se erëm op engem méi schéinbar normalen Niveau d'Liewen ukënnt?

Claire: Du muss vläicht och heiansdo akzeptéieren, datt et dir net sou gutt geet, fir dass et engem aneren besser geet. (S.N.: Mhm) Net sou gutt heescht jo net schlecht. (S.N.: mhm) (Laure: mhm) 't ass dat. Alles muss ëmmer nëmme gutt sinn. Mee näischt ass ëmmer nëmme gutt. (S.N.: mhm)¹⁸²

In diesem langen Monolog, der nur gelegentlich durch Zustimmungsbekundungen von Laure und Fränz begleitet wird, formuliert Claire ihre Vision vom menschlichen Zusammenleben. Nur indem die Menschen bereitwillig abhängiger voneinander werden, also weniger auf ihren eigenen Vorteil aus seien und den Gemeinschaftssinn stärken, könnte Gesellschaft wieder zukunftsfähig werden. Die Wohlstands- und Konsumgesellschaft sei an einem Punkt

¹⁸² AK G3: 178-193. Sophie Neuenkirch: Aber, bleibt es denn so wie es jetzt ist? . Kann man wenigstens das garantieren? Für die Zukunft der Kinder? Claire: Ich denke nicht, nein. (S.N.: mhm) Es war schon zu viel. . . . S.N.: Zuviel was? Claire: Wohlstand. (S.N.: mhm) (Fränz: hm) Aber das, ich weiss auch, dass das nicht für alle zutrifft. Weil ich habe ehm für's Jugendgericht gearbeitet und ich weiss, und das wird es auch immer geben, dass es Familien gibt . die diese, die diese Meinung nicht teilen. Auch viele Familien mit Migrationshintergrund, und trotzdem . es ist zu weit gegangen. (S.N.: mhm) Es ist zu weit gegangen in der, im emotionalen Wohlstand, und auch in der, dass unsere, es ist schwierig das auszudrücken ... ehm, dass, die Unabhängigkeit ist irgendwie zu groß geworden. Also das ist natürlich etwas, [lacht] das komisch klingt, aber (S.N.: mhm) man muss sich immer, denke ich, in einem System zurechtfinden. Man kann nur in einer Gesellschaft existieren, wenn man in einem System funktioniert. Und nur Individuen funktionieren eben nicht in einem System. (S.N.: mhm) Und daher kann man nicht die Individualität unendlich versuchen zu stärken, weil das das System zum scheitern bringt. Und das ist, denke ich, ein grosses Problem. Nicht jeder kann nur für sich alleine leben, das ist nicht möglich. Man kann nicht immer nur an seinen persönlichen Vorteil denken, auf jeder Ebene (S.N.: mhm) natürlich. Und das, und das ist das, und das ist natürlich auch der Grund weshalb es materiell nicht mehr so gut geht. Weil die Leute meinen, sie könnten individuell alles (Laure: Sie könnten alles/) haben (Laure: ja, ja) (S.N.: mhm) Das ist, und darum geht es schlechter. Und darum müssen sich die Leute wieder darauf besinnen . was die Grundwerte waren von einer, was, was ermöglicht, dass man in einer Gesellschaft zusammen leben kann. Nur, wenn man darüber noch einmal nachdenkt, kann man meiner Meinung nach zusammen finden und zusammen optimistisch in eine Zukunft schauen. (S.N.: mhm) Unter, mit einem Solidaritätsprinzip natürlich. Es gibt immer Leute, denen es besser geht als anderen. Das ist klar. Das liegt einfach in der Natur des Menschen. Auch von den Kapazitäten von jedem. Aber, wenn wir das erreichen würden, dann denke ich könnte man optimistisch in die Zukunft schauen. Aber das ist jetzt noch nicht der Fall. S.N.: Und was müsste man dann aufgeben? Also, wenn man jetzt überlegt, was zu viel ist. Du hast jetzt Individualismus genannt, aber ehm, ein bisschen konkreter, also was müsste man aufgeben, um das zu erreichen und wieder auf einem scheinbar normaleren Lebensstandard ankommt? Claire: Man muss vielleicht auch manchmal akzeptieren, dass es dir nicht so gut geht, damit es einem anderen besser geht. (S.N.: Mhm) Nicht so gut heißt ja nicht schlecht. (S.N.: mhm) (Laure: mhm) Das ist es. Alles muss immer nur gut sein. Aber nichts ist immer nur gut. (S.N.: mhm)

angekommen, an dem sie selbstzerstörerisch sei und Handlungsoptionen und Möglichkeitsräume für immer weniger Menschen bereithalte. Menschen müssten sich Werte wie Solidarität besinnen und ein bisschen von ihrem individuellen Wohlstand und ihren individuellen Freiheiten abgeben, damit mehr Menschen in ihren Genuss kämen. Claires Äußerungen zum materiellen Wohlstand beziehen sich auf einen begrenzten Lebensstandard. Wachstum ist ihrzufolge endlich, der Höhepunkt bereits erreicht, so könne es also nicht mehr lange weitergehen. Was den emotionalen Wohlstand betrifft, womit sie wohl den Luxus meint, sich nicht um die Nöte der Mitmenschen sorgen zu müssen, weil man glaubt, nicht auf sie angewiesen zu sein, hat sie einen klaren Standpunkt: Menschen müssten wieder merkbar und unmittelbarer „abhängig“ voneinander werden, damit sie die Solidargemeinschaft wieder zu schätzen lernten. Während die Interviewten dieser Gruppe eine Rückbesinnung auf die Grundwerte menschlichen Zusammenlebens jenseits staatlich gewährleisteter Solidarität einfordern, fürchtet die mittlere Gruppe (AK G2) eine Rückkehr in vor-sozialstaatliche Zeiten.

Erhalt des Status-quo oder der ‚generationell unterschiedliche Standard‘

In den folgenden Sequenzen aus dem Gespräch mit der mittleren Gruppe (AK G2) geht es darum, dass der durch den Wohlfahrtsstaat garantierte Lebensstandard in Gefahr sei. Lebensstandards unterliegen, den Erfahrungen dieser Gruppe zufolge, historischen Schwankungen und müssen immer wieder politisch eingefordert werden.

Am Gespräch beteiligt waren in dieser Gruppe das Ehepaar Julie (*1955) und Georges (*1957), sie eine Erzieherin, er ein Bankangestellter; dann Julies Schwägerin Danielle (*1957), eine Hausfrau und schließlich Julies Freundin Christiane (*1958), ebenfalls eine Erzieherin. Kurz vor der folgenden Interviewpassage hatte ich die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ zur Diskussion gestellt. Nachdem sich zuerst Julie, ihr Mann Georges und Julies Schwägerin Danielle darüber einigten, dass es ihren Kindern doch gar nicht so schlecht gehe, lenkt Christiane das Thema auf ihre Befürchtungen für die kommenden gesellschaftlichen Entwicklungen:

Christiane: Ech denken dat ass, dat huet jo och guer net, dat huet, (Julie: dat huet guer kee Wäert) dat huet guer näischt mat besser ze dinn. (Julie: Nee, ne) Wou ech heiansdo Angscht hunn, dat ass einfach dass mer no hanne ginn.

Julie: A wéi engem Sënn?

Christiane: Dass, ma jo, zum Beispill lo alles ënnert deem Deckmäntelchen Kris an *tutti quanti*, dass mer Saachen (Julie: Ah sou) ewech (Julie: dass do gestrach gëtt) geholl kréien, déi/ fir déi zum Beispill eis Grousselteren an Urgrousselteren gestriden (Julie: gestriden hunn) hunn: Fir de Weekend fräi ze hunn, fir samschdes ne méi musse schaffen ze gon, fir sou vill Congé ze hunn, (Julie: Jo souvill Stonnen) fir eeh, (Julie: Aarbechtszäit, ne) eh, jo all déi Saachen, . déi, déi jo awer och en, en, en, en Liewen [unv.] [Julie unv.] besser man (Julie: jo). Dass dat alles lues a lues erëm fortgeet,

Danielle [parallel]: 't si jo awer souwisou (Christiane [parallel]: dass de herno bis siwwenzeg) nach Beruffer/

Christiane: Joer schaffe gees am plaz bis, bis Ufank siechzeg. (Julie: Oh sou wéi an Amerika!) Dass de eeh ech weess et net, dass de am, am, an dengem Congé dech operéiere léiss, well s de soss Angscht hues, du hues deng Plaz ze verléieren. Dass de eeh, ech weess net, erëm eng fënnfavéierzeg Woch kriss. Dat sinn all déi Saachen, wou/ déi/ wou ech Angscht hunn, dass dat erëm sou gëtt. (Georges: Hm) (Danielle: hm)¹⁸³

Christiane befürchtet eine politische Kehrtwende, so dass die Sozialstaatsreformen, als deren Verfechter sie ihre Großeltern und Urgroßeltern nennt, umsonst gewesen wären. Die Geschichte der Modernisierung, die in den aktuellen Zustand eines Wohlfahrts- und

¹⁸³ AK G2: 520-525. Christiane: Ich denke, das hat, das hat ja auch gar nichts, das hat (Julie: das hat gar keinen Sinn) das hat gar nichts mit besser zu tun. (Julie: Nee, ne.) Wo ich manchmal Angst habe, das ist einfach, dass wir zurück gehen. Julie: In welchen Sinn? Christiane: Dass, naja, zum Beispiel jetzt alles unter dem Deckmäntelchen Krise und *tutti quanti* [sie meint tutto quanto = alles andere. Für diesen Hinweis danke ich Sandra Camarda], das uns Sachen (Julie: Ach so) weggenommen (Julie: dass da gestrichen wird) werden, die, für die zum Beispiel unsere Großeltern und Urgroßeltern gekämpft (Julie: gekämpft haben) haben. Freie Wochenenden, Samstags nicht mehr arbeiten zu gehen, die Urlaubstage zu haben (Julie: Ja, so viele Stunden) , eh (Julie: Arbeitszeit, ne) ja, all diese Sachen . die, die ja aber auch ein, ein, ein, ein Leben [unv.] [Julie unv.] besser machen, (Julie: ja) dass wir das alles nach und nach verlieren. Danielle: Es gibt aber sowieso (Christiane: dass man später bis 70) noch Berufe/ Christiane: arbeiten gehen muss, anstatt bis Anfang 60. (Julie: Oh, so wie in Amerika!) dass man, eh, keine Ahnung, dass man sich im, im, im Urlaub operieren lässt, weil man sonst Angst hat, seine Stelle zu verlieren. Dass man, eh, keine Ahnung, wieder eine 45 Stunden-Woche bekommt. Das sind alles die Sachen, bei denen ich Angst habe, dass das wieder so wird. (Georges: Hm) (Danielle: hm)

Sozialstaats mündete, wird von ihr und von Julie als Standard angesetzt für das, was sie unter einem guten Leben verstehen. Und dieser Standard ist in Gefahr, es drohen ‚amerikanische Verhältnisse‘ („Wie in Amerika!“). Mit diesem Topos, das Julie als Einzige verwendet, verweist sie, wie sie an anderer Stelle ausführt, auf Nachrichten über die Arbeitslage von Amerikanern. ‚Amerika‘ ist das Gegenmodell zum europäischen Sozialstaatsystem. Julie denkt dabei an alte Menschen, die „noch Brötchen verkaufen müssen, weil die Rente nicht reicht“, an Gehälter, die nicht zum Leben reichen etc. Sie zeichnet damit das Bild eines Staates, der sich nicht um seine Bürgerinnen und Bürger kümmert.

Danielle versucht die pessimistische Sicht der beiden Frauen zu relativieren.

Danielle: Ah vum, vum samschdes schaffe goen, 't sinn der jo awer souwisou immens vill Beruffer, déi samschdes (Julie: samschdes, jo) schaffen, (Julie: jo wéi an der Vente) an déi sonndes schaffen. (Julie: jo)

Christiane: Eh, mee da kriss de jo och eppes aneschtens an d'Plaz. (Danielle: Jo) Mee wann s de awer einfach d'Wochenstonnenzuel erop setz, kriss de guer näischt méi an d'Plaz, du gëss just alt erëm nach en Dag eriwwer, ewech.¹⁸⁴

Im Einzelhandel sei Wochenendarbeit schon lange üblich. Christiane geht es aber eher um eine generelle Aufstockung der wöchentlichen Arbeitszeiten bei gleicher Bezahlung. Das traut Danielle „ihnen“ aber nicht zu.

Danielle: Ech gleewen zwar net ob se sech dat kënnen erlaben.

Georges: Dach ech fannen 't ass alles méiglech ginn. . . An deem wat déi lescht Joer scho passéiert#¹⁸⁵

¹⁸⁴ AK G2: 529-530. Danielle: Ehm, zum, zum Samstag arbeiten gehen, es gibt ja sowieso sehr viele Berufe, die Samstag (Julie: Samstags, ja) arbeiten (Julie: Ja, wie im Verkauf) und die Sonntags arbeiten (Julie: ja). Christiane: Eh, aber dafür bekommt man etwas anderes (Danielle: ja). Aber wenn man einfach die Wochenstundenzahl raufsetzt, kriegst du nicht mehr etwas anderes, du gehst halt einfach noch einen Tag rüber, weg.

¹⁸⁵ AK G2: 531-532. Danielle: Ich glaube aber nicht, dass sie sich das erlauben können. George: Doch. Ich finde, es ist alles möglich geworden. Wenn man bedenkt, was in den letzten Jahren schon alles passiert ist.

Auf Danielles Skepsis reagiert der sonst eher zurückhaltende Georges recht deutlich. Seiner Meinung nach sei heutzutage alles möglich, also eben auch die Rückkehr in Zeiten vor den Sozialstaatsreformen. Was genau er damit meint „was in den letzten Jahren schon alles geschehen ist“ und wer genau dafür verantwortlich ist, bleibt in Form von leerem Reden deutungs offen. Die Gesprächsteilnehmer teilen eine Vorstellung des idealen Wohlfahrtsstaates und beschreiben damit den Status-quo vieler Angestellter in Luxemburg: Feste Wochenarbeitsstunden, freie Wochenenden, Krankenurlaub etc. gelten als hohe Errungenschaften, die es zu erhalten gilt. Mit der befürchteten Einführung neoliberaler Wirtschaftspolitiken wendet sich ihrer Meinung nach die Erfolgsgeschichte ihrer Vorfahren in eine Verfallsgeschichte mit düsteren Aussichten für die Zukunft. Sie beziehen sich hier vermutlich auf aktuelle politische Diskussionen zu Gehälter- und Rentenreformen und der Auflösung der Tripartite, einer Institution, in der Vertreter des Staates, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer die wirtschaftlichen Probleme des Landes und ihre Lösungen in den letzten Jahrzehnten direkt miteinander verhandelt haben.¹⁸⁶

Christiane redet sich im weiteren Verlauf des Gesprächs regelrecht in Rage:

Christiane: Wann s de elo kucks emol wann s de doruechter bass, déi honnertdausend Mimmercher, déi doruechter lafen mat den décke Portemonnien, an si hunn onheemlech Zäit, si kärgesond, a se hunn eng Pensoun déi ni méi erëmkënnt. [Georges lacht] An ech denken (Georges: Jo) ma jo Kanner dat kënnt ni méi erëm. (Danielle: Mhm) Wann s de awer kucks, wéi déi ënnerwee sinn a wat déi fir Reesen maachen a wat déi eng, eng Kafkraaft hunn. (Julie: jo 't ass wouer.) An déi fannen dat alles selbstverständlech. An sinn déi lescht déi dat sou hunn.

[Julie und Georges lachen]

S.N.: Mengt Dir Dir hutt dat och net méi?

Christiane: mm [verneinend]

Julie: Ech denken dat zwar och.

Christiane: mm [verneinend]

¹⁸⁶ Vgl. Mario Hirsch, 'Organisierte Interessen, Kammern und „Tripartite“', in: Wolfgang H. Lorig und Mario Hirsch (Hg.), Das politische System Luxemburgs, Wiesbaden 2008, S. 190-208.

Julie: Also do gëtt sécher nach gekierzt ne.

Georges: Wahrschéinlech.¹⁸⁷

Obwohl Christiane ihre Vorfahren als die Akteure sieht, die den Wohlfahrtsstaat ermöglicht und aufgebaut haben, scheint sie ihnen, als vermeintlich letzter ‚wohlfahrtsstaatlicher Generation‘ nicht zu gönnen, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen. Und von diesen Veränderungen in Form niedrigerer Renten, so ihre Meinung, sind nicht erst ihre Kinder, sondern bereits sie selber betroffen. Über diese pessimistischen Zukunftsaussichten können dann auch Georges und Julie nicht mehr lachen.

„Ehrbar wohnen“ oder: Wieviel darf ‚gutes Leben‘ kosten?

In vereinzelt Interviews (v.a. Familie Ahles, Familie Hames, G2 Baum) werden ‚die‘ Luxemburger als verwöhnt und reich bezeichnet, als Menschen, die gar nicht wüssten wie gut es ihnen ginge. Gerade der letzte Vorwurf wird meistens von Personen geäußert, die durch Auslandsaufenthalte andere Lebensverhältnisse kennengelernt haben und dadurch eine andere Perspektive auf den Lebensstandard in Luxemburg haben. Klagen über den gegenwärtigen materiellen Lebensstandard werden in den Interviews jedoch gar nicht geäußert.

In der mittleren Gruppe (AK G2) entwickelt sich im Anschluss an die soeben analysierten Interviewpassagen eine neue Diskussion. Mein Einwand, dass Luxemburg immer noch zu den Ländern mit dem weltweit höchsten Lebensstandard gehöre, wird von den anderen in dem Sinne aufgegriffen, dass sie eben auch viel zu verlieren hätten, zumal da die Luxemburger

¹⁸⁷ AK G2: 322-329. Christiane: Wenn man da jetzt mal so schaut, wenn man [*doruechter* (?)] ist, die Hunderttausend Omis, die hier rumlaufen, mit ihren dicken Portemonnaies, und sie haben unheimlich viel Zeit, sind kerngesund und sie haben eine Rente, die so nie mehr wieder vorkommen wird. [George lacht] Und ich denke (George: ja), hey, das wird es so nie wieder geben. (Danielle: mhm). Wenn man sich aber anschaut, wie die unterwegs sind und was die für Reisen machen und was die für eine, eine Kaufkraft haben. (Julie: ja, das stimmt) Und die finden das alles selbstverständlich. Und sind die Letzten, die das so haben werden. [Julie und George lachen] Sophie Neuenkirch: Glaubt ihr, dass ihr das auch nicht mehr haben werdet? Christiane: mm [verneinend] Julie: Ich glaube auch nicht mehr. Christiane: mm [verneinend] Julie: Also, das wird sicher noch gekürzt, ne. George: Wahrscheinlich.

Regierungen die Tendenz hätten, politische Entwicklungen der Nachbarländer mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung zu imitieren. Man bräuchte sich also nur den aktuellen Zustand der Löhne und der Krankenversicherung in Deutschland anzuschauen, um zu wissen, was in den nächsten Jahren auch auf Luxemburg zukommen werde. Daraufhin bringt Julie das Thema der Preissteigerungen in Luxemburg ins Gespräch:

Julie: Mee ech hunn haut, haut ass am Tageblatt¹⁸⁸ eng Statistik, ehm, grad haut elo nach gelies, eh, wat, wéi Lëtzebuerg am Verglach och mat aneren Länner wou méi déier ginn ass. An 't ass erschreckend also zum Beispill bei de Liewensmëttel um d'Wunnen, an do gesinn ech Fong (Christiane: mhm) fir déi, fir d'Kanner wéi sollen déi et besser hunn, déi mussen immens struewelen, bon mir hunn och misste struewelen, ganz kloer. Ech kann, ech hätt mir mat zwanzeg Joer garantéiert net kënnen hei en Haus oprichten. (Christiane: Nee) Ganz sécher net. Also dat wär guer net dragewiercht an ech mengen d'Leit ware vill. D'Majoritéit, ne. Ausser 't hat een eppes vun der Famill wou een dann ebe Chance hat oder (S.N.: Mhm) Nu jee, mee awer sou, sou, am üblechen, do huet een mol fir 't éischt selwer misste kucken dass en eppes op d'Bee krut. An dat fannen ech och gutt. Also 't soll ee jo och sech selwer eppes kënnen erschaffen. An dat soll een sech jo och mat senger Aarbecht och kënnen dann eh, . do do hinner kommen op dee Wee, ne. Mee wann d'Präisser sou sinn, an wou d'Politik keen eh, do kuckt se dann net, also dass et awer vivabel ass fir eeh d'Majoritéit also. Do fäerten ech e bësselchen dass do eh villes wat, villes ofbréckelt och, ne. An duerch déi wansinnegt Déieregt. D'Liewensmëttel si jo och massiv méi déier ginn.¹⁸⁹

¹⁸⁸ Die Höhe der aktuellen Miet- und Immobilienpreise sind wie man an Julies Referenz auf die Tageszeitung 'Tageblatt' sehen kann auch im medialen Diskurs in Luxemburg ein immerwiederkehrendes Thema. Vgl. z.B. <http://www.tageblatt.lu/nachrichten/story/19533967>, <http://www.tageblatt.lu/nachrichten/story/25810009>, <http://www.tageblatt.lu/nachrichten/story/22912025>. [alle Seiten zuletzt abgerufen am 05. Dezember 2013] Die hohen Miet- und Immobilienpreise waren auch parteiübergreifend Thema im Wahlkampf für die Parlamentswahlen 2013.

¹⁸⁹ AK G2: 549. Julie: Aber ich habe heute/ heute ist im Tageblatt eine Statistik ehm grad heute gelesen eh was, wie Luxemburg im Vergleich auch zu anderen Ländern wo teurer geworden ist. Und es ist erschreckend, also zum Beispiel bei den Lebensmitteln, beim Wohnen, und da sehe ich im Grunde genommen (Christiane: mhm) für die, für die Kinder, wie sollen die es besser haben, die müssen unheimlich strampeln, gut, wir mussten auch strampeln, ganz klar. Ich kann, ich hätte mir mit 20 Jahren garantiert kein Haus bauen können. (Christiane: Nein) Ganz sicher nicht. Also, das wäre gar nicht dringewesen und ich denke, so Leute gab es viele. Die Mehrheit, ne. Außer man hatte etwas von der Familie, wo man dann eben Glück hatte oder (Sophie Neuenkirch: Mhm) Naja, aber so, so üblicherweise, da hat man erst einmal selber zusehen müssen, das man etwas auf die Beine gestellt hat. Und das finde ich auch gut. Also, man soll ja auch selber etwas erschaffen können. Und das soll man sich ja auch mit seiner Arbeit auch eh also dahin soll man auch so kommen können, ne. Aber wenn die Preise so sind, und wenn die Politik keinen eh da schaut sie dann nicht, also dass es lebenswert ist für die Mehrheit also. Da fürchte ich ein bisschen, dass da eh

Julie ist der Meinung, dass es eine wichtige Erfahrung sei, sich aus eigener Kraft ein Leben aufzubauen, konkreter eine eigene Wohnung/ein eigenes Haus zu erarbeiten. Das war in ihrer Jugend so und ist auch weiterhin ein richtiger Ansatz. Aber es müsse auch praktisch umsetzbar sein, und da beginne die Aufgabe des Staates. Wohnraum müsse für alle Menschen finanzierbar sein, Immobilienpreise nicht ausschließlich durch Marktpreise diktiert werden. Die aktuellen Nachrichten über Preissteigerungen bei Lebensmitteln und Wohnraum machen ihr daher Sorgen: Junge Leute könnten es gar nicht besser haben, wenn sie übermäßig große Anstrengungen leisten müssten, um sich eine eigene Wohnung leisten zu können. Das Maß des „Struewelen“ (dt. Strampeln) muß in Relation zu einem erwartbaren Resultat stehen, sonst wäre es ein aussichtsloses und unbefriedigendes Unterfangen. Ich werfe ein, dass ich gehört hätte, die hohen Gastronomiepreise in Luxemburg hingen mit dem Mindestlohn zusammen, der den Angestellten ausgezahlt würde und löse damit großen Widerspruch bei Christiane, Julie und Georges aus.

Georges: Mee mam Mindestloun (Julie: mam Mindestloun) och souguer een deen de Mindestloun huet an e muss eppes (Julie: nee, nee) loune goen, also (Julie: deen, dee veraarmt! Deen huet jo eng/) Oh net grad veraarmen, mee 't gëtt awer ganz knapp.

Julie: Du kriss dach näischt méi! (Christiane: Oh dat gëtt awer méi wéi knapp!) Du kanns och, kriss du dann nach eng Wunneng/ loosse mer mol soen, du hues, du hues de Mindestloun, och nach zu zwee an enger Koppel mat dräi Kanner. Hues du dann mam Mindestloun, da kënnst de op 3000 Euro. Wat kriss du dann do vu Wunneng? . . Wat kriss de nach fir 1000 Euro fir Wunneng? So mer dat.¹⁹⁰

Für einkommensschwache Haushalte sei die Situation besonders schlecht. Deren Zukunftserwartungen zeichnet Julie sehr pessimistisch, denn diese riskierten aufgrund der

vieles, was, vieles abbröckelt auch, ne. Und durch die wahnsinnige Teuerung. Lebensmittel sind ja auch massiv teurer geworden!

¹⁹⁰ AK G2: 570-571. Georges: Aber mit dem Mindestlohn (Julie: mit dem Mindestlohn) auch jemand, der den Mindestlohn hat und er muss etwas (Julie: nein, nein) mieten, also (Julie: der, der verarmt! Der hat ja eine/) Oh nicht grad verarmen, aber es wird knapp. Julie: Man kriegt doch nichts mehr! (Christiane: Oh das wird aber mehr als knapp!) Du kannst auch/ kriegt man denn noch eine Wohnung/ sagen wird mal, du kriegst den Mindestlohn, auch zu zweit als Paar mit drei Kindern. Hast du dann mit dem Mindestlohn, da kommst du auf 3000 Euro. Was bekommst du denn da für eine Wohnung? . . Was für eine Wohnung kriegt man denn für 1000 Euro? Sag mir das mal.

hohen Wohnkosten zu verarmen. Tatsächlich sind die Miet- und Immobilienpreise in Luxemburg in absoluten Zahlen sehr hoch. Setzt man sie jedoch in Relation mit den Gehältern und staatlichen Fördermaßnahmen für die Aufnahme von Krediten, geben Luxemburger im Durchschnitt weniger Geld pro Monat für ihre Miete bzw. ihren Kredit aus als Menschen in einigen Nachbarländern. Problematisch werden die hohen Kosten jedoch für die niedrigen Einkommensgruppen, z.B. Personen, die den Mindestlohn bekommen, alleinerziehende Mütter und junge Berufseinsteiger.¹⁹¹

Christiane betont anschließend die Vorteile Luxemburgs: Im Vergleich zu Ländern wie Deutschland, der Schweiz oder den Vereinigten Staaten, in denen das Risiko für alleinerziehende Frauen, kinderreiche Familien und alte Menschen zu verarmen zugenommen habe, hätte Luxemburg noch ein hervorragendes soziales Sicherungsnetz. Und trotzdem:

Julie: Jo, mee trotzdeem ech fannen dass d'Politik misst (Christiane: An awer) oppassen mat deenen Immobilienpräisser. (Christiane: Dat) Ech fannen (Christiane: Dat denken ech och dass) dat ass net normal. Wat hei d'Häiser kaschten. An en Dag iwwer dem Kapp, wat jo awer primordial ass. Du muss jo awer kënnen e bëssen éierbar wunnen.

Christiane: Ma da kuck wou gëtt ganz vill gebaut. (Julie: Ouni Luxus.) Belair, all Wis gebaut. Lampersbiërg all Wis gebaut, den Cents all Wiss gebaut. A wat méngs de wat dat fir Präisser ginn, wa se (Georges: Ah jo!) dat wëlle verlounen.¹⁹²

Julie sieht den Staat in der Pflicht, das Grundrecht („*primordial*“) auf Wohnen seinen Bürgern zu ermöglichen. Was genau sie unter „ehrbar wohnen“ versteht, lässt sie offen. Während die unteren Einkommensgruppen „strampeln“ müssten, um sich die Miete oder ein eigenes Haus leisten zu können, würden auf Privatgrundstücken in bester Preislage Wohnungen gebaut, die sich später wiederum nur die Wohlhabenden leisten könnten. Danielle schildert

¹⁹¹ Vgl. dazu Guillome Osier, Regards sur le coût du logement pour les ménages, STATEC en collaborations avec CEPS/INSTEAD, November 2013.

¹⁹² AK G2: 578-579. Julie: Ja, aber trotzdem. Ich finde, die Politik müsste (Christiane: und trotzdem/) aufpassen mit den Immobilienpreisen. (Christiane: Das/) Ich finde (Christiane: Ich denke auch, dass/) das ist nicht normal. Was hier die Häuser kosten! Und ein Dach über dem Kopf, was ja fundamental ist. Du musst doch aber ein bisschen ehrbar wohnen können. Christiane: Dann schau doch mal, wo viel gebaut wird. (Julie: Ohne Luxus) Belair, jede Wiese, Limpertsberg, jede Wiese bebaut. Cents, jede Wiese bebaut. Und was glaubst du, was das später für Preise gibt, (Georges: Oh ja!) wenn sie die vermieten.

einen Interessenkonflikt zwischen den Baugrundbesitzern, die ihr Land gewinnbringend verkaufen und denjenigen, die bezahlbar wohnen müssen. Die Diskussion verlagert sich damit zur Frage der Verteilung des Wohlstands in Luxemburg. Eigentum könnten sich beispielsweise Kassiererinnen der Supermarktkette ‚Cactus‘, Berufseinsteiger und auch sie selber, wären sie heute jung, nicht mehr leisten. Sie hätten Glück gehabt, dass die Preise noch nicht so hoch waren, als sie ihre Bau- oder Immobilienkredite aufgenommen haben. Christiane wirft ein, dass die hohe Verschuldung aber auch damit zusammenhänge, dass die Ansprüche an eine eigene Immobilie gestiegen wären:

Christiane: Awer leider och oft Leit well se 't einfach (Julie: wansinneg) net déck genuch kënne kréien.

Julie: Jo gutt dat ass dann nach eppes aneschters, mee awer och Leit, déi, déi aus ge/ wéi een eben seet aus einfachen, also aus normalen Famillje kommen, wou eben net Terrainen doheem sinn, oder#

Christiane: Mee da géif ech mer awer léiwer méi einfach wëlle wunnen wéi#

Julie: Déi wunne net am Luxus, déi wunnen och an engem normalen Reihenhaas.

Christiane: jo.

Julie: jo. 't ass net sou evident. Ech fannen d'Wunnen hei wierklech ze déier. 't ass ganz kloer.¹⁹³

Julie setzt sich mit ihrer Meinung durch: Wohnen in Luxemburg ist zu teuer. Christianes Einwände, dass man doch auch seine Ansprüche runterschrauben könne, um sich nicht so hoch verschulden zu müssen, wird von Julie nicht akzeptiert. Ihr Maßstab für einen ‚angemessenen‘ Lebensstandard von ‚normalen‘ Familien, in denen kein Baugrund vererbt wird,¹⁹⁴ ist das Reihenhaas. Wenn man sich dafür über die Maßen verschulden müsse, sei es

¹⁹³ AK G2: 597-602. Christiane: Aber leider auch oft Leute, weil sie es einfach (Julie: Wahnsinnig) nicht dick genug kriegen können. Julie: Ja gut, das ist dann noch was anderes, aber auch Leute, die, die aus ein/ wie man so sagt aus einfachen, also aus normalen Familien kommen, wo es keine Grundstücke in der Familie gibt, oder# Christiane: Da würde ich aber lieber einfacher wohnen wollen als# Julie: Die wohnen nicht im Luxus, die wohnen auch in einem normalen Reihenhaas. Christiane: Ja. Julie: Ja, es ist nicht so einfach zu sagen. Ich finde, dass Wohnen hier wirklich zu teuer ist. Das ist ganz klar.

¹⁹⁴ Die von mir interviewte Familie Valentini, bei der die Grosselterngeneration nach Luxemburg eingewandert ist, bezeichnet das Fehlen von Baugrund als den größten Unterschied zwischen ihnen und den ansässigen

Aufgabe des Staates, für bezahlbaren Wohnraum zu sorgen. Als eine Folge der hohen Immobilienpreise in Luxemburg nennen sie das grenzüberschreitende Wohnen: Luxemburger mieten oder kaufen Wohnraum in den angrenzenden Regionen in Deutschland, Frankreich und Belgien, arbeiten aber weiterhin in Luxemburg.¹⁹⁵ Die Vor- und Nachteile davon werden diskutiert, anschließend stockt das Gespräch. Dann kommen die Gesprächsteilnehmer auf die Ausgangsthematik zurück:

Christiane: Also dir 'besser' ass wierklech zwiespältig (Julie: Datt d'Kanner / et solle bessser hunn) A wat ass besser, an sollen se (Julie: Jo) besser hunn a wat ass besser pffh?

Georges: jo wéi définiert een dat, hm?

Danielle: Deen een ass mat wéineg zefridden a glécklech, ne (Julie: jo) en aneren dee brauch ech weess da jo mol net wat deen nach [Julie unv.] fir nach net zefridden ze sinn.

Julie: jo dat ass richtig. . . . Also ech denken 't wär einfach gutt wann se kënnen, wann se kënnen schaffe goen. Also ech (Christiane: Ech denken dass dat aller, aller aller, allerwichtigst ass.) [unv.] och elementar (Christiane: jo) dass de eng Aarbecht hues (Christiane: dass de eng Aarbecht hues) Ech mengen wat s de soss ronderëm dann draus méchs, dat (Christiane: Fir de ganze Recht hänkt dovunner of) dat ass jo nach en [unv.] (Danielle: Mhm) jo. 't ass jo finanziell (Christiane: Dovunn hänkt alles of.) Dass de eng Pei hues, ne. . Jo.

[3 Sek Pause]

Christiane: [unv] d'Gefill gëss dass de derzou gehéiers, dass de gebraucht gëss, dass de . . e Stéck kanns bäidroen. Wann s de wierklech net schafft dann ass de/

Julie: jo jee nodeem. . . . [5 Sek.] . . . Schwéire Sproch. [Alle lachen].¹⁹⁶

Luxemburger Familien. In diesen würde oft Bauland zur Verfügung stehen oder durch Hauserbschaften das nötige Kapital zusammenkommen, um die hohen Preise bedienen zu können. Diesen Startvorteil hätten sie und ihre Kinder nicht.

¹⁹⁵ Dieses Phänomen wird zur Zeit von Elisabeth Boesen und Gregor Schnuer an der Universität Luxemburg erforscht: http://wwwde.uni.lu/forschung/flshase/laboratoire_d_histoire/recherche/cbres [zuletzt abgerufen am 02.01.2014].

¹⁹⁶ AK G2: 613-619. Christiane: Also, Ihr 'besser' ist wirklich zwiespältig. (Julie: Dass die Kinder es besser haben sollen) Und was ist besser, und sollen sie es (Julie: Ja) besser haben und was ist besser pffh? Georges: Ja, wie definiert man das, hm? Danielle: Der eine ist mit wenig zufrieden und glücklich, ne (Julie: ja) ein anderer, der braucht ich weiß ja mal nicht was der noch braucht, [Julie unv.] um zufrieden zu sein. Julie: Ja, das stimmt.. . . . Also ich

Die Interviewten dieser Gruppe einigen sich in diesem abschließenden Interakt darauf, dass die Mindestvoraussetzung für ein gutes Leben, eine Arbeit mit regelmäßigem Einkommen sei. Damit wäre die finanzielle Grundsicherung, aber auch die gesellschaftliche Partizipation gegeben. Sie sind der Meinung, dass der Wohlstand Luxemburgs nicht gerecht verteilt sei, was sie konkret am Beispiel der Schwierigkeiten der unteren Einkommensgruppen, eine Wohnung finanzieren zu können festmachen und an der Wohnungspolitik, die Familien mit Grundbesitz bevorzugt. Die Partizipationsmöglichkeit am luxemburger Wohlstand und die damit einhergehenden erweiterten Möglichkeitsräume hängen im Bereich des Wohnens und der Lebenshaltungskosten vom sozialen Milieu ab.

Wandel der Maßstäbe für gutes Leben

In den folgenden Interviewausschnitten aus den Gesprächen mit den Familien Heinen und Valentini geht es um die Frage, ob Menschen in Luxemburg die Wertschätzung ihres Lebensstandards verloren hätten.

Am Gespräch mit der Familie Heinen waren die Großeltern Anne-Marie (*1934) und Joss (*1925), ihr Sohn Thierry (*1957) und dessen Tochter Laura (*1986) beteiligt. Joss (G1) wuchs als jüngstes Kind einer Bauernfamilie an der Sauer auf, konnte aufgrund guter Schulnoten und der räumlichen Nähe zu einem Gymnasium Abitur machen und anschließend Veterinärmedizin studieren. Seine Frau, die aus sehr einfachen Verhältnissen stammt und auch keine höhere Schulbildung genossen hatte, lernte er kennen, als er seine erste Stelle im stark von den Kriegszerstörungen gezeichneten Norden Luxemburgs antrat. Anne-Marie (G1) bekam fünf Kinder und übernahm die administrativen Aufgaben, die bei der Arbeit ihres Mannes anfielen. Ihr Sohn, Thierry (G2), studierte Agrarwissenschaften und fand später eine

denke, es wäre einfach gut, wenn sie, wenn sie arbeiten gehen könnten. Also ich (Christiane: Ich denke, das ist das aller, aller, aller, allerwichtigste) [unv.] auch elementar, (Christiane: ja) dass man eine Arbeit hat. (Christiane: dass man eine Arbeit hat.) Ich denke, was du sonst rundherum daraus machst, das (Christiane: alles andere hängt davon ab.) das ist ja auch noch eine [unv.] (Danielle: Mhm) ja. Das ist ja das Finanzielle (Christiane: Davon hängt alles ab.) dass du ein Einkommen hast, ne. . Ja. [3 Sek Pause] Christiane: [unv.] das Gefühl kriegen, dass man dazugehört, dass man gebraucht wird, dass man . . etwas beitragen kann. Wenn du wirklich nicht arbeitest, dann ist de/ Julie: Ja, je nachdem. . . [5 Sek.] . . . Schwieriger Spruch. [alle lachen].

Anstellung beim Staat. Seine Tochter Laura (G3), studierte zum Zeitpunkt des Interviews Neuropsychologie im Ausland.

Kurz vor dem folgenden Interakt hatte ich die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ zur Diskussion gestellt. Nachdem Joss (G1) über das Elend in der Welt allgemein sprach lenkte seine Enkelin, Laura, seine Aufmerksamkeit zurück auf die Frage nach dem Befinden der eigenen Kinder. Daraufhin antwortete er:

Joss Heinen (G1): [...] Ech gesinn dat/ ech eh, eh zimlech optimistesesch fir, fir, fir d'Kanner. (Laura Heinen (G3) Mhm) Ech mengen eh 't ass lo/ di nei Zäit huet jo awer vill Fortschrëtt bruecht, dann eh, an eh, insgesamt eh, kënnen s'et besser kréien wi di, wi di al Leit et haten.

Anne-Marie Heinen(G1): Jo, 't ass mi, 't ass mi einfach duerch d'Technik alles, ne. Mir hunn ons vill geplot an der Zäit nach well mer nick, well mer ebe nick di Maschinnen haten, di se haut hunn. Mir haten/ am Ufank hate mer keng Wäschmaschinn, mer hate keng Pampers fir d'Kanner an su virun [lacht]. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Daat hott sech alles léischt sou entwéckelt an haut ass daat jo ganz/ baal iwwerdriwwen (J.H.: Mhm) [lacht] d'technesch/ (L.H.: Mhm) [lacht] an mee waat/ (J.H.: Nee, 't sinn vill Méiglechk/) ugeet mat de Kanner, lo do, also do ging ech soen, datt, datt eis Kanner et méi llicht hate wi mir an der Jugend. Ebe vill duerch de Krich och, ne.¹⁹⁷

Die Großeltern schildern hier ein Fortschrittsnarrativ. Basierend auf ihren Erlebnissen der Kriegszerstörungen und der danach beginnenden „neuen Zeit“, die markiert war durch Wiederaufbauarbeiten und technische Entwicklungen, kommen sie zu dem Schluß, dass ihre Kinder (die G2) es in ihrer Jugend sehr viel leichter, sprich bequemer hatten als sie selber. Anne-Marie (G1) deutet an, dass ihrer Meinung nach die aktuellen technologischen Entwicklungen inzwischen über ihre ursprüngliche Bedeutung als Hilfsmittel im Alltag und

¹⁹⁷ F9 Familie Heinen: 6-7. Joss Heinen (G1): [...] Ich sehe das/ ich eh, eh ziemlich optimistisch für, für, für die Kinder. (Laura Heinen (G3) Mhm) Ich denke eh, es ist jetzt/ die neue Zeit hat ja aber viele Fortschritte gebracht, dann eh und eh insgesamt eh können sie es besser kriegen, als die, als die alten Leute es hatten. Anne-Marie Heinen(G1): Ja, es ist, es ist einfacher durch die Technik, ne. Wir hatten viel Mühe damals noch, weil wir nich, weil wir eben nich die Maschinen hatten, die sie heute haben, ne. Wir hatten/ am Anfang hatten wir keine Waschmaschine, wir hatten keine Pampers für die Kinder und so weiter [lacht]. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Das hat sich alles erst so entwickelt und heute ist das ja total/ fast schon übertrieben (J.H.: Mhm) [lacht] das Technische/ (L.H.: Mhm) [lacht] und, aber was (J.H.: Nee, es gibt viele Möglichk/) die Kinder angeht, jetzt da, also da würde ich sagen, dass, dass unsere Kinder es leichter hatten als wir in ihrer Jugend. Eben viel durch den Krieg auch, ne.

bei der Arbeit hinausgehen und somit übertrieben seien. Ihre Enkelin stimmt ihr zu und sie fährt fort:

Anne-Marie Heinen (G1): Well, well d'Enkelkanner, wéi deenen hir Zukunft lo ass, da, daat ass jo nach méi ongewëss, also/ (Laura Heinen (G3): Jo) Daat eh/ [Joss Heinen (G1) räuspert sich] Di se natierlech elo esou eropgewuess, datt se, datt se souzesoen alles haben.¹⁹⁸

Die Zukunftserwartungen der Enkel seien noch ungewiss. Sie gibt allerdings zu bedenken, dass diese in einem materiellen Wohlstand mit all den dazugehörenden Bequemlichkeiten aufgewachsen seien. Das ist auch der Grund, weshalb sich Laura (G3) nicht vorstellen kann, dass in diesem Bereich Verbesserungen unbegrenzt möglich sind. Sie bezieht die Redewendung daher eher auf Bereiche des Umweltschutzes und fragt „*wéi ee Planéit iwwerloosse mir eisen (Anne-Marie Heinen: Jo) Nokommen? Dat ass/ also fir mech, mir mecht daat Suergen*“.¹⁹⁹ Laura versteht unter ‚besser‘ nicht mehr Konsummöglichkeiten, sondern das Lösen globaler Probleme wie den Klimawandel.²⁰⁰

Ihr Vater Thierry (G2) greift Aspekte der Aussagen seiner Mutter und seiner Tochter auf:

Thierry Heinen (G2): Jo, ech mengen ehm, eh, 't sinn de Moment, also de Moment eh, pff, se mer op engem Punkt ukomm eh, wou, pff, wou s de, wann s de wëlls denge Kanner et nach besser eh, also nach mi liicht maachen an nach mi eh, einfach all d'Steng aus dem Wee raumen, dann eh, do se mer op engem Punkt ukomm, wu eh, wu wirklich eh iwwerdriwwe gett an, eh, pff/ (A.-M.H.: Jo) daat, do do muss eh, do ass ‚besser‘/ méi maachen ass heinsdo méi schlecht wi wi wi manner maachen an, eh, pff, (L.H.: Mm) also best/ dat bessert eh, si sollen et besser hun, daat ass néck emmer eh, eh, evident, also daat, jo eh, si sollen et besser hun, mee materiell eh, also wann, wann een daat just nemmen op d'Materiellt beschränkt, dann, da laafe mer eng Saakaass, dann#²⁰¹

¹⁹⁸ F9 Familie Heinen: 9. A.-M.H. (G1): Weil, weil die Enkelkinder, wie denen ihre Zukunft jetzt ist, das ist ja noch viel mehr ungewiss, also/ (L.H.: Ja) Das eh/ [J.H. räuspert sich] Die sind natürlich jetzt so aufgewachsen, dass sie, dass sie sozusagen alles hatten.

¹⁹⁹ F9 Familie Heinen: 10. Was für einen Planeten überlassen wir unseren (A.-M.H.: Ja) Nachkommen? Das ist/ also für mich, mir macht das Sorgen.

²⁰⁰ Das Thema Klimawandel / Umweltschutz taucht in einigen Interviews als Topos im Kontext der allgemeinen globalen Probleme v.a. der jüngeren Generationen auf. Es wird aber mit Ausnahme von Lucienne Pisani (G3) in keinem der Interviews weiter ausgeführt.

²⁰¹ F9 Familie Heinen: 11. Thierry Heinen (G2): Ja, ich denke ehm, eh, es sind im Moment, also im Moment eh, pff, sind wir an einem Punkt angekommen eh, wo, pff, wo man, wenn du es den Kinder noch besser eh, also noch leichter machen und noch mehr eh, einfach Steine aus dem Weg räumen, dann eh, da sind wir an einem Punkt angekommen, wo eh, wo wirklich übertrieben wird und eh pff/ (A.-M.H.: Ja) das, da, da muss eh, da ist ‚besser‘/ mehr

Thierry hält wie seine Tochter Laura auch, eine Deutung des Wortes ‚besser‘ im rein materiellen Sinn für wenig zukunftsorientiert. Er spricht sogar von einer „Sackgasse“, in die sich die Gesellschaft manövrieren würde. Das Leben der jüngeren Generationen sei bereits durch technologische Bequemlichkeiten und Mühelosigkeit geprägt. Ob Eltern oder institutionelle Instanzen den Kindern „Steine aus dem Weg räumen“ wird in seiner Aussage nicht deutlich formuliert. Weitere Erleichterungen in diesem sowie im materiellen Bereich führten seiner Meinung nach eher zu einer negativen Entwicklung. Er setzt den Rahmen für einen ‚angemessenen‘ Lebensstandard, dessen obere Grenzen klar durch den materiellen Status quo, aber auch durch eine Forderung nach mehr Anstrengungen und Eigenleistung für den Erhalt des Lebensstandard durch die Kinder markiert ist. Andernfalls sieht er die Zukunft pessimistisch.

Sein Vater, Joss (G1), bleibt hingegen bei seinem Fortschrittsnarrativ. Er schaut optimistisch in die Zukunft, bisher sei das Leben immer noch leichter geworden, weshalb er keinen Grund sieht, wieso diese Entwicklung nicht so weitergehen solle. Daraufhin entgegnet Laura (G3) ihm:

Laura Heinen (G3): Jo, also sou gesinn, do fannen ech dat och absolutt. Mee, du/ grad well s de all di Leichtegkeeten hues, gëss der net bewusst, wéi wertvoll se sinn. (Anne-Marie Heinen (G1): Jo) An dann, hues d'et/ doduerch hues d'et net onbedéngt besser, well du mierks et jo mol net, dass et, dass 't et gutt hues. (A.-M.H.: Jo) So mer. (Joss Heinen (G1): Jo) Also, [lacht] ech weess et net.²⁰²

Besser gehen ist also auch eine Frage der Wahrnehmung und der Perspektive. Wenn man mit „Leichtigkeiten“, also mit materiellen Bequemlichkeiten und staatlichen, institutionellen Sicherungssystemen und Förderprogrammen aufwachse, hält man sie irgendwann für selbstverständlich. Laura postuliert an dieser Stelle einen Verlust von Wertschätzung dessen, was man bereits hat und beschreibt damit den ‚ewig unbefriedigenden‘ Standardtypus: Das

machen ist manchmal schlechter als, als, als weniger machen und eh pff (L.H.: Mm) also bess/ das besser eh, sie sollen es besser haben, das ist nich immer eh, eh, evident, also das , ja eh, sie sollen es besser haben, aber materiell eh, also wenn, wenn man das nur auf das Materielle beschränkt, dann, dann laufen wir in eine Sackgasse, dann#

²⁰² F9 Familie Heinen: 15. Laura Heinen (G3): Ja, also so gesehen, da finde ich das auch, absolut. Aber, du/ grad weil man all die Leichtigkeiten hat, wird dir nicht bewusst, wie wertvoll sie sind. (Anne-Marie Heinen: Ja) und dann hast du es/ dadurch hast du es nicht unbedingt besser, weil du merkst es ja gar nicht, dass du es gut hast. (A.-M.H.: Ja) Sagen wir mal. (J.H.: Ja) Also, [lacht] ich weiß nicht.

Leben kann leichter und bequemer werden, es wird dennoch immer etwas geben, was die Menschen glauben noch zu ihrem Glück zu brauchen. Lauras Großeltern pflichten ihr bei. Mit Unterstützung ihres Großvaters führt Laura weiter aus, dass man den Kindern durch die Vermittlung von Familienwerten bewusst machen müsse, was es überhaupt bedeute, es gut zu haben. Es sei eine Frage der Erziehung, die Kinder für Unterschiede im Lebensstandard zu sensibilisieren. Ihre Großmutter führt den Gedanken weiter aus:

Anne-Marie Heinen (G1): 'T muss een heinsdo kënne géint de Stroum schwammen, fannen ech.

Sophie Neuenkirch: Mhm. Firwat?

A.-M.H. (G1): Majo, ebe well et eh, eis materiell Welt ëmmer zevill verlaangt, well 't zevill wäit geet. .. 'T gesäit ee jo, datt eh, datt vill Leit ganz onzefridde ginn, wa (Thierry Heinen (G2): Mhm) obschonn, datt s'am Räichtum (T.H.: Ah jo) liewen ehm, an et nick mi eens gi mat sech selwer. (T.H.: Mhm) (S.N.: Mm²⁰³

Anne-Marie (G1) beschreibt Menschen, die trotz aller Bequemlichkeiten, mit ihrem Leben unzufrieden sind. Sie schiebt dies auf „unsere materielle Welt“ und meint damit, die Konsumgesellschaft, die künstlich Bedürfnisse schafft. Der ‚ewig unbefriedigende‘ Lebensstandard mache blind für den eigenen Reichtum; aus diesem Kreislauf könne man nur ausbrechen, wenn man „gegen den Strom schwimme“, sich also seines Lebensstandards bewusst würde. Und auch sie sieht als Weg dahin eine Besinnung auf die eigenen Werte. Ich habe nach:

Sophie Neuenkirch: A wat sinn déi? Di richteg Wäerter?

²⁰³ F9 Familie Heinen: 18-20. Anne-Marie Heinen (G1): Man muss manchmal gegen den Strom schwimmen, finde ich. S.N.: Mhm. Wieso? A.-M.H.: Naja, eben weil es eh, unsere materielle Welt immer zuviel verlangt, weil es zu weit geht. .. Man sieht ja, dass eh, dass viele Leute sehr unzufrieden werden, wenn/ (T.H.: Mhm) obwohl sie im Reichtum (T.H.: Oh ja) leben ehm, und nicht mehr mit sich selber klar kommen.

Anne-Marie Heinen (G1): Majo, eh, Familiensënn, Moral, fir eis zielt och d'Relioun. Also dat ass, dat ass jo natierlech jidderengem fräigestallt eh/ (Laura Heinen (G3): Ehm, jo) Zefriddenheet. (L.H.: Jo, voilà, eh) [lacht].²⁰⁴

Die richtigen Werte seien jedem selber überlassen. Für ihre Familie zähle Familiensinn, Moral und Religion. Und schließlich nennt sie noch Zufriedenheit als Weg zu einem stärkeren Bewusstsein der positiven Dinge im eigenen Leben und gleichzeitig als Ziel dessen. Denn zufrieden ist man nur dann, wenn man keine weiteren Bedürfnisse mehr zu haben glaubt. In diesem Punkt – Familienwerte und Zufriedenheit als Weg zu einem guten Leben – sind sich alle Familienmitglieder einig. Sie können optimistisch in die Zukunft schauen, weil die Enkelgeneration, auch wenn sie wie selbstverständlich in Wohlstand und sozialer Absicherung aufgewachsen ist, sich ihrer privilegierten Lebenslage bewusst ist und damit auch jenseits von materiellen Dingen durch Familiensinn und Religion, ihr Glück finden werde, statt wie andere der Konsumwelt und ihren kurzfristigen Befriedigungen zu verfallen.

Auch in der Familie Valentini sind sich die interviewten Familienmitglieder einig, dass es der jungen Generation heute im Vergleich zu früheren Generationen und zu anderen Ländern in materiellen Dingen sehr gut geht. Die Großmutter Beate (*1941), eine Österreicherin, hatte sich in ihrer Jugend in einen italienischen Immigranten verliebt und war schließlich mit ihm nach Luxemburg ausgewandert. Ihre Tochter Susanne (*1966) kam noch in Österreich auf die Welt, heiratete dann später einen Luxemburger und arbeitete nach einer Ausbildung zur Schaufensterdekorateurin in verschiedenen Branchen. Die Enkelin, Jasmin (*1991) haben wir bereits in Kap. 3.4.2 kennengelernt. Sie machte zum Zeitpunkt des Interviews eine Ausbildung zur Verkäuferin.

Die Großmutter Beate (G1) beklagt, dass ihre Enkelinnen dermaßen im Überfluß lebten, dass sie sich (außer Geld) nichts mehr zu Weihnachten wünschten. Sie und ihre Tochter Susanne empfinden das als „emotionale Armut“, weil die Enkelinnen Gegenständen keinen Wert mehr beimessen würden. Beate und ihre Tochter Susanne hätten sich in ihrer Jugend noch über Geschenke wie eine Hose oder ein kleines Radio gefreut, die Enkelinnen seien dazu nicht mehr in der Lage:

²⁰⁴ F9 Familie Heinen: 26-27. S.N.: Und was sind das? Die richtigen Werte? A.-M.H. (G1): Naja, eh, Familiensinn, Moral, für uns spielt auch die Religion eine Rolle. Also das ist, das ist ja jedem freigestellt eh/ (L.H.: Ehm, ja) Zufriedenheit. (L.H.: Ja, genau, eh) [lacht]

Beate Valentini (G1): [...] weil si net méi sech kënne freeën für si hunn e bëssen ze vill von allem.

(Susanne Valentini (G2): Jo 't ass ze vill Konsum) 't ass ze vill einfach.

S.V.: Mee 't ass dat wat ech schonn virdru gesot hunn. (B.V.: jo) Mee si kenne näischt aneschters. (B.V.: Nee) Hatt ass domadder # opgewues.

B.V.: Nee. Ma jo just. Ma just, dat ass, 't ass esou. Mir gesinn dat. (Sophie Neuenkirch: hm.) Si wëssen dat net aneschters. .

S.N. [an die Enkelin gerichtet]: Bass du domadder eens ?

Jasmin Valentini (G3): Ma jo. [schlägt mit der Hand auf den Tisch] Dofir soen ech näischt. [B.V.lacht] . .

S.N.: Hutt Dir wierklech ze vill vun allem?

J.V.: Also ech si frou, ech hunn alles wat ech well. (S.N.: mhm)²⁰⁵

Jasmin erinnert sich zwar nach eigener Aussage an einigen technologischen Entwicklungen, geprägt wurde sie jedoch durch die Verfügbarkeit und Finanzierbarkeit von Gegenständen. Billige globalisierte Massenproduktion machte diesen materiellen Überfluß möglich. Susanne und ihre Mutter Beate geben sich und der Konsumgesellschaft die Schuld daran, dass die junge Generation kein Bewusstsein mehr für den Wert der Dinge hätte. Am Beispiel des Mobiltelefons rekapituliert Susanne, wie es im Laufe der letzten Jahre immer einfacher und selbstverständlicher wurde, dass jeder sein eigenes Mobiltelefon hatte. Früher sei ein Handy noch etwas Besonderes gewesen, was sei denn heute schon ein Handy? Beate (G1) pflicht ihr bei. Unbemerkt von den Gesprächsteilnehmerinnen und von mir macht Jasmin anschließend eine Bemerkung, die zeigt, dass sie sehr wohl eine Wertschätzung für Dinge

²⁰⁵ F13 Familie Valentini: 46-52. Beate Valentini (G1): [...] weil sie sich nicht mehr freuen können, weil sie haben ein bisschen zu viel von allem (Susanne Valentini (G2): Ja, es ist zu viel Konsum) es ist einfach zu viel. S.V.: Aber, das habe ich vorhin schon gesagt (B.V.: ja) sie kennen nichts anderes. (B.V.: Nein) Sie ist damit # aufgewachsen. B.V.: Nein. Genau, richtig. Das ist so. Wir sehen das. (Sophie Neuenkirch: hm.) Sie kennen das nicht anders. . S.N. [an die Enkelin gerichtet]: Bist du damit einverstanden? Jasmin Valentini (G3): Ja klar. [schlägt mit der Hand auf den Tisch] Deswegen sage ich nichts. [B.V.lacht] . . S.N.: Habt ihr wirklich zu viel von allem? J.V.: Also ich bin glücklich, ich habe alles was ich will. (S.N.: mhm)

hat, nur eben nicht für egal welche. Die Frauen sprechen von Smartphones, die Susanne (G2) für übertriebenen Luxus hält. Daraufhin sagt Jasmin:

Jasmin Valentini (G3): Jo ech kann net méi oui. [Sophie Neuenkirch und Beate Valentini lachen]
[lacht] 't ass krass mee/²⁰⁶

Jasmin kann nach eigener Aussage nicht mehr ohne ihren „kleinen Computer“ wie sie ihr Smartphone auch nennt leben. Gerade die Bezeichnung als „Computer“ zeigt auch die primäre Funktion ihres Telephons. Es ermöglicht ihr die Partizipation an der gegenwärtigen Jugendkultur, die zu großen Teilen in verschiedenen sozialen Netzwerken und Chatrooms im Internet stattfindet. Und der mobile Zugang wird durch ihr Smartphone gewährleistet, darauf zu verzichten, würde ihr diese Option nehmen. In Jasmins Fall würde ich daher auch nicht von einem Verlust von Wertschätzung sprechen, sondern von einer Wertverschiebung. Eine Hose kann sie jederzeit für wenig Geld in einem Discount-Laden erwerben. Viele Gegenstände, die in der Jugend ihrer Großmutter und Mutter noch teure (Luxus) Güter waren sind inzwischen durch eine globalisierte Produktionsweise zu billiger Massenware geworden. Der Standard dessen, was als besonders gilt oder Freude macht, ist also nicht nur milieuspezifisch, sondern unterliegt auch einem historischen Wandel – ist also generationell unterschiedlich. Die Klage über die „emotionale Armut“ könnte man daher auch als einen nostalgischen Blick zurück in eine vermeintlich bessere Vergangenheit bezeichnen, in der ironischerweise die negativ bewertete Überflußgesellschaft ihren Anfang nahm. Jasmin sagt deutlich, dass sie alles hat, was sie brauche. Das riesige Warenangebot scheint also für sie seinen Reiz verloren zu haben. Während die Großmutter Beate und ihre Tochter sich noch bescheidenerer Lebensverhältnisse erinnern können, hat der Großteil der materiellen Errungenschaften für Jasmin offenbar an Bedeutung verloren oder fokussiert sich auf bestimmte Gegenstände. Ihre Gleichgültigkeit gegenüber Gegenständen wird von ihrer Mutter und Großmutter als Verwöhntheit interpretiert. Die Erfahrungsräume der beiden älteren Generationen unterscheiden sich in diesem Punkt deutlich von denen der Enkelin.

²⁰⁶ F13 Familie Valentini: 67. J.V.: Ja, ich kann nicht mehr ohne. [S.N. und B.V. lachen] [lacht]
Es ist krass, aber/

Wahrnehmungen des Lebensstandards und Vorstellungen dessen, was man unter einem ‚guten Leben‘ versteht, sind den Interviewten zufolge stark geprägt durch individuelle historische Erfahrungen, den sozio-ökonomischen Zugang zu Wohlstand und einer Bewusstmachung dessen, was man bereits hat. Objektive Kriterien für ein ‚gutes Leben‘ lassen sich in den Gesprächen nicht ausmachen, im Gegenteil: Vorstellungen eines richtigen, ausreichenden oder anzustrebenden Lebensstandards sind hochgradig normativ und durch intergenerationell unterschiedliche Erfahrungen und Erwartungen bestimmt. Das darin schlummernde Konfliktpotential wird in vielen Familien durch den Verweis auf familiär geteilte Werte und die prominente Bedeutung von Zufriedenheit aufgelöst.

4.3 Der Wandel von Entscheidungsfreiheiten und –spielräumen

In den Interviews spielte das Thema der Entwicklung von geringen Entscheidungsfreiheiten und einer kleinen Auswahl an Handlungsmöglichkeiten, die zeitlich in die Jugend der Großeltern- und teilweise auch der Elterngeneration verortet wird, hin zu einem Überfluss an Möglichkeiten und Freiheiten für die jüngste Generation eine wichtige Rolle. Diese Erzählungen bilden das dritte Deutungsmuster.

Die Bewertung dieser Entwicklung im Sinne einer Verbesserung oder Verschlechterung ist abhängig davon, ob sie als eine ‚Freisetzung‘ von traditionellen Bindungen empfunden wird oder ob diese ‚Freisetzung‘ eher zu Orientierungslosigkeit führte.

Viele lebensgeschichtliche Erzählungen der Großelterngeneration beinhalten Abschnitte zu den Erziehungskonzepten oder besser gesagt -normen ihrer Eltern. Diese sind durch einen Mangel an Entscheidungsfreiheit seitens der Kinder, eine unhinterfragte Autorität des Vaters und klar unterschiedene Verhaltensregeln für Jungen und Mädchen geprägt.²⁰⁷ Dieser Erziehungsstil, den Jutta Ecarius, Nils Köbel und Katrin Wahl den ‚Befehlshaushalt‘²⁰⁸ nennen, kommt in den biographischen Erinnerungen an die von Nonnen und Priestern geführten Schulen und Internaten der Interviewten der Großelterngeneration oft vor. Diese ‚doppelte Rahmung‘ (Familie und Institutionen) verfestigte die autoritären Inhalte der damaligen Erziehung. Viele der Interviewten, darunter v.a. die Frauen erinnern sich schauernd an ihre Schulzeit.²⁰⁹ Nicht zufällig gehört das Deutungsmuster von den geringeren Entscheidungsfreiheiten in dieser Zeit zu den dominanten Vergangenheitsvorstellungen der jüngeren Generationen.

Es gibt jedoch auch bei den Erfahrungen der Großelterngeneration kleine Unterschiede. Der ‚Befehlshaushalt‘ war nicht Teil der Erinnerungen aller Interviewten der

²⁰⁷ Diese Ansicht wird auch von einem Interviewten dieser Generation im Dokumentarfilm „Histoire(s) de Jeunesse(s)“ von Anne Schroeder aus dem Jahr 2001 über die Jugend Luxemburgs geteilt. Der Interviewte spricht von einer unhinterfragten Akzeptanz der Autorität der Erwachsenen durch die damaligen Jugendlichen.

²⁰⁸ Vgl. Jutta Ecarius, Nils Köbel, Katrin Wahl, Familie, Erziehung und Sozialisation, Wiesbaden 2011, S. 39ff.

²⁰⁹ Eva-Marie Silies bezeichnet den Wandel der Erziehungsstile als Beispiel für eine generationell prägende Erfahrung bestimmter Geburtsjahrgänge. Vgl. Eva-Marie Silies, *Die stille Generation mit der Pille. Verhütung als weibliche Generationserfahrung in England und der Bundesrepublik (1960-1975)*, in: Bernd Weisbrod (Hg.), *Historische Beiträge zur Generationsforschung*, Göttingen 2009, S. 77-116.

Großelterngeneration: Marie Ahles (*1931) und Marie-Thérèse (*1937) schildern ihre Eltern als sehr tolerant und offen. Marie Ahles sagt bezeichnenderweise, dass ihre Eltern „ihrer Zeit voraus“ gewesen seien und sie von gleichaltrigen Freundinnen immer um ihre liberalen Eltern beneidet wurde. Ob dies auch damit zusammenhängt, dass beide Frauen in einem urbanen Kontext aufwuchsen, lässt sich auf der Datengrundlage nicht eindeutig sagen. Der ländliche Kontext und dabei v.a. das bäuerliche Milieu gingen jedoch meist mit einem autoritärem Erziehungsstil einher. Dies wurde jedoch weder von allen als einengend empfunden (z.B. durch Marie-Paule, die sich mit ihrer Rolle als Bäuerin identifizieren konnte), noch waren die elterlichen Entscheidungen, zumindest für einen Sohn, unumstößlich, wie das folgende Beispiel von Antoine Muller (*1929), zeigt.

Sophie Neuenkirch: [...] An hutt Dir d'Gefill, Dir hutt eng gutt Liewen gehat?

Antoine Muller (G1): Oh hei hat ech, ech hat ee, d'Liewe war gutt, ne. [klopft mit der Hand auf den Tisch] (S.N.: mhm). Ech kount zimmlech, oh ben wéi meng Mamm nach hei war, net, déi hat ni gär, wann s de ee Patt drénke gaange bass, esou, net. [lacht] Déi huet ëmmer gemengt, 't miss een ëmmer heiheem bleiwen, mär sinn eewer erausgang, ne [klopft mit der Hand auf den Tisch] [lacht].

S.N.: Ma Dir waart jo en erwuessene Mann da schonn, gell, also#

A.M.: Jo, jo. Mär hu just, dann hues de sonndes honnert Frang kritt fir erauszegoen. Wann mer se sonndes all ewech ginn, hate mer de Rescht vun der Woch näischt, hein. (S.N.: ah, jo) Jo dat war esou, ne. (S.N.: jo)[S.N. lacht] Jo. Dat war déi Zäit, ne, *die gute alte Zeit*, ne, déi, 't war och net ëmmer schéin. Net, wann der (S.N.: jo) et huet.²¹⁰

²¹⁰ F12 G1 Muller: 166-169. Sophie Neuenkirch: [...] Und haben Sie das Gefühl, dass sie ein gutes Leben hatten? Antoine Muller: Oh hier hatte ich, ich hatte eh, das Leben war gut, ne [klopft mit der Hand auf den Tisch] (S.N.: mhm). Ich konnte ziemlich, oh, gut, als meine Mutter noch hier war, nicht, die hatte es nicht gerne, wenn du ein Gläschen trinken gegangen bist, so ne. [lacht] Die hat immer gemeint, man müsse daheim bleiben, wir sind aber doch ausgegangen, ne [klopft mit der Hand auf den Tisch] [lacht]. S.N.: Naja, Sie waren ja auch schon ein erwachsener Mann schon, nicht wahr, also# A.M.: Ja, ja. Wir haben nur, dann hat man Sonntags hundert Franken bekommen, um auszugehen. Wenn man die sonntags alle ausgegeben hat, hatte man den Rest der Woche nichts mehr, ne (S.N.: ah, ja). Ja, das war so, ne (S.N.: ja)[S.N. lacht]. Ja. Das war damals, ne, *die gute alte Zeit*, ne, die, es war auch nicht immer schön, ne, wenn man es genau nimmt. (S.N.: ja)

Antoinettes Vater war in seiner Kindheit gestorben, so dass seine Mutter mit Hilfe ihrer Kinder, sowie von Verwandten und Hofangestellten den Hof weiterführen musste. Sie wird von Antoine als sehr resolute Person dargestellt. Finanziell von ihr abhängig schafften er und vermutlich seine Brüder es dennoch, sich kleine Freiräume zu schaffen, wie er verschmitzt erzählte. Rückblickend erschien ihm seine Jugend dennoch nicht besonders rosig. Die Abhängigkeit als erwachsener Mann von der eigenen Mutter irritierte mich:

Sophie Neuenkirch: Also ech muss soen, fir mech klängt dat awer/ also ech géif/ ech, ech hat immens vill gestritten mat, mat Ärer Mamm mengen ech, wann (Antoine Muller: jo, mee/) ech lo mol sou, wann ee scho méi al ass an (A.M.: jo) awer nach kommandéiert#

A.M.: An der Zäit war et och nach vill méi/ do sinn déi eng doheem bliw, de Monni beim Haus gespillt, ne wéi (S.N.: mhm) an dat [lacht] huet mär awer do näischt gesot. Ech duecht, du gees awer lo schaffen, dass de mol Sue verdings, ne.

S.N.: „De Monni beim Haus spillen“, dat bedéit dann awer ëmmer ofhängeg sinn [unv.]#

A.M.: Jo, da, da, sidd der ofhängeg, dat ass, dass de Betrib soll méi déck ginn, net, da gëtt nëmmen op ee Koup geschafft, ne. (S.N.: mhm) Jo.²¹¹

Antoine Muller erklärte mir die damaligen Gepflogenheiten im landwirtschaftlichen Milieu: Damit ein Bauernhof wirtschaftlich sein konnte, war er auf die (sehr billige) Arbeitskraft der Familienmitglieder angewiesen. Da es aber nur einen Hoferben geben konnte, blieben einige der Kinder als unverheiratete Onkel und Tanten am Hof. Da Antoine, wie er an anderer Stelle des Interviews erzählte, nicht in einen anderen Hof einheiraten wollte, wo er die Abhängigkeit von der Mutter und dem Bruder gegen die eines Schwiegervaters eingetauscht hätte, blieb er auf dem elterlichen Hof. Doch mit 33 Jahren widersetzte er sich den

²¹¹ F12 G1 Muller: 170-175. Sophie Neuenkirch: Also ich muss sagen, für mich klingt das aber/ also ich würde/ ich, ich hätte viel mit, mit ihrer Mutter gestritten, denke ich, wenn (Antoine Muller: ja, aber/) ich jetzt mal so, wenn man schon älter ist und (A.M.: ja) noch rumkommandiert wird# A.M.: Damals war das auch noch öfter/ da sind die einen daheim geblieben als Onkel beim Haus, ne wie (S.N.: mhm) und das [lacht] wollte ich aber nicht. Ich dachte mir, du gehst jetzt mal arbeiten, damit du mal Geld verdienst, ne. S.N.: „Onkel beim Haus“, das bedeutet dann aber auch immer abhängig sein [unv.]# A.M.: Ja, da, da sind sie abhängig, das ist, damit der Betrieb dicker wird, ne, da wird nur auf einen Haufen gearbeitet, ne. (S.N.: mhm) Ja.

familiären Erwartungen und nahm eine Arbeitsstelle in der Stahlindustrie an. Dort verdiente er mehr als sein Bruder, der Hoferbe. Dennoch blieb er seiner Familie treu – zu jedermanns Vorteil: nach seinen Schichten in der Fabrik half er weiterhin gegen Kost und Logis seinem Bruder im Betrieb. Vertraglich wurde festgelegt, wie mir seine Nichte Viviane, die spätere Hoferbin, erzählte, dass Antoine ein lebenslanges Wohnrecht auf dem Hof hat. Als Mann konnte er in den frühen 1960er Jahren ohne Probleme in der Stahlindustrie eine Anstellung finden.

Seine Nichte, Viviane (*1963), die aktuelle Hoferbin, denkt darüber nach, wie ihr Vater in ihrer Jugend, also ca. in den späten 1970er Jahren, auf ihren fiktiven Wunsch, eine Ausbildung zur Landwirtin machen zu wollen, reagiert hätte:

Viviane Muller (G2): [...] Zum Beispill hat mäi Papp, hätt ech vläicht nit dierfen an d'Akerbauschoul goen. Ech hätt nach sollten zwee Joer Akerbauschoul hannendrunn hänken. Déi Zäit sinn d'Meedercher jo nach nit an d'Akerbauschoul gaangen (Sophie Neuenkirch: mhm). Da wier ech eent vun deenen éischte gewiescht. Dat hätt ech ni dierfe man, dann hätt mäi Papp gesot, firwat muss du dat da sinn, [S.N. lacht] ne. Jo, jo, dat war sou. Dann hätt, hätt ech jo nach eppes derbäi geléiert, wat ech jo lo gebraucht hätt, ne. (S.N.: mhm) Mee ech kinnt de Betrib awer ni eleng eh maachen. Ech hätt jo keen, nit dat Wesse vun de Felder an sou. (S.N.: mhm) An ech hunn nit geléiert. (S.N.: jo) An haut däerfen d'Meedercher dat jo léieren, si däerfe jo an d'Akerbauschoul an se däerfen#

S.N.: Firwat och net, gëll?

V.M.: Genau. [lacht] Déi Zäit war dat awer nach nit.²¹²

In dieser Sequenz kommen sowohl kontrafaktische Aussagen, als auch Affirmationen vor. Sie bekräftigte ihre Version dieses Dialogs mit Aussagen wie „das hätte ich nie gedurft“ „das war

²¹² F12 G2 Muller: 48-50. Viviane Muller: [...] Zum Beispiel hat mein Vater, hätte ich vielleicht nie in die Ackerbauschule gehen dürfen. Ich hätte noch zwei Jahre Ackerbauschule dranhängen sollen. Damals sind Mädchen ja noch nicht auf die Ackerbauschule gegangen. (Sophie Neuenkirch: mhm) Da wäre ich eine der ersten gewesen. Das hätte ich nie gedurft, dann hätte mein Vater gesagt: „Wieso musst du das denn sein“, ne [S.N. lacht] ja, ja, das war so. Dann hätte ich ja noch was dazugelernt, was ich ja jetzt gebraucht hätte, ne (S.N.: mhm) Aber ich könnte den Betrieb nie alleine machen. Ich hätte ja kein/ nicht das Wissen von den Feldern und so (S.N.: mhm) Und ich habe nicht gelernt (S.N.: ja) und heute dürfen Mädchen das ja lernen, sie dürfen in die Ackerbauschule und sie dürfen# S.N.: Wieso auch nicht, gell? V.M.: Genau. [lacht] Damals war das aber noch nicht.

so“ oder „damals war das noch nicht so“, womit sie auch erklären will, wieso diese hypothetische Situation auch gar nicht hätte in die Tat umgesetzt werden können.

Bei den interviewten Frauen der Großelterngeneration führten die eigenen Erfahrungen mit dem autoritären Erziehungsstil ihrer Eltern zu dem Wunsch, ihren Kindern alle Freiheiten bei der Wahl ihrer Ausbildung und ihres Berufes zu lassen. Diese Neukonzeptualisierung des Erziehungsstils, nennen Ecarius et al. ‚Verhandlungshaushalt‘. Er sei geprägt durch eine Förderung von „Selbständigkeit und freiem Willen, eine[r] Intimisierung der Generationenbeziehung, Nivellierung der Machtbalance zwischen Älteren und Jüngeren und einen Zugewinn an Freiheitsräumen für die junge Generation“. ²¹³ Parallel dazu kam es in dieser Zeit zu einem Wandel der staatlichen Erziehungskonzepte: Weiterführende Schulen wurden nach und nach für eine immer größere Anzahl von Jugendlichen unabhängig ihres Geschlechtes zugänglich, was ihnen größere Möglichkeitsräume eröffnete als noch ihren Eltern. ²¹⁴

Doch auch wenn viele Interviewte der Großelterngeneration beteuerten, ihre Kinder anders erziehen zu wollen, finden sich in den Erzählungen der Interviewten der Elterngeneration noch viele Erinnerungen an enge Entscheidungsspielräume. Sie schienen den familiären und gesellschaftlichen Erwartungsdruck noch deutlich zu spüren. Es hing auch vom Grad der Reflexion der eigenen Erziehungserfahrungen der älteren Generationen und einer Umsetzung in eigene Erziehungskonzepte ab, wie frei sich ihre Kinder fühlen konnten. Generell schildern die Interviewten dieser Generation (G2) ihre Jugend als noch geprägt von konservativen Moralvorstellungen und Verhaltensregeln, dies umso stärker, wenn sie auf dem Land aufwuchsen. Nicht von ungefähr nennen v.a. die Interviewten der mittleren Gruppe (AK G2) Familienmitglieder (hauptsächlich ihre Großeltern) als Vorbilder, die sich entgegen den zu ihrer Zeit herrschenden Normen verhalten hätten.

Die Interviewten der Enkelgeneration reflektieren hingegen ihre Erziehung kaum, sie nennen ihre Eltern zwar am häufigsten als Vorbilder, deutlich vor Freunden, aber sie sehen deren Rolle eher als Begleiter und als Sicherheitsnetz. Diese Beobachtung wird bestätigt durch die Studie zur Lage der Jugend in Luxemburg: Die Autoren kommen zu dem Schluss, dass einerseits eine Individualisierung der jugendlichen Lebensstile stattfindet, also Eltern und

²¹³ Jutta Ecarius et al., Familie, Erziehung und Sozialisation, S. 39.

²¹⁴ Vgl. dies., Familie, Erziehung und Sozialisation, S. 39.

Verwandte immer weniger gezielt bestimmten was Jugendliche denken und glauben. Gleichzeitig aber wäre zu beobachten, dass Jugendliche mehr denn je die konventionellen Werte der Eltern teilen. Sie seien diesbezüglich ‚konservativer‘ als frühere Jugendliche geworden. Einen Generationenbruch gäbe es zwischen Eltern- und Kindergeneration nicht.²¹⁵ Martin Baum (*1988), ein Abiturient, drückt dies im Einzelgespräch folgendermaßen aus: *„Fir mech sinn Elteren esou e bëssen am Hannergrond fir .. éischer esou eng Art Sécherheetsnetz oder esou [...] mee u sech muss zwar jidfereen kënnen fir sech selwer décidéiere wat e wëll maachen.“*²¹⁶

„Selber entscheiden können, was man machen will“ – Martin Baum ist das wichtig. Thierry Heinen (*1957), ein Ministerialbeamter, bezweifelt jedoch, ob diese Entscheidungsfreiheit Menschen wirklich glücklicher macht:

Thierry Heinen (G2): [...] 't ass eng gutt Beispill eh, waat fir ee Beruff eh, wielen ech, hockt hues de do méi Méiglechkeete fir, fff, also, an während fréier do ass et, do war et ganz oft eh, sou waat den, wann s du, wat de Papp eh, wat, dee Beruff, deen de Papp hat, dat, automatesch bass de schonn an an déi Schinn eh, prédestinéiert geweecht eh, fir, fir dohënner, also, ben, zwar nick eh, zwar nick, also, wann de Papp Bauer war, da war eh, da konnt ëmmer nëmmen een eh, vun (Joss Heinen (G1): vum Haff) der, vun de Kanner eh den Haff iwwerhuelen, an di anner, di hu missen, we/ eh, entweder een anneren, eng Schnauer fannen [lacht], well se also, / (J.H.: ausbestueden, jo) eh, (Anne-Marie Heinen (G1): Jo) oder, oder op d'Schmelz schaffe goen, ne. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Well dat war, dat war eh, d'Alternativ eh, su an de 50er Joren, ne. Eh, haut ass dat, mee si waren, also ech well, wat ech wollt soen, déi, di hunn dann oft ee Beruff gewielt eh, also, oder op pfff, di hun eh, mu/ daat war, di hunn sech nick ëmmer déc/ selwer vun sech aus décidéiert, mee dat ass, du bass do dra geroden an da bass de automatesch wars de op där Schinn. Op s de awer lo eh, haut eh, méi glécklech bass, wann s de däi Beruff selwer gewielt hoss, wi deemols eh, daat pfff, M-m (S.N.: Jo) daat, daat mengen ech nick.²¹⁷

²¹⁵ Vgl. Helmut Wilhelms et al., Rapport national sur la situation de la jeunesse au Luxembourg - Nationaler Bericht zur Situation der Jugend in Luxemburg, Luxemburg 2010.

²¹⁶ F2 G3 Baum: 99. Für mich sind Eltern so ein bisschen im Hintergrund, um .. eher so eine Art Sicherheitsnetz oder so [...] aber an sich muss jeder für sich selber entscheiden können, was er machen will.

²¹⁷ F9 Familie Heinen: 60. Thierry Heinen (G2): [...]das ist ein gutes Beispiel eh, welchen Beruf eh wähle ich. Heut hat man da mehr Möglichkeiten, um fff, als, und während früher, da ist es, da war es ganz oft so was der, wenn man, was der Vater eh, was, der Beruf, den der Vater hatte, dass automatisch ist man schon in die Schiene eh, prädestiniert gewesen eh, um, um dahin. Also, gut, zwar nich eh zwar nich, also, wenn der Vater Bauer war, da war eh, konnte immer nur einer eh von (Joss Heinen (G1): vom Hof) den, von den Kindern eh den

Von einer Berufswahl kann, folgt man Thierrys Ausführungen, in den 1950er Jahren keine Rede sein. Man sei damals in der Regel in die Fußstapfen des Vaters getreten, auch wenn man die Fähigkeiten für einen anderen Beruf gehabt hätte. Dies alles verlief „automatisch“, man ist in eine „Schiene“ geraten – die Wortwahl zeugt von der Vorstellung der Unumgänglichkeit einer Berufsbiographie in dieser Zeit. Thierrys Eltern, Joss und Anne-Marie, stimmen ihm zu. Joss war aber in genau der (Ausnahme)Situation, die auch Thierry nennt: als jüngster Sohn einer Bauernfamilie konnte er, wie Antoine Muller auch, eben *nicht* automatisch in die Fußstapfen des Vaters treten. Aber anders als Antoine, konnte er auch nicht auf dem elterlichen Hof bleiben. Ihm blieb damals nichts anderes übrig, als sich beruflich umzuorientieren. Aber Joss fehlt die entsprechende Erzählweise, das entsprechende Vokabular, um seine Lebensgeschichte aus der modernen Perspektive von Wahlmöglichkeiten und Entscheidungsspielräumen zu erzählen. Joss orientierte sich damals nach eigener Aussage an einem Mann, den er auf dem Bauernhof öfters sah, dem Veterinär. Jugendsoziologen postulieren einen Wandel der Transitionserfahrung junger Menschen von einem geradlinigen und standardisierten hin zu einem komplexen und heterogenen Übergang.²¹⁸ Untersuchungen zu diesem Lebensabschnitt mit ehemaligen Auszubildenden bzw. mit historischem Interviewmaterial aus den 1960er Jahren bestätigen jedoch, dass es auch schon früher Abweichungen von der sogenannten Standardbiographie gab. So kommt Sarah A. Vickerstaff z.B. zu dem Resultat, dass

Young people today with few or poor educational qualifications are likely to move into and out of employment, unemployment, training schemes or periods of further education whereas their historical contemporaries, with greater job opportunities and poorer further education availability,

Hof übernehmen. Und die anderen, die mussten, we/ eh entweder einen anderen, eine Schwiegertochter finden [lacht], weil sie, also/(J.H.: ausheiraten, ja) eh (Anne-Marie Heinen (G1): Ja) oder bei den Hochöfen arbeiten gehen, ne. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Weil, das war, das war eh die Alternative eh so in den 50er Jahren, ne. Eh, heute ist das, aber sie waren, also ich will, was ich sagen will, die, die haben dann oft einen Beruf gewählt eh, also oder auf pfff, die haben eh das war, die haben sich nich immer ent/ selbst von sich aus entschieden, sondern, das ist du bist da reingeraten und du bist dann automatisch wars du auf der Schiene. Ob man aber jetzt eh heute eh glücklicher ist, wenn man sich seinen Beruf selber gewählt hat, als damals eh das pfff m-m (S.N.: Ja) das glaube ich nich.

²¹⁸ Für einen Überblick über die jugendsoziologische Forschung vgl. z.B. John Goodwin und Henrietta O'Connor, Exploring Complex Transitions: Looking Back at the 'Golden Age' of From School to Work, in: *Sociology*, 39(2), 201–220, 2005.

moved from job to job. [...] Perhaps the key difference between current cohorts of young people and those interviewed here is the extent to which the respondents as young people largely accepted that they had little choice and few support for resisting adult authority; whereas in research today young people regularly assert that they do have choices. They perceive their paths to have been individualized, even if the common reality is of relatively circumscribed possibilities.²¹⁹

Und auch Elisabeth Boesen konnte in ihrer Drei-Generationen-Studie mit luxemburgischen Bauernfamilien feststellen, dass in der Großelterngeneration gerade diejenigen, die als junge Männer nicht als Hoferben bestimmt waren, „in hohem Maße zu Flexibilität und Mobilität und zur Lebensplanung genötigt waren“. ²²⁰ Das Leben der Enkel hingegen verliefte aufgrund ihrer formellen Ausbildung und der Übernahme des Familienbetriebes in festgefügt und vorhersehbaren Bahnen. Die Beispiele von Antoine Muller und Joss Heinen bestätigen diese Analyse, so dass man sagen kann, dass das Postulat der Individualisierungstheorie, derzufolge Individuen aus ständisch geprägten Bindungen und standardisierten Lebensläufen ‚freigesetzt‘ worden seien, nur um in eine neue, v.a. ökonomisch diktierte Gesellschaft eingebunden zu werden, in der Lebensplanung zum Zwang werde, bereits für einige Interviewte der Großelterngeneration zutrifft. Antoine Muller hat sich im Gegensatz zu Joss Heinen, ohne Zwang, selber ‚freigesetzt‘. Es war seine individuelle Entscheidung, sein eigenes Geld verdienen zu wollen, statt für seinen Bruder zu arbeiten. Das Leben von Joss Heinen, aber auch von François Weber, dessen Lebensgeschichte in Kap. 3.2.1 vorstellt wurde, verlief ebenfalls nicht in festgefügt Bahnen. Diese Entscheidungsfreiheit oder Entscheidungsnotwendigkeit scheint in meinem Sample eine spezifisch männliche Situation zu beschreiben. Der Lebensweg der Frauen dieser Großelterngeneration wirkt daneben mit wenigen Ausnahmen sehr homogen: nach einem mittleren Schulabschluß mußten die meisten von ihnen ihren Müttern im Haushalt helfen, oder einer Erwerbsarbeit nachgehen bis sie spätestens mit der Geburt ihres ersten Kindes zu Hausfrauen wurden. Nur in Phasen mit finanziellen Engpässen gingen einige von ihnen einer Erwerbsarbeit nach. Diese spielt in den Lebensgeschichten der interviewten Frauen dieser Generation aber keine vergleichbar identitätsprägende Rolle wie bei den Männern. Mathilde Mertens (*1921), eine

²¹⁹ Sarah A. Vickerstaff, Apprenticeship in the ‘Golden Age’: Were Youth Transitions Really Smooth and Unproblematic Back Then?, in: *Work, Employment & Society*, 17(2), S. 269–287, hier S. 282f., 2003.

²²⁰ Elisabeth Boesen, *Lebensplanung und Familiengeschick. Soziale Transformationsprozesse und familiäre Tradierung bei luxemburgischen Bauern*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 95-116, hier S. 108.

Grundschullehrerin, und Annette Klein (*1930), eine verwitwete Heimarbeiterin, bilden davon die Ausnahme. Mathilde wollte „immer schon“ Lehrerin werden, und Annette musste mit Năharbeiten sich und ihre drei Söhne ernăhren.

Die folgenden Sequenzen stammen aus dem Gespräch der ältesten Gruppe (AK G1). Ich hatte zuvor gefragt, wie es dazu kam, dass in dieser Gruppe von fünf Frauen, nur eine, nămlich die 1937 im Norden Luxemburges geborene Marie-Thérèse, Abitur gemacht hat. Ich mœchte von ihr wissen, wer denn entschieden habe, dass sie nach dem Passage-Examen, dem hœchsten Abschluss der anderen Frauen, weiterhin das Gymnasium besuchen durfte: ihre Eltern oder sie selber. Daraufhin antwortet sie mir:

Marie-Thérèse: Dat war ganz einfach, ech mengen eh dat beim Passageexamen do ware mir zu wéivill, mir waren zu (Marie-Paule: Zu siechzég) Mir hu sechs, si/ jo me mir sinn zu siwen, mengen ech, an de Lycée komm. (Marie-Paul: Jo ganz vill) Jo, hein? All déi Dikkrecher (Marie-Paul: All déi Dikkrecher Meedercher) All déi Dikkrecher (Marie-Paul: D'C., d'MP/) an all si mer einfach virun. A meng Mamm, déi war eng, déi war ganz intellektuell. Do huet ee misste weidergoen. Ech mengen, dat/ si hat am Fong geholl, dat/ et wăr mer och net agefall, eppes anescht ze maachen (Marie-Paul: Nee) deemools.²²¹

Marie-Thérèse und Marie-Paule (*1937) sind Freundinnen und waren auch damals zusammen auf der Schule. Marie-Thérèse ist nach dem Passage-Examen aufs Gymnasium gegangen, Marie-Paule hingegen nicht. In ihrer Klasse sind damals sieben von sechzehn Mădchen aufs Gymnasium gegangen. Was diese sieben gemeinsam hatten, war ihre stădtische Herkunft – "die Diekircher Mădchen". An einen Entscheidungsprozess oder an eine Unterhaltung darœber kann sich Marie-Thérèse nicht erinnern: sie sind „einfach“ weitergegangen. Dann nennt sie jedoch ihre Mutter, fœr die es als gebildete Frau keine Frage war, ob ihre Tochter Abitur macht oder nicht. Deren œberzeugung hatte Marie-Thérèse fraglos œbernommen, es wăre ihr damals nicht eingefallen, etwas anderes zu machen. Dass

²²¹ AK G1: 96. Marie-Thérèse: Das war ganz einfach, ich denken eh, dass beim Passageexamen waren wir zu wieviel? Wir waren (Marie-Paule: 16) Wir waren sechs/ ja, aber zu siebt sind wir aufs Gymnasium gekommen. (Marie-Paul: Ja, zu ganz vielen) Ja, nicht? Alle die Diekircher (Marie-Paule: Alle die Diekircher Mădchen) alle die Diekircher (Marie-Paule: die C., die MP/) und wir sind alle einfach weitegegangen. Und meine Mutter, das war eine, die war sehr intellektuell. Da musste man weitermachen. Ich meine, dass / sie hat im Grunde genommen, das / ich wăre auch nicht auf die Idee gekommen, etwas anderes zu machen damals (Marie-Paule: Nein).

der Besuch einer weiterführenden Schule damals nicht für alle Schülerinnen selbstverständlich war, wird in Marie-Paules Reaktion deutlich:

Marie-Paule: 'T ware meeschters Kanner, déi eh, net doheem gebraucht si ginn. (?: Jo. Nëmmen ech mengen/) Mir an de Betriber si gebraucht ginn. (Sophie Neuenkirch.: mhm) An dann hunn eis Elteren decidéiert, (Marie-Thérèse: Jo also dat/) wéi laang mer an sou#²²²

Die Schülerinnen, die aufs Gymnasium gehen durften, waren laut Marie-Paule Kinder aus der Stadt. Kinder wie sie, die auf einem Bauernhof lebten, wurden im Familienbetrieb gebraucht. So selbstverständlich Marie-Thérèse nicht darüber nachgedacht hat, ob sie aufs Gymnasium gehen würde oder nicht, so selbstverständlich – und wie sie später im Interview durchblicken lässt – auch der Bildung gleichwertig empfindet Marie-Paule das Gebraucht-Werden auf dem elterlichen Hof. Sie identifiziert sich mit dieser Aufgabe. Diese beiden Frauen repräsentieren zwei unterschiedliche Milieus der Diekircher Gesellschaft in den 1950er Jahren: ein bürgerliches und ein bäuerliches Milieu. Beide Gruppen haben ihre Konventionen und ihren Habitus, der von den beiden Mädchen damals unhinterfragt übernommen wurde. Ihre damaligen kurzfristigen Zukunftserwartungen²²³ können die beiden Frauen rückblickend nicht mehr genau rekonstruieren.

Das Deutungsmuster zu den Entscheidungsfreiheiten ist hauptsächlich durch die Erinnerungen und Erzählungen der Großelterngeneration geprägt. Diese Geschichten scheinen für die Enkelgeneration besonders beeindruckend und nachempfindbar zu sein, da sie zu den dominanten Vergangenheitsvorstellungen dieser Generation gehören. Die Entscheidungsfreiheiten und ihre Wahrnehmung sind dabei abhängig von Gender und sozialem Milieu der Interviewten.

²²² AK G1: 97. Marie-Paule: Das waren meistens Kinder, die eh nicht daheim gebraucht worden sind (?: Ja. Aber ich denke/) Wir auf den Betrieben wurde gebraucht. (Sophie Neuenkirch.: mhm) Und dann haben unsere Eltern entschieden (Marie-Thérèse: Ja, also das/) wie lange wir und so#

²²³ Vgl. Claudia Lenz, *Antizipiertes und reflektiertes Erinnern. Eindrücke aus der transnationalen Erinnerungspraxis*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch, *Erzählte Zukunft. Inter- und intragenerationelle Aushandlungen von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 27-45.

5 Familienspezifische Vorstellungen von der Gestaltbarkeit der Zukunft

In den Studien des Projektes zur ‚Tradierung von Geschichtsbewusstsein‘ unter der Leitung von Harald Welzer wurde gezeigt, dass die Erzählungen älterer Familienmitglieder beim Hören und Nacherzählen durch jüngere Generationen mit eigenem Sinn versehen und im Stile der ‚Stillen Post‘ verändert werden.²²⁴ Dies wird gefördert durch den deutungsoffenen Charakter des Familiengedächtnisses, der den Familienmitgliedern erlaubt, individuelle Sinnbildungen zu entwickeln und gleichzeitig davon auszugehen, diese mit allen anderen Familienmitgliedern zu teilen. Nun ging es in diesen Studien um Geschichten von Erlebnissen einer Zeitzeugengeneration des Zweiten Weltkriegs. In den von mir geführten Interviews finden sich hingegen nur sehr wenige Beispiele, an denen sich nachvollziehen lässt, wie Erzählungen von vergangenen Lebensumständen in Nacherzählungen mit neuem Sinn versehen werden.²²⁵ Dies mag an einer vergleichsweise schlechteren Erzählbarkeit des sozialen Wandels ‚an sich‘ liegen (Erzählungen vom wachsenden Wohlstand sind offensichtlich nicht so spannend wie Geschichten vom knappen Überleben im Schützengraben oder Bunker), aber auch daran, dass sich solche Erzählungen nicht so einfach über offene biographische Interviews erfragen lassen. In den Antworten auf die Aufforderung zum intergenerationellen Vergleich der Lebensweisen und in den Reaktionen auf die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ finden sich jedoch wiederkehrende Deutungsmustern (vgl. Kap. 4) sowie familienspezifische Einstellungen und Haltungen. Mit Bezug auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse seit der Vorkriegszeit teilen die Familienmitglieder also seltener Erzählungen über die Familiengeschichte im historischen Kontext des ‚sozialen Wandels‘, sondern eher familienspezifische Einstellungen und Haltungen, Überzeugungen und Verhaltensweisen, manchmal auch Zeitverlaufsvorstellungen, die von den Interviewten manchmal bewusst, in vielen Fällen aber unbewusst mit Erzählungen, Ratschlägen u.ä. von anderen Familienmitgliedern in

²²⁴ Vgl. Harald Welzer et al., „Opa war kein Nazi“, Frankfurt 2002.

²²⁵ Vgl. für ein Beispiel meinen Artikel, *‚Generation‘ und ‚Geschlecht‘ als Orientierungsangebote in Luxemburger Familienerzählungen*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 222-236.

Verbindung gebracht werden. Diese Einstellungen lassen sich gut mit dem Konzept des ‚sozialen Erbes‘ fassen. Meinrad Ziegler versteht darunter

nicht materielle, sondern soziale Güter wie Werte, Einstellungen, Grundorientierungen, die in Familien über mehrere Generationen hinweg übertragen werden, und bei einem einzelnen Mitglied einer Familie bewusst wie unbewusst zu einem relevanten Teil des Fühlens, Denkens oder Handelns wird.²²⁶

Meinrad Ziegler betont in seiner dichten Beschreibung einer einzelnen Familie die besondere Rolle der Familie als Ort der frühesten Sozialisation. Hier finde die Übertragung von familiären Werten und Einstellungen, die er als Ressourcen für zukünftiges Handeln versteht, an den oder die Erbende/n statt. Die Übernahme (oder auch Verweigerung) dieses Erbes und seine Modifikation und Transformation für tatsächliches Handeln finde außerhalb der Familie im Kontext gewandelter kultureller Erfahrungen statt.²²⁷

Die Gespräche mit den einzelnen Familienmitgliedern dieser Studie waren zu punktuell, um die Komplexität der Übertragung und Annahme oder Verweigerung eines familienspezifischen sozialen Erbes zu rekonstruieren. Spuren dieses Erbes lassen sich aber sowohl in Einzel- als auch in Familiengesprächen finden, in denen die Familienmitglieder sich kommunikativ ihrer Zusammengehörigkeit als Gruppe versichern insofern sie eine Sicht auf die Welt, ihre Entwicklung und die individuellen Gestaltungsmöglichkeiten der Familienmitglieder teilen.

Ein weiterer Unterschied zu den Ausgangsbedingungen des Projektes ‚Tradierung von Geschichtsbewusstsein‘ und vergleichbarer Projekte zur Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg, ist die Rolle des kulturellen Gedächtnisses oder nationaler Masternarrative.²²⁸ Bezüglich des Zweiten Weltkriegs gibt es nicht nur einen riesigen Korpus an wissenschaftlichem Wissen, sondern auch eine von verschiedenen Interessengruppen produzierte Erinnerungskultur. Mit diesen unterschiedlichen Wissensbeständen müssen nun

²²⁶ Meinrad Ziegler, *Das soziale Erbe*, S. 57. Vgl. dazu auch Elisabeth Boesen und Denis Scuto, *Historical Testimony and Social Transformation on Memory Processes in Farmer and Steelworker Families in Luxembourg*, in: *Journal of Comparative Family Studies* 2011, S. 339-353.

²²⁷ Vgl. Meinrad Ziegler, *Das soziale Erbe*, S. 22ff.

²²⁸ Vgl. z.B. die Arbeiten von Sabine Moller, *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland*, Tübingen 2003; Birgit Möller und Malte Thießen, *Familiäre Tradierung des "Feuersturms" in psychologischer und historischer Perspektive. Drei Generationen berichten*, in: *Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin*, 8 (1), 2010, S. 25–39.

die Erinnerungen der Zeitzeugen von den Hörern in einem „permanenten Prozess der erinnernden Verlebendigung“²²⁹ in Einklang gebracht werden. Der soziale Wandel seit der Vorkriegszeit mag zwar eine ähnliche Flut an Thematisierungen in (wissenschaftlichen) Publikationen, politischen Wahlversprechen u.ä. bieten, v.a. wenn es um die Zukunft geht. Es gibt jedoch – soweit mir bekannt ist – keine Studien zum bildungspolitischen, erinnerungskulturellen oder medialen Einfluss auf individuelle Vergangenheitsvorstellungen dieser Zeit. In den Interviews finden sich wiederkehrende Deutungsmuster über vergangene Lebensumstände, deren potentieller Ursprung jenseits der individuellen Erfahrungen der Interviewten zwar sehr wahrscheinlich ist, in dieser Studie aber nicht nachgewiesen werden kann. Ob das Familiengedächtnis auch zum weniger griffigen Thema des sozialen Wandels eine Relaisfunktion hat zwischen biographischer Erinnerung und öffentlicher Erinnerungskultur muss daher offen bleiben.²³⁰

Ich möchte an dieser Stelle den Fokus auf diejenigen Aspekte familienspezifischer Einstellungen richten, die einen nachweisbaren Einfluss auf die Zukunftsperspektive der Familienmitglieder haben. Es geht also um die Erzählungen, Überzeugungen und Haltungen, die die Vorstellungen von Handlungsoptionen und der Gestaltbarkeit der eigenen Zukunft direkt oder indirekt beeinflussen oder beeinflusst haben. Dazu habe ich die Interviewpassagen, die unter den Codegruppen Zeitverlaufsvorstellungen, Werte, Charaktereigenschaften, Vorbilder und Referenzpersonen, Erziehung und diejenigen, die unter thematischen Codes aus dem Bereich Wirtschaft und Gesellschaft erfasst wurden familienspezifisch analysiert.

Im ersten Teil dieses Kapitels sollen zwei Familien präsentiert werden, bei denen keinerlei oder kaum Bezüge auf vergangene Erfahrungen älterer Familienmitglieder in den Interviews zur Sprache kamen und dennoch familiär geteilte Vorstellungen über die Zukunft sichtbar wurden. Hierbei handelt es sich um die Familien Hames und Baum-Klein.

Im zweiten Teil werden dann zwei weitere Familien vorgestellt, Familien Bach und Daniel, deren Mitglieder sehr wohl die ‚Familiengeschichte‘ kennen. Dieses Wissen fungiert als (un)bewusster Deutungsrahmen für gegenwärtige und zukünftige Entwicklungen.

²²⁹ Harald Welzer et al., „Opa war kein Nazi“, S. 210.

²³⁰ Harald Welzer und Claudia Lenz, *Opa in Europa*, S. 15.

Bei den vorgestellten Familien handelt es sich um Einzelfälle und nicht um Typen.

5.1 Familie Baum-Klein: „Si war eng, déi sech gutt duerchgeklappt huet“²³¹

Bei der Familie Baum-Klein handelt es sich um zwei Familien, die über die Elterngeneration miteinander verbunden sind. Ich habe also Interviews mit drei Großeltern, Georges und Françoise Baum sowie Annette Klein, ihren miteinander verheirateten Kindern, Claude Klein und Nicole Baum und deren Söhnen, Martin und Paul geführt (vgl. Familiendiagramm Abb. 13). Georges und Françoise Baum kamen beide 1930 auf die Welt, er, der spätere Arzt in Luxemburg-Stadt als ältester Sohn eines höheren Angestellten des Stahlkonzerns ARBED, sie im Nordwesten Luxemburgs, als Tochter eines vermögenden Kaufmanns. Sie bekamen vier Kinder, davon Nicole Baum als zweitjüngste 1962 in Luxemburg-Stadt.

Annette Klein (G1) wurde ebenfalls 1930 in Luxemburg-Stadt als eines von neun Kindern eines kleinen Ministerialsangestellten geboren. Nach dem Tod ihres Mannes, eines Briefträgers, kümmerte sie sich alleine um ihre drei Kinder. Claude Klein, ihr ältester Sohn, kam 1955 in Luxemburg-Stadt auf die Welt. Nicole und Claude (G2) kennen sich bereits seit der Schulzeit, heirateten nach seinem Studium im Bereich der Medizin und ihrem Geschichtsstudium und bekamen zwei Kinder: Martin 1988 und Paul 1991, beide geboren in Luxemburg-Stadt. Zum Zeitpunkt der Interviews befand sich Martin (G3) im *gap-year* zwischen Schule und Beginn eines Studiums und Paul war Schüler.

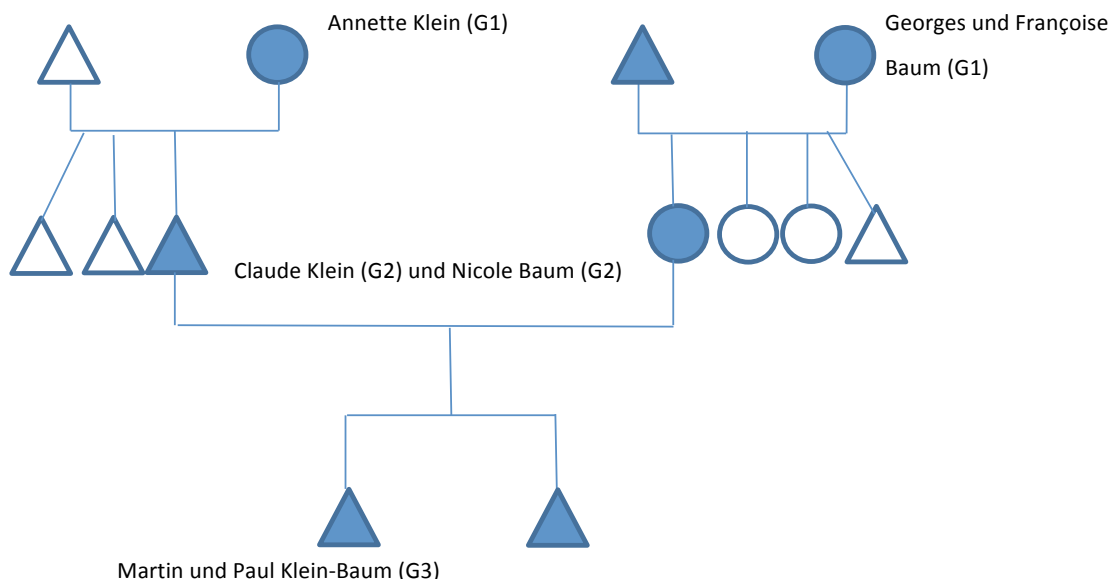


Abb. 13: Diagramm der Familien Baum-Klein. Dreieck = Mann, Kreis = Frau, gefülltes Dreieck oder Kreis bedeutet, dass ich mit der Person gesprochen habe.

²³¹ F2 G1 Baum: 41. Sie war eine, die sich gut durchgeschlagen hat.

Bei der Analyse der relevanten Interviewpassagen fällt auf, dass die Familienmitglieder den sozialen Wandel indirekt positiv bewerten, da v.a. die Mitglieder der Familie Baum die Vergangenheit sehr kritisch betrachten. Allen drei Generationen gemeinsam ist aber, dass sie sich als Akteure ihres Lebens betrachten. Sich im Leben weiterentwickeln, keinen Stillstand zulassen, ebenso wie der Wunsch, in der Gesellschaft etwas bewegen zu wollen, nicht passiv beobachtend zuzuschauen, diese Motive tauchen bei allen Interviewten auf. Selbstständigkeit und Unabhängigkeit werden von allen als positive Charaktereigenschaften genannt.

Hochschätzung von selbstständigem und unabhängigem Verhalten und vom Nutzen von Möglichkeitsräumen zur Durchsetzung der persönlichen Ziele wird bereits in den Gesprächen mit den Interviewten der Großelterngeneration deutlich.

Georges Baum und seine Frau Françoise (G1) stammen beide aus wohlhabenden und gebildeten bürgerlichen Familien, in denen es – zumindest in Françoise Familie – bereits seit vielen Generationen üblich war, seine eigenen Geschäfte zu betreiben. Françoises Vorfahren waren vornehmlich Notare und Anwälte oder besaßen verschiedene Geschäfte und Fabriken. Sie waren von wirtschaftlichen Krisen betroffen, verloren z.T. alles und mussten mehr oder weniger wieder bei null anfangen. Nachdem ihre Eltern in der Weltwirtschaftskrise ihr Vermögen verloren, hätte ihr Vater auch mithilfe seiner Kontakte eine sichere Stelle beim Staat antreten können. Stattdessen habe er sich lieber, wie schon sein Vater vor ihm, selbständig gemacht. Mit dieser Anekdote betont Françoise die Entscheidung ihres Vaters für die Unabhängigkeit. Außerdem war der Staatsdienst zu dessen Zeit (vermutlich um die Jahrhundertwende) finanziell keine echte Alternative.

Ein Großteil der Erzählungen von Georges und Françoise handeln von sozialen Netzwerken als Mittel, die persönlichen Handlungsspielräume zu erweitern. Die Geschichte, wie Françoises Mutter ihren späteren Mann kennenlernte, zeugt von diesen sozialen Kontakten, aber auch von der retrospektiven Bewertung der Möglichkeitsräume, die sich im frühen 20. Jahrhundert einer jungen Frau mit eigenständigem Charakter boten:

Françoise Baum: [...] meng Mamm, déi hat/ déi koum jo vun der Musel. Si hat eng Tatta, di huet zu *** ehm, di eng Aptikt do haten. Dann ass hat dohinn an d'Vakanz gaangen. An *** an *** ass jo no beieneen,

do ass dann du ... mäi Papp ass da vu *** op *** op e Bal komm an esou weider (S.N.: mhm). [...] an du huet en/ meng Mamm huet du/ en ass hir opgefall. An si huet hien e flotte Jong fonnt an esou weider, e war awer schons an di drësseg, a si war ganz jonk. An du/ hie war Députéierten an der Chamber. An déi Zäit war e Monni vu menger Mamm, dee war Président vun der Chamber (S.N.: mhm). An du ass si bei dee Monni gaang, du huet se gesot: „Jo hei lauschter mol Monnonk Fritz“ – Fritz huet e geheescht [lacht], sou mengen ech ass et/ sou huet si mer mol eng Kéier verzielt, „do ass den Här P. zu ***. Kanns de net emol/ ech giff gär emol deen e wéineg kenne léieren.“ Si huet e wéineg d'Saach an d'Hand geholl. „Majo sécher mäi Kand“ sot hien. An do huet hien sech dann un den Telephon gehaangen, e sot: „Här P., ech wollt lech froen, kënnt ech net mat menger Familien mol eng Kéier op *** kommen. Mir giffe gär d'Schlass besichen, dann hätt dir Guide gespillt“ an esou. „Majo sécher!“ Hien war nach e jonke Mann, hie war flattéiert, (S.N.: mhm) wéi dann du, eh, de Président vun der Chamber du bei hie komm ass. An du, mat vill Geschéck [lachend] huet si sech d'Saach ugekuckt [lacht]. Ech muss nach ëmmer laachen. Si war eng, déi sech gutt duerchgeklappt huet, je.

Georges Baum: Sou wi s Du och.²³²

Françoise schildert ihre Mutter als junge Frau, die ihre Zukunft mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln selbst in die Hand nahm. Sie stellt sie als Lenkerin ihres Geschickes dar.

Georges Vater war als Sohn eines Bauern in die Position eines höheren Angestellten bei der ARBED aufgestiegen und litt unter den mit dieser Anstellung verbundenen korporativen Zwängen während der deutschen Besatzung. Als er aus der Volksdeutschen Bewegung

²³² F2 G1 Baum: 41-42. Françoise Baum: [...] meine Mutter, die hatte/ die kam ja von der Mosel. Sie hatte eine Tante, die in *** eine Apotheke hatte. Dann ist sie dort in den Ferien gewesen und *** und *** liegen ja na beeinander. Da ist dann ... mein Vater war dann von *** nach *** auf einen Ball gegangen und so weiter (Sophie Neuenkirch: mhm). [...] und da hat er/ meine Mutter hat da/ er ist ihr aufgefallen. Und er hat ihr gefallen und so weiter. Er war aber schon fast dreißig und sie war noch sehr jung. Und da/ er war Parlamentsabgeordneter. Und damals war ein Onkel meiner Mutter war Parlamentspräsident. (S.N.: mhm) Und da ist sie zu dem Onkel gegangen, da hat sie gesagt: „Hör mal zu, Onkel Fritz“ – er hieß Fritz [lacht], so denke ich war es, so hat sie es mir einmal erzählt, „da ist der Herr P. aus ***. Kannst du nicht mal, ich würde den gerne mal kennenlernen.“ Sie hat die Angelegenheit in die Hand genommen. „Aber sicher mein Kind“ sagte er. Und dann hat er telephonierte und gesagt: „Herr P., ich wollte sie fragen, könnte ich nicht mal mit meiner Familie nach *** kommen. Wir würden gerne die Burg besichtigen, dann hätten sie uns herum geführt“ und so. „Aber sicher.“ Er war noch ein junger Mann, er fühlte sich geschmeichelt (S.N.: mhm) als dann da, eh, der Parlamentspräsident zu ihm gekommen ist. Und dann, mit viel Geschick [lachend] hat sie sich die Sache angeschaut [lacht]. Ich muss noch immer lachen. Sie war eine, die sich gut durchgeschlagen hat, naja. Georges Baum: So wie du auch.

austrat, wurden er und seine Familie nach Osteuropa umgesiedelt. An die Lehre, die ihr Großvater daraus für seine beiden Söhne zog, erinnert sich Nicole Baum (G2) als sie im Einzelgespräch von ihrem Großvater spricht: „[...] *datt e bei der ARBED geschafft huet, an do ni ganz frou war an dofir mengem Papp geroden huet a sengem Fils: „Kuckt, datt der e Beruff kritt, wou der selbständeg sidd.“* (Sophie Neuenkirch: mhm).“²³³ Georges erzählt hingegen, dass er sich bei seiner Berufswahl an dem einzigen Menschen in der Lagerhaft orientierte, der noch in seinem gelernten Beruf arbeiten konnte, dem Arzt. Er studierte Medizin und führte sein Leben lang eine eigene Praxis. Georges selber begründet seinen Wunsch nach Selbständigkeit nicht direkt mit dem väterlichen Ratschlag, hat dessen Inhalt aber verinnerlicht: „[...] *Fräie Beruff wollt ech och hunn. Net datt ech beim Patron scho schwätze goen, fir elo können ugestallt ze ginn an dann ëmmer deem musse follechen.*“²³⁴ Er positioniert sich damit auch klar in Opposition zu den Angestellten des öffentlichen Dienstes und den Beamten in Luxemburg:

Georges Baum: Ech sinn e lo vun de Letzebuerger een vun deenen relativ weinegen, di keng Pai vum Staat kritt hunn, ne. Ech hu misse fir all meng Gesten schaffen. An dann hat ech nach e relativ decke Protzentsatz vu Lait, déi net bezuelt hun *quoi*, he. An dann hunn ech déi Suen missen an de Kamain schreiwe, ne. Ech konnt jo net bis Mokuchsdag de Lait do emmer no. Bon, Karriere, ech hat keng Aussicht fir Direkter vun eppes ze ginn oder *Chef de service*. Ech war main eegenen *Chef de service*. Dat hunn ech awer genoss, ech hu ma och dofir de Beruf gesicht, he. Ech hät net gutt verdroen, wann lo all Erblack e gekuckt hätt: „Du hues dat do net gutt gemacht“ an sou.“²³⁵

²³³ F2 G2 Baum: 6. Nicole Baum: [...] dass er bei der ARBED gearbeitet hat und dort nie glücklich war und daher meinem Vater und seinem Sohn geraten hat: „Seht zu, dass ihr einen Beruf bekommt, bei dem ihr selbständig seid.“ (Sophie Neuenkirch: mhm).

²³⁴ F2 G1 Baum: 228. Georges Baum:[...] Einen freien Beruf wollte ich haben. Dass ich nicht bei einem Chef vorstellt werden muss, um angestellt zu werden und dem dann immer gehorchen muss.

²³⁵ F2 Familie Baum: 209. Georges Baum: Ich bin einer der wenigen Luxemburger, der kein Gehalt vom Staat bekommt, ne. Ich musste für mein Einkommen arbeiten. Und dann gab es noch einen relativ hohen Prozentsatz von Leuten, die nie bezahlt haben, ne. Und das musste ich dann in den Wind schreiben. Ich konnte ja nicht bis zum Nimmerleinstag den Leuten hinterherlaufen. Gut, eine Karriere. Ich hatte keine Aussicht Direktor von etwas zu werden, oder Abteilungsleiter, ich war mein eigener Abteilungsleiter. Das habe ich aber genossen, deswegen hatte ich mir ja auch den Beruf ausgesucht, ne. Ich hätte es nicht gut vertragen, wenn ständig einer geschaut hätte: „Du hast das da nicht gut gemacht“ und so.

Georges schildert an dieser Stelle auch die Nachteile seiner beruflichen Selbständigkeit: Abhängigkeit von der Zahlungsmoral seiner Patienten, teilweise sogar Einkommensverluste und keine Aufstiegsmöglichkeiten vergleichbar einer Karriere im Staatsdienst. Neben der Unabhängigkeit bot der Beruf des Arztes aber auch die Möglichkeit, sich weiterzuentwickeln, neben der Selbständigkeit eine weitere Eigenschaft, die in der Familie Baum hochgeschätzt wird. Das Bedürfnis, sich beruflich immer weiterzuentwickeln, zu verbessern, bloß nicht zu langweilen, war bereits während Georges Studiums vorhanden.

Georges Baum: [...] mee ech hunn awer direkt gemierkt, vun Ufank un, och schon wéi ech op der Schoul war, dass et domat aleng net giff duer goen fir meng Satisfactioun, well an all Spezialitéit kënnt ëmmer: Wat kënnt dono? (Sophie Neuenkirch: mhm)²³⁶

Georges präsentiert sich als jemanden, der ein Maximum an beruflicher Entfaltungsmöglichkeit und Unabhängigkeit suchte und fand. Bei der Frage nach den Entscheidungsfreiheiten erwähnt er keinerlei einschränkende Faktoren.

Ganz anders hingegen Annette Klein (G1). Ihr Vater arbeitete als kleiner Angestellter bei einem Ministerium. Sein niedriges Einkommen musste reichen, um neun Kinder zu versorgen. Sie erzählt in ihrem Interview von der absoluten Autorität, die ihr Vater über ihr Leben hatte und die ihren Gestaltungsraum als junge Frau auf das elterliche Haus beschränkte. So musste sie ihrer Mutter als älteste Tochter im Haushalt und bei der Pflege ihres aus dem Krieg als Invalide zurückgekehrten Bruders helfen, statt die Schule abschließen zu können. Während sie ihre Mutter unterstützte, machten ihre jüngeren Schwestern Schulabschlüsse und Berufsausbildungen. Ihr ursprünglicher Traum, mit dem Bruder ein Restaurant aufzumachen, verpuffte mit seinen Kriegsverletzungen. Sie musste fünf Jahre im Elternhaus arbeiten, bis sie heiratete und ihren eigenen Haushalt gründete. Nachdem ihr Mann, ein Briefträger, jung verstarb, schlug sie sich mit Näharbeiten und einer kleinen Witwenrente durch. Ihr war es wichtiger, für ihre drei Kinder da zu sein, als außer Haus

²³⁶ F2 G1 Baum: 232. Georges Baum: [...] aber ich habe gleich gemerkt, von Anfang an, auch schon als ich noch auf der Uni war, dass mich das alleine nicht zufriedenstellen würde, denn in allen Spezialisierungen kommt man an den Punkt: Was kommt danach? (Sophie Neuenkirch: mhm)

arbeiten zu gehen. Ihr ältester Sohn, Claude, war 15 Jahre alt als sein Vater verstarb. Er übernahm daraufhin dessen Rolle und wurde dadurch gezwungenermaßen früh selbständig.

Annette Klein: [...] hie war mat 15 Joer/ hat hie wi säi Papp gestuerwen ass. . Hien ass/ hie war direkt erwuessen. Hien.. eh en huet näischt gesot, mee du dat/ et hat een dat Gefill, hien huet sech responsabel gefillt (Sophie Neuenkirch: mhm) fir ons, als Eelsten, ne. An hien huet/ eh ech konnt jo net alles man. An ech wusst och net genuch. Dann huet hien sech emfrot. Hien huet all di Demanden, fir d'Subsiden ze kréien huet hien alleguer/ dat huet hien alles selwer gemaach, jo (S.N.: mhm) . An de Martin [der G3 Anm. SN] mécht jo och elo schonn alles selwer.²³⁷

Selbständigkeit bezieht sich bei der Familie Klein weniger auf den beruflichen Status, als vielmehr auf eine Charaktereigenschaft. Sie schildert ihren Sohn als jemanden, der seine Zukunft (gezwungenerweise) selber in die Hand nahm: er informierte sich über Studienbeihilfen, ohne auf die Hilfe seiner Mutter zählen zu können, die sich diesbezüglich als unerfahren bezeichnet.

Bei den Großeltern zeigen sich in diesen Beispielen Aspekte, die uns bei ihren Kindern und Enkeln wiederbegegnen werden. Ich möchte das Augenmerk dabei vor allem auf die positive Bewertung selbständigen Handelns und von Verantwortungsbewusstsein, auf den Wunsch nach beruflicher Unabhängigkeit und die kritische Bewertung von Routine und Monotonie lenken. V.a. letztere werden von der nächsten Generation mit Hilfe eines neuen, ‚zeitgemäßerer‘ Vokabulars in positive Bewertungen von Flexibilität und Risikofreudigkeit übersetzt.

In den hier gezeigten Beispielen wird deutlich, dass die Erzählenden glaubten, ihre Zukunft in ihrem Sinne gestalten zu können. Annette Klein bildet dabei die große Ausnahme. An ihrem Beispiel wird deutlich, dass man zwar charakterlich ein durchsetzungsfähiger und unabhängiger Mensch sein (insofern sie ihre Kinder ohne Hilfe aufzog) und trotzdem einen

²³⁷ F3 G1 Klein: 46. Annette Klein: [...] er war mit 15 Jahren/ war er als sein Vater gestorben ist. . Er ist/ er war gleich erwachsen, er .. Er hat nichts gesagt, aber damals, das/ man hatte das Gefühl, er hat sich verantwortlich gefühlt (Sophie Neuenkirch: mhm) für uns als Ältester, ne. Und er hat/ ich konnte ja nicht alles machen. Und ich wusste auch nicht genug. Dann hat er sich informiert. Er hat alle Anträge, um die Studienbeihilfe zu bekommen, hat er alles/ das hat er alles selber gemacht. (S.N.: mhm) . Und der Martin [der G3 Anm. SN] macht ja jetzt auch schon alles selber.

eingeschränkten Möglichkeitsraum vorfinden kann (aufgrund der finanziellen Zwänge und dem Fehlen einer weiterführenden schulischen Bildung). Ohne Schulabschluss konnte sie sich keine Alternative zu dem vorstellen, was sie zuhause gelernt hatte: harte Haus- und Handarbeit. Dabei entstand ein für die Zeit ungewöhnlich egalitäres Verhältnis zu ihren Söhnen.

Annette Kleins Fleiß und Durchhaltevermögen, aber auch die Selbständigkeit, die ihr Sohn Claude durch die besondere Familienlage erlernen musste, haben ihn, wie er sagt, stark geprägt. Die selbstgewählte Vaterrolle hat Claude, rückblickend betrachtet, wohl auch überfordert. Er bedauert, dass er nicht mehr für das schulische Weiterkommen seiner Brüder tun konnte, denen das Lernen nicht so leicht fiel wie ihm. Seine Freunde hätten damals ein leichteres Leben mit weniger Verantwortung gehabt. Gleichzeitig betont er aber, dass das egalitäre Zusammenleben mit seiner Mutter, die vielen Feiern und Besuche von Freunden nicht möglich gewesen wären, wenn sein Vater noch gelebt hätte. Doch Claude Klein beschäftigt sich nicht gerne lange mit der Vergangenheit, ihn interessieren vielmehr die Herausforderungen der Gegenwart und der Zukunft. Claude profitierte nach eigener Aussage als einer der Ersten in Luxemburg von der staatlichen Studienbeihilfe und konnte daher im Ausland studieren. Beruflich ist er inzwischen in einer Führungsposition mit großer Personalverantwortung und scheint die damit verbundenen Herausforderungen zu genießen.

Claude Klein: An hei am Spidol hunn ech eng Positioun, wou ech vill méi ka matdécidéieren och. (Sophie Neuenkirch: mhm) Dat heescht ehm ob dat elo an engem *** ass oder an enger ***, wou zesumme mat de Medizinner an den Infirmieren (S.N.: mhm) décidéiert gëtt, wat elo hei gemaach gëtt a wat geholl gëtt. Et ass/ et gëtt elo net iergend en *** agesat, wou ech net mat décidéiert hunn, fir deen anzesetzen (S.N.: mhm). Also ech kann vill méi/ vill méi kreéieren eigentlech (S.N.: mhm). Dat ass dat wat eh interessant ass he. (S.N.: mhm).²³⁸

²³⁸ F3 G2 Klein: 14. Claude Klein: Und, hier in der Klinik habe ich eine Position, wo ich auch viel mitentscheiden kann. (Sophie Neuenkirch: mhm) Das heißt, ob das jetzt in einem *** ist, oder in einer ***, wo zusammen mit den Ärzten und Krankenschwestern (S.N.: mhm) entschieden wird, was hier gemacht wird und was genommen wird. Es ist/ es wird nichts eingesetzt, wo ich nicht mitentschieden habe, dass es eingesetzt wird. (S.N.: mhm) Also ich kann viel stärker/ viel stärker gestalten eigentlich (S.N.: mhm). Das ist das, was eh interessant ist, ne (S.N.: mhm).

Er spricht an dieser Stelle von Verantwortung („*matdécidéieren*“) und von Gestaltungsmöglichkeit („*kreéieren*“) als Aspekte, die seinen Beruf interessant machen. Seine Frau Nicole Baum legt beruflich nicht so viel Wert auf Verantwortung. Ihr ist wichtiger, dass man sich weiterentwickeln kann, dass keine Routine aufkommt. Sie studierte Geschichte und wollte Lehrerin werden, auch wenn dies nicht ihr Traumberuf war. Aber 1985 gab es ihren Ausführungen zufolge in Luxemburg nur sehr wenig offene Stellen für Geschichtslehrer und -lehrerinnen. In solchen Situationen müsse man flexibel sein und dies war sie in ihrer eigenen Darstellung auch: sie probierte verschiedene Berufe aus, kümmerte sich dann lange Zeit um ihre beiden Söhne und begann vor wenigen Jahren eine Fortbildung. Heute arbeitet sie als Mediatorin und Ethiklehrerin und findet darin Befriedigung und Erfüllung, weil sie konkret Dinge bewegen und beeinflussen kann. Während sie ihren Zeitstrahl zeichnete (vgl. Abb. 14) machte sie noch einmal deutlich, was ihr besonders wichtig ist. Ich hatte sie kurz zuvor nach ihren Zukunftserwartungen gefragt:

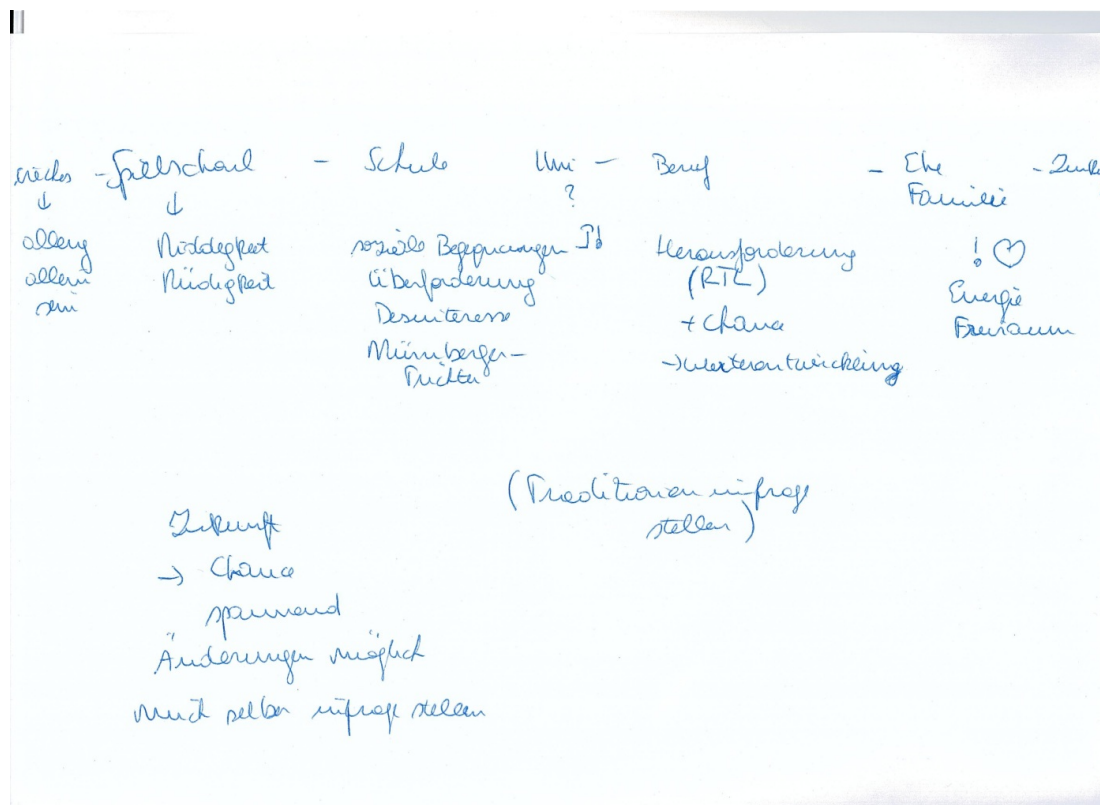


Abb. 14: Zeitstrahl von Nicole Baum

Nicole Baum: [...] Ech freeë mech drop. Jo, ech gesinn ehm .. spannend. Ech fannen et spannend. An ech gleewen drun, datt ech nach Villes ka maachen wann ech/ Et muss een einfach d'Energie an

d'Disziplin opwenden, da kann ee villes/ et kann een awer a sengem klengen/ et kann ee vill/ et kann een an sengem awer eng Rei vu Saachen änneren. Dat heescht: *Änderungen möglich*. [...] An dat Ganzt just fir lech ze soen, *Traditionen in Frage stellen* [schreibt] *Traditionen in Frage stellen*.²³⁹ [...] *Chance, Spannung, Änderungen möglich*. Jo. Mjo, bon, net araschten. Sech ëmmer nees a Fro stellen. Well dat hunn ech jo och do beschriwwen. Jo. Dat kéint ech dat nach/ jo alles/ *mich selber*/ eh *mich selber in Frage stellen*. *Never take anything as granted*. Oder wéi seet een dat? Also näischt ëmmer nëmmen als selbstverständlech unhuelen.²⁴⁰

Sie schildert an dieser Stelle eine Person, die versucht, eingefahrene Denkweisen zu vermeiden, sich zu ändern und weiterzuentwickeln, eben „nicht einzurosten“. Dass sie nicht nur versucht, geistig flexibel zu sein und zu bleiben, sondern dies auch im praktischen Berufsleben immer war ist ihr ebenfalls wichtig zu betonen. Sie beschreibt ihre eigene Lebensgeschichte und Berufsbiographie als Geschichte einer Frau, die trotz schlechter Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt sich nicht hat einschüchtern lassen, sondern sich beruflich immer angepasst und weiterentwickelt habe. Von ihren Söhnen erwartet sie dieselbe Flexibilität und Anpassungsfähigkeit:

Nicole Baum: [...] An si [ihre Söhne] müssen einfach kucken, dassen se eens ginn. An et geet eben net mi eng Carrière, dass de beim Staat/ oder beim Staat geet et nach vläicht eng Zäitchen, mee dass de ufänks wi mäi Grousspapp bei der ARBED an du kriss do deng Pensioun. (Sophie Neuenkirch: mhm) An ech gesinn et och als Chance, well ech weess, datt mäi Grousspapp net glécklech war, dass di Leit guer net di Méiglechkeet haten, fir ze änneren am Beruff an haut kann ee mat 45 Joer nach en anere Beruff ergräifen. Ech kennen der elo vun/ di bei der ARBED geschafft hunn, di elo do d'Flemm hunn, di sech elo selbstänneg maachen. Et kann och eng Chance sinn. (S.N.: mhm) Also et muss ee kämpfe.²⁴¹

²³⁹ F2 G2 Baum: 82-83. Nicole Baum: [...] Ich freue mich drauf. Ja, ich sehe ehm .. spannend. Ich finde es spannend. Und ich glaube daran, dass ich noch vieles machen kann, wenn ich/ Man muss halt Energie und Disziplin aufwenden, dann kann man vieles/ man kann aber in seinem kleinen/ man kann viel/ man kann in seinem eine ganze Reihe von Sachen ändern. Das heißt: *Änderungen möglich*. [...] Und das ganze, nur um es Ihnen zu sagen, *Traditionen in Frage stellen* [schreibt] *Traditionen in Frage stellen*.

²⁴⁰ F2 G2 Baum: 87. [Fortsetzung] *Chance, Spannung, Änderungen möglich*. Ja. Naja, gut, nicht einrosten. Sich immer wieder in Frage stellen. Denn, das habe ich ja auch da beschrieben. Ja, da könnte ich das noch/ ja alles/ *mich selber*/ eh *mich selber in Frage stellen*. *Never take anything as granted*. Oder wie sagt man das? Also nichts immer nur für selbstverständlich annehmen.

²⁴¹ F2 G2 Baum: 43. Nicole Baum: [...] Und sie müssen halt zusehen, dass sie damit klar kommen. Und es gibt eben nicht mehr die Karriere, dass man beim Staat/ beim Staat geht es vielleicht noch eine Zeitlang, aber dass man wie mein Großvater bei der ARBED anfängt und

In ihren Ausführungen wird deutlich, dass Flexibilität und Mobilität die Chance bieten, eine potentiell unbefriedigende Arbeitssituation aus eigener Kraft zu ändern. Sie spricht davon, dass man „kämpfen“ muss, ein vergleichbarer Ausdruck wie „*Struewelen*“ (dt. Strampeln), der in Kapitel 4.2.2 im Kontext der Frage nach einem guten Leben vorkam. Aus dem größeren beruflichen Möglichkeitsraum ergibt sich ein offener und weiterer Zukunftshorizont als noch für ihre Großeltern. Schwierigkeiten auf dem aktuellen Arbeitsmarkt lässt sie nicht gelten, die hätte es auch schon zu ihrer Zeit gegeben. Die Generation ihrer Großeltern, also die G0, jedoch lebte ihr zufolge noch in einer Zeit, in der man lebenslang auf einer Stelle blieb. Diese Zeiten seien nicht erst heute vorbei, sondern schon seit ihrer Jugend in den 1970er Jahren. Man müsse zupacken, selbständig und flexibel sein, nur so komme man voran. Ihre Generation und die ihrer Söhne haben ihren Ausführungen folgend einen gemeinsamen Erfahrungsraum was die beruflichen Wahl- und Gestaltungsmöglichkeiten angeht und sollten daraus ebenfalls ähnlich optimistische Erwartungen für die Zukunft ableiten können. Einen generationellen Bruch in den Erfahrungen macht sie hingegen zwischen den älteren Generationen (v.a. G0) und der eigenen (G2) und der ihrer Kindern (G3) aus. Eine lebenslange Anstellung (*Job for life*) könne (und sollte) man nicht erwarten. Die finanzielle Sicherheit, die damit einhergeht, gilt für sie nicht so viel wie die Möglichkeit und die Freiheit sich weiter entwickeln zu können. Viele dieser Einstellungen führt Nicole auf ihren Vater zurück, der sich durch seine berufliche Selbständigkeit diesbezüglich eine gewisse Autonomie bewahren konnte. Besonders wichtig war für sie jedoch seine grundsätzlich positive und optimistische Einstellung:

Sophie Neuenkirch: An gëtt et eppes am Liewe vun ären Elteren dat e bëssen och Virbildcharekter huet firlech ?

Nicole Baum: [...] meng Mamm, di huet dunn aner/ *leider Gottes* sinn si/ kruten si och doheem gesoten: „Oh dat kanns de souwisou net“. A mäi Papp wor dann deen, dee gesot huet: „Nicole, du kanns dat.“ (S.N.:

dann auch dort seine Pension bekommt. (S.N.: mhm) Und ich sehe es auch als Chance, wenn ich weiß, dass mein Großvater nicht glücklich war, dass die Leute damals keine Möglichkeit hatten sich beruflich zu ändern, und heute kann man mit 45 Jahren noch einen anderen Beruf ergreifen. Ich kenne welche, die bei der ARBED gearbeitet habe, die es nicht mehr aushalten, die sich jetzt selbständig machen. Es kann einem auch Chancen eröffnen. (S.N.: mhm) Also, man muss kämpfen.

mhm) Dat hunn ech mat op de Wee geholl. Och dass ech mer wierklech soen: „Allez hep. Méi wi schif goe kann et net“.²⁴²

Ihr Vater Georges habe sie immer wieder dazu ermutigt, Neues zu wagen. Dies habe sie auch dazu ermuntert, nach langer beruflicher Auszeit, einen Neuanfang im Lehrbereich zu versuchen.

Die sehr optimistischen Erwartungen für die Zukunft der jüngsten Generation (G3) beziehen sich meist darauf, dass die Eltern davon ausgehen, dass ihre Kinder die entsprechenden Voraussetzungen haben, um ihr Leben zu meistern. Diese Voraussetzungen werden in den Charakteren der Kinder und in ihrer Erziehung verortet. Claude (G2) sieht aber auch in der (europäischen) Erweiterung des räumlichen Horizontes seiner Kinder im Vergleich zu seinem eigenen eine Verbesserung ihrer Chancen. Zu seiner Zeit sei noch kein Mensch auf die Idee gekommen, nach dem Studium im Ausland²⁴³ auch dort zu bleiben. Für seine Kinder sei es inzwischen eine Selbstverständlichkeit, auch im Ausland ihr berufliches Glück zu suchen, denn sie würden ja bereits in diese Richtung ausgebildet und erzogen. Aus dem so vergrößerten Möglichkeitsraum und der Überzeugung, dass wer ein gutes Diplom hat und arbeiten will, auch eine Anstellung findet, zieht Claude Klein seinen Optimismus. Mit dieser Einstellung, die er im Interview auch mit einer gewissen Begeisterung für all die neuen Wahlmöglichkeiten zum Ausdruck bringt, zeigt sich, dass er den Werten Flexibilität und Mobilität nur Positives abgewinnen kann. Eine potentielle Überforderung oder einfache Ablehnung dieser Werte, ist für ihn unvorstellbar. Auch für seine Frau Nicole wäre dies unzeitgemäß und käme einer freiwilligen Einschränkung von Handlungsoptionen gleich.

Die Söhne Martin und Paul zeigen in ihren Interviews dieselbe optimistische Einstellung wie ihre Eltern. Während ihre Mutter in den Gesprächen oft auf (berufliche) Lebenserfahrungen

²⁴² F2 G2 Baum 46-47. Sophie Neuenkirch: Und gibt es etwas im Leben ihrer Eltern, dass für sie ein bisschen Vorbildcharakter hat? Nicole Baum: [...] meine Mutter, die hat dann ander/ leider Gottes sind sie/ wurde ihnen daheim gesagt: „Oh, das kannst du ja sowieso nicht“. Und mein Vater war dann derjenige, der gesagt hat: „Nicole, du kannst das.“ (S.N.: mhm) Das habe ich mitgenommen. So dass ich mir wirklich sage: „Auf, hop. Mehr als schief gehen, kann es nicht.“

²⁴³ Bis 2003 gab es in Luxemburg keine Universität, so dass für eine akademische Ausbildung immer ein zeitlich begrenzter Auslandsaufenthalt erforderlich war.

ihrer Eltern und Großeltern verwies, scheinen Martin und Paul die Geschichte ihrer Großeltern mit Ausnahme der ‚Kriegsgeschichten‘ nicht zu kennen. Wie ihr Vater Claude, stellen sie sich in ihren Interviews als zukunftsorientiert, selbstbewusst und selbstbestimmt dar. Sie wollen selber entscheiden und größtmögliche Handlungsfreiheiten haben. V.a. Martin hat eine ähnliche Abneigung gegenüber Kontrolle und Hierarchie bei der Arbeit wie sein Großvater, auch wenn ihm diese Parallele nicht bewusst zu sein scheint. Der jüngere Sohn, Paul, äußert sich im Familiengespräch mit seinem Vater und seiner Großmutter Annette Klein eher zum Thema Stillstand und Risikobereitschaft, zu dem sich v.a. auch seine Mutter in ihrem Interview geäußert hatte. Ich wollte in diesem Gespräch darauf hinaus, das man ja aufgrund der vielen beruflichen Wahlmöglichkeiten auch zu seinen Entscheidungen stehen, also auch die Verantwortung für Fehlentscheidungen übernehmen müsse.

Sophie Neuenkirch: Majo, méi Responsabilitéit heescht jo och méi Risiko, he? Wann een sech/ wann een alles selwer muss entscheiden.

Claude Klein: Ajo!

Paul Klein: Jo, mä *No Risk No Fun*, he. Ech mengen, wann s de ëmmer nëmmen däin ganz Liewen dat selwecht mëss, dann .. kriss och d'Flemm no enger Zäit. [S.N. lacht] Fäns un Froen ze stellen. Vun do hier#

S.N.: Wat fir Froen dann?

P.K.: Ooh, ass dat wierklech/ op dat lo muss sinn, dass de däin ganz Liewen laang nëmmen do häns .. an di monoton Aarbecht all Dag, all Dag muss rëm zrëck goen, dat ass dach keng Erfëllung. (S.N.: mhm) [Annette Klein lacht leise] Ech mengen dann kritt een d'Flemm no puer/ dann muss rëm eps/ dann muss ee rëm wiesselen. (S.N.: mhm) [A.K. lacht leise]²⁴⁴

²⁴⁴ F3 Familie Klein: 117-121. Sophie Neuenkirch: Naja, mehr Verantwortung bedeutet ja auch mehr Risiko, nicht wahr? Wenn man sich/ wenn man alles selber entscheiden muss. Claude Klein: Oh ja. Paul Klein: Ja, aber *No Risk No Fun*, ne. Ich denke, wenn man immer nur sein ganzes Leben dasselbe macht, dann langweilt man sich doch irgendwann mal. [S.N. lacht]. Dann fängt man an Fragen zu stellen, von daher# S.N.: Was für Fragen denn? P.K.: Oh, ob es das wirklich ist, ob das sein muss, dass man sein Leben lang nur da rumhängt und die monotone Arbeit macht den ganzen Tag, jeden Tag dorthin zurückgehen muss, dass ist doch keine Erfüllgung. (S.N.: mhm). [A.K. lacht leise] Ich denke, dann langweilt man sich nach ein paar/ dann muss wieder was/ dann muss man wieder wechseln [A.K. lacht leise].

Arbeit soll einen erfüllen, dem Leben einen Sinn geben. Und daher nimmt Paul lieber Risiken in Kauf als sich in einem *Job for Life* zu langweilen. Das zweimalige leise Lachen seiner Großmutter ließe sich eventuell als Kommentar zu Pauls jugendlichem Überschwang verstehen. Für sie, die ihr Leben lang für andere gearbeitet und sich persönliche Wünsche erst erfüllt hat, als ihre Söhne ausgezogen waren, müssen die Ansprüche, die Paul an seinen zukünftigen Beruf stellt, Abwechslung und Erfüllung, recht skurril wirken. Arbeit war für sie existenzsichernde Notwendigkeit. Anders als ihr Enkel fand sie, nach eigener Aussage, persönliche Erfüllung in der gemeinsamen Zeit mit ihren Kindern.

Auch Pauls älterer Bruder Martin äußert sich im Einzelgespräch ähnlich:

Martin Klein: Ech krut eng Geschicht verzielt vun engem Kolleg, di elo Stage mécht an eh den éischten Dag fäerdeg, do ass e Typ bei en komm a sot deen: „Du hues nach 39 Joer, elef Méint a veier Deeg virun der an dann hues de d'Pensioun.“ Ech mengen da mécht d'Aarbecht keng Spaass.²⁴⁵

Eine solche Geschichte würden man, folgt man soziologischen Zeitdiagnosen, nicht im Jahr 2009 erwarten. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, wird von Autoren wie Hartmut Rosa und Helga Nowotny ein Ende der Planbarkeit des Lebens, eine entgrenzte Gegenwart, also kurze Erwartungshorizonte und eine daraus resultierende Orientierungslosigkeit junger Menschen postuliert. Martins Geschichte handelt jedoch von einem zukünftigen Lehrer im Referendariat, der von einem Arbeitskollegen auf seine noch verbleibende Arbeitszeit hingewiesen wird. Der Staatsdienst bietet noch den langen Erwartungshorizont einer lebenslangen, gesicherten Anstellung bis zur Rente.²⁴⁶ Dies scheint aber bereits bei dem Arbeitskollegen kein Grund zur Freude zu sein, denn er schildert die gesicherte Zukunft des Referendars mit drückender Monotonie. Martin empfindet diese Aussicht entsprechend als abschreckend. Die potentiellen Risiken, die Martin und Paul stattdessen mit ihrer

²⁴⁵ F2 G3 Baum: 137. Martin Klein: Ein Freund, der gerade sein Referendariat macht, hat mir eine Geschichte erzählt, der erste Tag war vorüber, da kommt so ein Typ zu dem und sagt: „Du hast noch 39 Jahre, elf Monate und vier Tage vor dir, und dann kriegste deine Rente.“ Ich denke, da macht Arbeit keinen Spass.

²⁴⁶ Walter R. Heinz bezeichnet in einer vergleichenden Studie zwischen Großbritannien und Deutschland Jugendliche, die „pathways with definite destinations“ einschlagen als privilegiert. Zu diesen „pathways“ zählt er Ausbildungen in Medizin, Jura und Wirtschaftswissenschaften, sowie firmeninterne Ausbildungen wie sie beispielsweise in der Industrie in Deutschland üblich sind. Vgl. Walter R. Heinz, *Youth transitions in an age of uncertainty*, in: A. Furlong (Hg.), *Handbook of Youth and Young Adulthood. New perspectives and agendas*, London 2009, S. 3-13. Für Deutschland dürfte man ein Lehramtsstudium genauso dazuzählen wie dies in Luxemburg der Fall ist. Dennoch darf nicht übersehen werden, dass es auch in diesen Sparten zu einem Wettbewerb um freie Plätze kommt.

Bereitschaft für einen flexiblen und mobilen Lebensstil in Kauf nehmen, scheinen sie recht niedrig einzuschätzen. Als ich Paul im Einzelgespräch darauf anspreche, ob die aktuelle Finanzkrise seine Entscheidung, Ökonomie studieren zu wollen, beeinflusst, antwortet er:

Paul Klein: Net direkt. *Vue*, datt ech hoffen/ oder bis dohinner, wann ech fäerdeg si mat der Uni, wäert d'Kris wahrscheinlech jo esou iwwerlieft sinn [Sophie Neuenkirch lacht leise]. Dat sinn alles schonn e puer Joer (S.N.: mhm). A vun do aus wäert ech/ wäerten och erëm vill Possibilitëiten opstinn/ opstoen vun all de Saachen eben, an . Jo also ech kéint elo/ ech kéint mer villes virstellen.²⁴⁷

Paul Klein kann seine optimistische Grundhaltung aufrechterhalten, da er die aktuelle Finanzkrise als temporären Einschnitt betrachtet, der jedoch nichts an der fortschreitenden Tendenz der wirtschaftlichen Entwicklung ändert. Seine Studienpläne waren zum Zeitpunkt des Interviews 2009 noch nicht sicher gefasst. Auf eine E-Mail-Nachfrage vom Oktober 2013 erfahre ich, dass er inzwischen tatsächlich Ökonomie studiert. Er ist inzwischen nicht mehr der Meinung, dass Luxemburg von der Finanzkrise verschont bliebe und begründet dies mit den Schließungen vieler Geschäfte in der Luxemburger Innenstadt. Dennoch ist er, was seine beruflichen Aussichten angeht, weiterhin optimistisch. Auch Martin äußerte sich im Einzelgespräch entsprechend zuversichtlich.

Die emphatisch vorgebrachte Bereitschaft zu Flexibilität und Mobilität durch Mitglieder der Familie Baum-Klein, lässt den Eindruck entstehen, sie unterstützten eine liberale Wirtschaftspolitik. Dieser Eindruck täuscht jedoch. Denn sowohl Claude Klein als auch beide Söhne äußerten scharfe Kritik an der Macht der Banken, dem Verlust an politischer Gestaltungsmöglichkeit und der „Profitgier“ der meisten Unternehmen. Ob in dieser Sache jedoch Claude seine Söhne beeinflusst hat oder andersherum seine Söhne ihn, lässt sich leider nicht rekonstruieren. Claude (G2) hatte sich im Einzelgespräch zur aktuellen wirtschaftlichen Entwicklung geäußert. Er kritisierte dabei die reine Profitorientierung von Unternehmen, die „Abzockerei“ der Banken und forderte einen volkswirtschaftlichen Ansatz,

²⁴⁷ F3 G3 Klein: 36. Paul Klein: Nicht direkt. Ich hoffe, oder bis dahin, wenn ich mit der Uni fertig bin, wird die Krise ja sowieso, wahrscheinlich sich überlebt haben. [S.N. lacht]. Das sind alles schon ein paar Jahre. (S.N.: mhm). Und dann werden auch wieder viele Möglichkeiten offenstehen/ offenstehen, von all den Sachen, eben und . Ja, also, ich könnte mir vieles vorstellen.

der erzieherisch auf die Menschen einwirken sollte, um zu einer ethischen Wirtschaftsweise zu gelangen, von der so viele Menschen wie möglich profitieren könnten. Als Akteure dieser ökonomischen ‚Umerziehung‘ nannte er in erster Linie den Staat, der die Wirtschaft lenken und gestalten sollte, sowie Lehrer und Wissenschaftler. Das Fehlen von diesbezüglichem Gestaltungswillen der damaligen (2009) politischen Elite Luxemburgs stimmte ihn jedoch pessimistisch.

Martins (G3) Antwort auf meine Frage, ob ihn die aktuelle Finanzkrise beunruhige, geht in eine ähnliche Richtung:

Martin Baum: Pff. Et mécht mech net onroueg .. mee . et ass warschéinlech grad esou gutt, datt dat elo geschitt ass (Sophie Neuenkirch: mhm) An datt iergendwei eh ..em jo mol e Gank zrëckgeschalt gett an datt emol vläicht net nëmmen nach profitorientéiert esou Entreprise gefouert ginn, mee vläicht iergendwéi och mi nohalteg.

S.N.: Ah jo, wi gesäis du dann d'Economie oder eng Entreprise. Well dat war jo grad d'Ideal vun engem Ökonomist, datt hien Profitt mécht. [lacht]

M.B.: Ka sin, mä do denken ech da vläicht aneschters [lacht]. Also fir mech/ kloer soll eng Entreprise Profit ofgeheien, well et ass jo normal, soss kann et jo net fonctionnéieren, mee ehm ech mengen schonn, datt et nach sollt aner Saache gi wi just dat.

S.N.: Zum Beispill?

M.B.: E kënnst zum Beispill seng . seng Aarbechter ordentlech bezuelen (S.N. mhm) An ehm am Plaz de Mindestloun gëss de hinnen e bësse méi. Net op esou e Saachen d'Sue spueren (S.N.: mhm) ech weess net, soss nach Saachen iergendwéi ënnerstëtzen, keng Ahnung.²⁴⁸

²⁴⁸ F2 G3 Baum: 65-72. Martin Baum: Pff. Es beunruhigt mich nicht .. aber . es ist wahrscheinlich egal ob das heute oder morgen geschehen ist. (Sophie Neuenkirch: mhm) Und das irgendwie eh .. em, ja, mal ein Gang zurückgeschaltet wird und dass vielleicht Firmen nicht immer nur profitorientiert geführt werden, sondern irgendwie auch nachhaltiger. S.N.: Ah ja, wie siehst du denn dann die Wirtschaft oder eine Firma? Denn das ist ja grad das Ideal eines Ökonomen, dass er Profit macht [lacht]. M.B.: Kann sein, aber da denke ich dann vielleicht anders [lacht]. Also für mich, klar, eine Firma soll Profit abwerfen, weil das ist ja normal, sonst kann die ja auch nicht funktionieren, aber ehm, ich denke schon, das es noch anderes geben sollte als nur das. S.N.: Zum Beispiel? M.B.: Er könnte zum Beispiel seine . seine Arbeiter anständig bezahlen. (S.N. mhm) Und, ehm, anstelle des Mindestlohns gibst du ihnen ein bisschen mehr. Nicht bei so Sachen sparen (S.N.: mhm). Ich weiß nicht, sonst noch Sachen irgendwie unterstützen, keine Ahnung.

Martins Idealtypus eines Industriellen oder eines Managers ist sozial, kümmert sich mehr um das Wohl seiner Mitarbeiter als um den Profit seiner Firma. Martin verwendet nicht wie sein Vater Worte wie ‚ethisch‘ oder ‚sozial‘. Stattdessen spricht er davon, dass man „einen Gang zurückschalten solle“ und von „nachhaltigem“ Wirtschaften. Die Finanzkrise, deren volles Ausmaß 2009 noch nicht absehbar war, scheint er als das Ende eines menschenverachtenden Systems zu begrüßen, da so die Möglichkeit eines Neuanfangs bestehe. Damit verbindet sich die Hoffnung auf Veränderungen in der Zukunft, an deren Gestaltung er als zukünftiger Ökonom teilhaben möchte.

Bei der Familie Baum-Klein teilen, abgesehen von der Großelterngeneration, die aufgrund ihrer Erlebnisse in Kindheit und Jugend betonen, dass es auch alles einmal wieder schlechter gehen kann, sowohl die Eltern als auch die Söhne eine prinzipiell optimistische Sicht auf die Zukunft. Individuelle Flexibilität und Mobilität werden als Voraussetzungen für beruflichen Erfolg angesehen und scheinen wie selbstverständlich von den Eltern und Enkeln verinnerlicht worden zu sein. Die globalisierte und individualisierte Welt wird wahrgenommen als Erweiterung von Möglichkeitsräumen – Claude spricht begeistert von all den Chancen, die sich seinen Kindern auf diese Weise bieten. So finden die Eltern und Enkel, aber auch der Großvater Georges nichts schlimmer, als ein Leben lang auf einer Arbeitsstelle zu versauern, *No Risk No Fun* ist das passende Schlagwort aus dem Interview mit Paul Klein. An ihrer Mutter bewundern Paul und Martin, dass sie nochmal eine Ausbildung gemacht und eine Anstellung gefunden hat, nachdem sie so lange Hausfrau und Mutter war. An ihrem Vater, dass er sich aus einfachen Verhältnissen hochgearbeitet hat. Sie orientieren sich also bewusst an ihren Eltern, übernehmen aber implizit auch die Einstellungen zu Handlungsautonomie von ihrem Großvater. Martin und Pauls optimistische Lebenseinstellung, Kontrolle über das eigene Leben und einen offenen, frei gestaltbaren Zukunftshorizont zu haben, ist deutlich geprägt durch die innerfamiliär vermittelte Wertschätzung von Eigenverantwortlichkeit und Selbstermächtigung. Potentiell belastende Aspekte eines individualisierten Lebensstils sind nicht Teil des familiär vermittelten Erfahrungsraumes. Im Gegenteil, das Herauslösen aus traditionellen Bindungen, die Notwendigkeit der Anpassung, Flexibilität und Mobilität werden als positive Errungenschaften des sozialen Wandels begrüßt und vermitteln damit die Vorstellung eines

offenen, optimistischen und von den einzelnen Familienmitgliedern gestaltbaren Erwartungshorizonts. Das Deutungsmuster, demzufolge es in der Vergangenheit weniger Entscheidungsfreiheiten und Handlungsoptionen gab, wird von der Großelterngeneration, sowie von Nicole Baum (G2) angesprochen. Dieser Zustand betraf jedoch von den Interviewten nur noch Annette Klein (G1). Das Wissen um diesen Aspekt früheren Lebens dient unter den jüngeren Interviewten nur noch Nicole Baum als Folie, vor der sie konkret die gegenwärtigen Entscheidungsspielräume als positive Entwicklung begrüßt. Weder ihr Mann, Claude, noch ihre gemeinsamen Söhne, Martin und Paul, beziehen sich konkret auf die Vergangenheit, dafür umso stärker auf die Zukunft.

In der Familie Baum-Klein teilen die Familienmitglieder die Haltung, dass die nötigen Entscheidungsspielräume zur Beeinflussung des eigenen Lebens (und der Gesellschaft) gegeben sind und die Umsetzung der individuellen Ziele eine Frage des Willens sei. Dieser Aspekt des sozialen Erbes der Familie Baum-Klein ist problemlos an die gewandelten gesellschaftlichen Bedingungen, mit denen die einzelnen Generationen konfrontiert werden, anpassbar.

5.2 Familie Hames: „Et war ëmmer esou an et ass elo och nach esou“²⁴⁹

Bei der Familie Hames handelt es sich um die einzige Familie aus dem Süden, dem industriellen Zentrum Luxemburgs. Am Gespräch beteiligt waren der 1931 in der Stadt Luxemburg geborene Großvater Albert Hames, ein Maschinist, und seine Frau Pauline Hames, die von der deutschen Seite der Mosel stammt. Mit ihr hatte ich kein Einzelgespräch geführt. Dann ihre Tochter, die 1963 im Süden Luxemburgs geborene Marta Hames. Sie hat Kunstgeschichte in Frankreich studiert und dort eine Familie gegründet. Sie arbeitet inzwischen als Deutschlehrerin. Sie und ihre Tochter, die 1991 in Frankreich geborene Cécile, eine Schülerin und angehende Medizinstudentin, waren zum Zeitpunkt des Interviews zu Besuch bei den Großeltern.

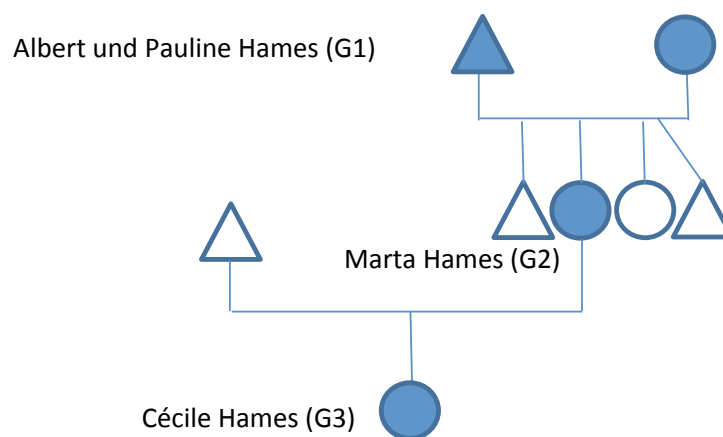


Abb. 15: Diagramm der Familie Hames.

Die Sequenz beginnt mit meiner an Marta gerichteten Frage:

Sophie Neuenkirch: Firwat seet dir, datt hei an der Famill eh d'Beruff oder d'Carrière dat/ dat Wichtigst wier?

Marta Hames (G2): Well ech ëmmer nëmmen héieren hunn „Et muss een eppes léieren, et muss een eppes/“ ech weess/ ech hunn (S.N.: mhm)#

²⁴⁹ F5 Familie Hames: 176. Es war immer so und es ist jetzt auch noch so.

Albert Hames (G1): Jo da's eng Tatsaach!

M.H.: [leise] Et wor ëmmer dat Wichtigst. [laut] Et ass elo och ëmmer dat Wichtigst, (A.H.: Jo) wann ech gesinn eh all Kanner/ si mussen alleguer (Pauline Hames (G1): léier) an d'Schoul goen, léieren, maachen, datt eppes aus se gëtt. Ech fannen, datt dat am Fong dat Wichtigst ass.

S.N.: A vu wou kënnt dat? Vum Bopa? Vun ärem Papp? [lacht] Eh, ass dat esou einfach, war dat schonn ëmmer?

M.H.: Et war wahrscheinlech schonn ëmmer esou.

P.H.: [lacht leise] Datt een huet missten eppes schaffen, fir eppes ze hunn, dat war wahrscheinlech ëmmer.

S.N.: Jo da's jo kloer. Da's jo d'Basis eigentlech. Op dat dann wierkelech ëmmer esou d'Thema ass och?

M.H.: Wou dat hierkënnt, weess ech och net .Mh [nuschelt] Et ass awer esou.²⁵⁰

Bildung und Beruf sind in dieser Familie wichtige Themen. Marta Hames erklärt das damit, dass sie das immer so gehört habe. Dass man etwas lernen muss, wird ihr vom Großvater Albert auch als „Tatsache“ bestätigt. Lernen wird damit fast schon als Naturgesetz vom Großvater festgelegt. Marta fährt fort, dass das immer so war und auch heute noch so sei. Meine Nachfrage und Vermutung, dass dies auf Alberts Erziehungsprinzipien zurückzuführen sei, eine gut begründete Vermutung, da dies auch Thema des Einzelgespräches mit Albert war, wird von Marta und ihrer Mutter ausweichend als „das war eben schon immer so“ abgetan. Damit greifen sie eine Deutung auf, die ich als Interviewerin ins Gespräch gebracht

²⁵⁰ F5 Familie Hames: 161-169. Sophie Neuenkirch: Wieso sagen Sie, dass in dieser Familie eh Beruf oder Karriere das/ das Wichtigste sei? Marta Hames (G2): Weil ich immer nur gehört habe „Man muss was lernen, man muss etwas/“ ich weiß/ ich habe (S.N.: mhm)# Albert Hames (G1): Ja, das ist eine Tatsache! M.H.: [leise] Es war immer das Wichtigste. [laut] Es ist auch heute noch das Wichtigste, (A.H.: Ja) wenn ich mir anschau eh alle Kinder/ sie müssen alle (Pauline Hames (G1): lernen) in die Schule gehen, lernen, dafür sorgen, dass etwas aus ihnen wird. Ich finde, dass das im Grunde genommen das Wichtigste ist. S.N.: Und woher kommt das? Vom Opa? Von Ihrem Vater? [lacht] Eh, ist das so einfach, war das schon immer so? M.H.: Es war wahrscheinlich schon immer so. P.H.: [lacht leise] Dass man arbeiten musste, um etwas zu haben, das war wahrscheinlich immer. S.N.: Ja, das ist ja klar. Das ist ja eigentlich die Basis. Ob das dann wirklich immer so das Thema auch ist? M.H.: Woher das kommt, weiß ich auch nicht. Mh [nuschelt] Es ist aber so.

habe. Ich habe versucht, die Familienmitglieder zu einem intergenerationellen Vergleich anzuregen, was mir jedoch nicht gelang, was auch mit meiner umständlichen Ausdrucksweise zusammenhängen könnte. Nach einer Gesprächspause von mehreren Sekunden fährt Marta fort:

Marta Hames (G2): Et wor ni a Fro kommen, datt mir net mi giffen an d'Schoul goen, datt mir giffen iergend eppes anescht maachen. Dat wier, dat wier dach guer net méiglech gewiescht!

Pauline Hames (G1): Neen. Et wär net méiglech gewierscht, dass de net an d'Schoul, well wat häss de dann da gemaach? (Cécile Hames (G3): Jo) (M.H.: mh) Wat häss de dann da gemaach?

M.H.: Ma ech weess net.

P.H.: Mir hate jo keng Suen (M.H.: Voila), wou mer iech hätte kënnen ënnerhalen, wann der net selwer och eppes léiert, he. (Sophie Neuenkirch: mhm) jo.

M.H.: Et war ëmmer esou, an et ass elo och nach esou.

P.H.: Jo, et ass och elo nach esou.²⁵¹

Die Eltern hätten nie erlaubt, dass ihre Kinder nicht weiterhin zur Schule gehen. Pauline Hames bestätigt dies und führt an, dass dies eine Notwendigkeit gewesen sei, weil sie als Eltern nicht das Geld gehabt hätten, um ihre Kinder länger zu unterhalten. Auf eigenen Füßen stehen zu können, aber mit der bestmöglichen Ausbildung, war alternativlos. Mutter und Tochter wiederholen anschließend die fast primordial verstandene Selbstverständlichkeit von Bildung und Arbeit in der Familie. Interessant ist dabei, dass im gesamten Sample dieser Forschungsarbeit in vielen Einzelgesprächen mit Interviewten der Großelterngeneration, aber auch mit einigen der Elterngeneration, das Fehlen von Geld als

²⁵¹ F5 Familie Hames: 172-177. Marta Hames (G2): Es wäre nie in Frage gekommen, dass wir nicht mehr in die Schule gehen würden, dass wir irgendetwas anderes gemacht hätten. Das wäre, das wäre doch gar nicht möglich gewesen! Pauline Hames (G1): Nein. Das wäre nicht möglich gewesen, dass du nicht in die Schule/ weil, was hättest du denn dann gemacht? (Cécile Hames (G3): Ja) (M.H.: mh) Was hättest du denn dann gemacht? M.H.: Ich weiß nicht. P.H.: Wir hatten ja kein Geld (M.H.: Genau!), um euch unterhalten zu können, wenn ihr nicht selber etwas gelernt hättet, he. (Sophie Neuenkirch: mhm) Ja. M.H.: Es war immer so und es ist jetzt auch noch so. P.H.: Ja, es ist auch jetzt noch so.

Grund angegeben wurde, wieso die Interviewten *nicht* weiter zur Schule gehen durften oder konnten. Daran zeigt sich, dass bei der Familie Hames Bildung als Investition in die Zukunft der Kinder verstanden wird.

Pauline Hames ergänzt, dass diese Einstellung von ihren Kindern nun auch an die Enkel weitergegeben wurde. Noch einmal Marta Hames:

Marta Hames (G2): Da muss ëmmer jidfereen/ da muss ëmmer jidfereen weidermaachen (Pauline Hames (G1): jo). Et kann elo net ee soen, an dat ging ech elo och nach ëmmer mengen, wann elo iergendeen kënnt, a seet „Hei ech eh wëll elo Coiffeuse ginn.“

Cécile Hames (G3): Ech wëll vläicht nach. [Albert Hames (G1) lacht]

M.H.: [ihre Tochter zitierend] „Ech wëll vläicht nach Coiffeuse ginn“.

[alle lachen]²⁵²

Es wäre absolut undenkbar, laut Marta Hames, dass irgendeines der Kinder oder Enkelkinder eine so bildungsferne Ausbildung wie die zur Friseurin machen würde. Für die zukünftige Medizinstudentin Cécile ist diese Vorstellung ebenfalls so absurd, dass sie sich darüber lustig machen kann. Lachend können sich die Familienmitglieder vergewissern, dass in ihrer Familie Bildung/ Ausbildung das Wichtigste war und auch immer sein wird.

Irritierend ist an dieser Passage, dass weder die Großmutter, noch die Mutter zu wissen scheinen, woher diese starke Überzeugung herkommt. Die Gespräche mit den einzelnen Familienmitgliedern und auch das Familiengespräch waren unglaublich zäh und daher meistens auch recht kurz. Dies lag unter anderem daran, dass die Interviewten aller Familiengenerationen angaben, weder etwas Besonderes aus der Familiengeschichte, noch aus dem eigenen Leben erzählen zu können, so dass ich mich schon fragte, wieso sie sich überhaupt zu diesem Gespräch bereiterklärten hatten. Eine Passage aus dem Einzelgespräch mit dem Großvater Albert erklärt die auffällige Unwissenheit über die Familiengeschichte

²⁵² F5 Familie Hames: 184-188. Marta Hames (G2): Da muss immer jeder/ da muss immer jeder weitermachen. (Pauline Hames (G1): ja). Es kann jetzt nicht einer sagen, und das würde ich heute noch immer denken, wenn jetzt einer daherkommt und sagt: „Ich eh ich will jetzt Friseur werden“. Cécile Hames (G3): Ich will vielleicht noch. [Albert Hames (G1) lacht] M.H.: [ihre Tochter zitierend] „Ich will vielleicht noch Friseur werden“. [alle lachen]

von Marta und Cécile. Ich hatte ihn gefragt, welche Geschichten denn von Früher so erzählt würden. Als er darauf nicht so recht zu antworten wusste, fragte ich ihn, ob die Vergangenheit vielleicht in den Familiengesprächen keine Rolle spielen würde. Darauf antwortete er: „*Am Fong geholl net. .. Am Fong geholl net. Da kënnt een sech vir, wéi wann een de Kanner wëllt soen elo „wat hutt Dir et gutt. (S.N.: mhm). Eh, wat hu mir fréier missen/“ (S.N.: mhm).*“²⁵³ Er wollte nicht, dass seine Kinder mit dem Gefühl aufwachsen müssten, dass sie ihrem Vater etwas schulden, nur weil er schlechtere Startbedingungen im Leben hatte. Er hat ihnen aber das ermöglicht, was ihm selber verwehrt wurde und er sich hart erarbeiten musste.

Albert Hames (G1): [...] mäi Papp, dat war e Schmatt an et war en Doléiner oder en Abkömmleng vun Doléiner (Sophie Neuenkirch: mhm), deen huet net drop gehalten, datt ech soll Ingénieur ginn. (S.N.: mhm) An eh ech soen, dat mécht alles aus. (S.N.: mhm) D'Kanner, déi/ wann ech elo gesinn, als/ wéi, wéi, wéi di Kanner vun eisem Marta, dat ass selbstverständlech, datten déi/ dat läit elo scho fest, datten déi iergentwou op eng Universitéit ginn. (S.N.: mhm) Dat war bei mir net dran.

S.N.: Hutt Dir dann doriwwer nogeduech/ war dat fir Iech iwwerhaupt eng#

A.H.: Selbstverständlech, also (S.N.: mhm) war dat eng Dénge, soss hätte meng veier Kanner net allegueren/ wieren et keng Akademiker ginn. (S.N.: mhm) Also dat, *manifestement*. (S.N.: mhm). Do giff ech soen . dat ass eppes, wat ech vermësst hunn.²⁵⁴

Albert erzählte in seinem Einzelgespräch, dass ihm ziemlich schnell nach Ende des Krieges bewusst geworden war, wie eingeschränkt sein Möglichkeitsraum war. Während der

²⁵³ F5 G1 Hames: 36. Albert Hames (G1): Im Grunde genommen nicht .. Im Grunde genommen nicht. Da kommt man sich vor, wie wenn man den Kindern sagen wollte „Was habt ihr es gut. (S.N.: mhm) Eh, was mussten wir früher/“ (S.N.: mhm).

²⁵⁴ F5 G1 Hames: 80-82. Albert Hames (G1): [...] mein Vater, der war Schmied und er war ein Tagelöhner oder ein Abkömmling von Tagelöhnern. (Sophie Neuenkirch: mhm) Der hat keinen Wert darauf gelegt, dass ich Ingenieur werde. (S.N.: mhm) Und ich sage, das macht alles aus. (S.N.: mhm) Die Kinder, die/ wenn ich jetzt sehe, als/ wie, wie, wie die Kinder von unserer Marta, das ist selbstverständlich, dass die/ das liegt jetzt schon fest, dass die irgendwo auf eine Universität gehen. (S.N.: mhm) Das war bei mir nicht drin. S.N.: Haben Sie denn darüber nachgedacht/ war das für Sie überhaupt eine# A.H.: Selbstverständlich, also (S.N.: mhm) war das ein Ding, sonst hätten meine vier Kinder nicht alle/ wären es keine Akademiker geworden. (S.N.: mhm) Also das, *manifestement*. (S.N.: mhm). Da würde ich sagen . das ist etwas, was ich vermisst habe.

deutschen Besatzung hatten seine Eltern nicht erlaubt, dass er Mitglied in der Hitlerjugend wurde, was seiner Meinung nach verhindert hat, dass er auf eine weiterführende Schule gehen durfte. Nach der Befreiung Luxemburgs wurde der Schulunterricht wie vor dem Krieg auch auf Französisch weitergeführt. Während der Kriegsjahre war der Unterricht jedoch ausschließlich auf Deutsch abgehalten worden, so dass Albert wie viele der Interviewten seiner Generation, Schwierigkeiten hatte, dem französischsprachigen Unterricht zu folgen. Anschließend machte Albert genau wie sein Vater vor ihm eine Ausbildung zum Schmied, darüber gab es in der Familie wohl keinerlei Diskussionen. Beim Stahlkonzern ARBED arbeitete er sich hoch und bildete sich fortlaufend weiter. Er sagt selber, dass das Gefühl, nicht die nötige Unterstützung seines Vaters bekommen zu haben, ihn angetrieben hätte, allen seinen vier Kindern eine akademische Ausbildung zu ermöglichen, was ihm schließlich auch gelang.

Die Familie Hames ist in meinem Sample die Familie mit der stärksten sozialen Mobilität. Der Anstoß kommt vom Großvater, der sich auf seine persönliche Erfahrung beruft, dies aber nicht verbalisiert. Die Überzeugungen, die er daraus für die Zukunft zieht, werden von seinen Kindern und von seiner Enkelin unhinterfragt übernommen und umgesetzt, was dadurch erleichtert wird, dass Alberts Beharren auf Bildung mit gesellschaftlichen Erwartungen an einen modernen Lebenslauf übereinstimmt .

5.3 Familie Bach: „Ech huele mer dat Recht“²⁵⁵

Während bei der Familie Hames der familiär und gesellschaftlich erwartete Bildungsweg alternativlos zu sein scheint, sind die Aussagen und Erzählungen der von mir interviewten Mitglieder der Familie Bach durch das Brechen mit genau solchen Erwartungen geprägt. Es handelt sich bei den Interviewten um die 1937 geborene und auf einem großen Bauernhof östlich der Stadt Luxemburg aufgewachsenen Großmutter Marianne, ihre Tochter Carole (*1961) und der Enkel Nicolas (*1991). Marianne (G1) blieb – sehr zum Verdruss ihrer Eltern – das einzige Kind und wurde somit zur Hoferbin. Ihr Mann, der in ihre Familie einheiratete, stammte ebenfalls aus dem Bauernmilieu. Er führte gemeinsam mit seinem Schwiegervater den Hof, bis Marianne und er sich 1968 dazu entschlossen, ein anderes Leben führen zu wollen. Da ihr Mann Abitur hatte, fand er eine gute Anstellung und sie konnten den Hof verlassen. Ihre älteste Tochter Carole wurde nach dem Studium Sportlehrerin an einer Schule. Von ihrem Mann ließ sie sich nach einer schweren Krankheit, die sie als Wendepunkt in ihrem Leben bezeichnet, scheiden. Sie arbeitet seitdem weniger und konzentriert sich auf ihre nebenberuflichen Projekte als Lebensberaterin und Tanzlehrerin. Ihr Sohn Nicolas brach die Schule ab, hat jedoch recht konkrete berufliche Zukunftsvorstellungen (vgl. Kap. 3.4.2), die er zum Zeitpunkt des Interviews dabei war umzusetzen.

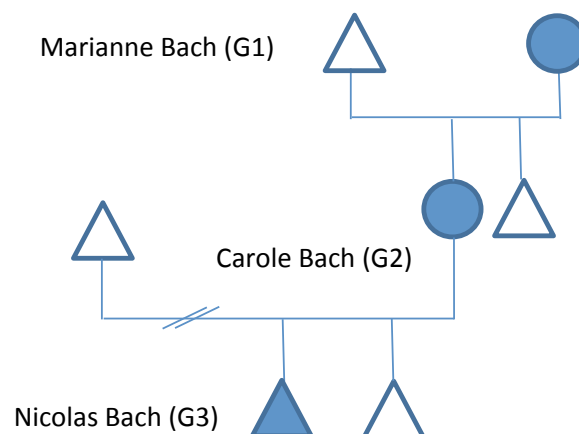


Abb. 16: Diagramm der Familie Bach

²⁵⁵ F7 G3 Bach: 38. *Ich nehme mir das Recht*

Sowohl Carole als auch ihr Sohn Nicolas (G3) haben Mariannes sehr kritische Sicht auf die Zeit ihrer Jugend verinnerlicht. Dennoch möchte ich die Schilderungen der Familienmitglieder mit der Tochter Carole (G2) beginnen, da diese maßgeblich für die Deutung der Familiengeschichte und damit der familienspezifischen Bewertung individueller Gestaltungs- und Entfaltungsmöglichkeiten verantwortlich ist.

Zu Caroles Sicht auf individuelle Entfaltungsmöglichkeiten ein Beispiel. Ich hatte kurz zuvor im Familiengespräch die Redewendung „Unsere Kinder sollen es einmal besser haben als wir“ zur Diskussion gestellt. Dies ist Caroles Reaktion:

Carole Bach (G2): [...] Ech ka mech mat deem Sproch net identifizieren (Sophie Neuenkirch: Mhm).
Net méi, well ech äh setze mech an Tëschenzäit vir a wann et mir gutt geet an, an ech kommen zur
Erfüllung, jo da geet et mengem Kand herno grad esou gutt wi et mir geet, well ech hunn et virgelieft.
(S.N.: Mhm) A da brauch et him net besser ze goen, well wann et dem Kand soll besser goen,
(Marianne Bach (G1): Mhm. Da's gutt dat do) (Nicolas Bach (G3): Mhm) da sëtzen ech dat viraus jo. An
da sëtzen ech mech an den Hannergrond (S.N.: Mhm) an da's eng Mëssuerchtung vu mir selwer. (S.N.:
Mhm)

M. B.: Dat do ass schon vill méi wäit gaangen wéi ech nach gaangen sinn hä. (S.N.: Mhm)²⁵⁶

In Caroles Antwort werden die Werte sichtbar, die ihr wichtig sind: Selbstachtung, Selbstverwirklichung und Eigenliebe. In ihrem Einzelgespräch spricht sie davon, wie sie lernen musste, sich von der von ihr verinnerlichten altruistischen Frauenrolle zu distanzieren. Sie wollte immer gefallen, den Erwartungen ihres Mannes und der Gesellschaft an sie als Frau entsprechen. Sie habe sich von diesem, wie sie meint, in ihrer Familie über Generationen tradierten Frauenbild befreit und setze seit ihrer Krankheit ihre eigenen Bedürfnisse in den Vordergrund.

²⁵⁶ F7 Familie Bach: 106-109. Carole Bach (G2): [...] Ich kann mich mit dem Spruch nicht identifizieren. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Nicht mehr, weil ich eh setze mich in der Zwischenzeit voran und wenn es mir gut geht und, und ich komme zur Erfüllung, ja dann geht es meinem Kind später grad so gut wie es mir geht, weil ich es ja vorgelebt habe. (S.N.: Mhm) Und da braucht es ihm nicht besser zu gehen, denn, wenn es dem Kind besser gehen soll, (Marianne Bach (G1): Mhm. Das da ist gut.) (Nicolas Bach (G3): Mhm) dann stelle ich es ja voran. Und dann stelle ich mich in den Hintergrund (S.N.: Mhm) und das ist eine Missachtung meiner selbst. (S.N.: Mhm) M. B.: Das ist schon viel weiter als ich gegangen bin, ne. (S.N.: Mhm)

An Mariannes Kommentar zu Caroles Ausführungen wird deutlich, dass Carole nicht die erste in dieser Familie ist, die mit Erwartungen gebrochen hat. Marianne hatte im Einzelgespräch sehr detailliert geschildert, wie eng ihre Möglichkeitsräume während ihrer Jugend waren. Ihr Leben schildert sie als geprägt durch die unhinterfragte Autorität der Eltern und der Nonnen ihrer Schule. Mariannes Zukunft stand aus Sicht ihrer Eltern aufgrund der Tatsache, dass sie das einzige Kind und damit die Hoferbin war fest.

Marianne Bach (G1): An ech, ech wuar ëmmer eng gutt Schülerin. Ech hat deen och, ech hätt kënne maache, wat ech wollt hätt, hä. (Sophie Neuenkirch: Mhm.) Mä du ass gesot ginn äh: „Bléif äh/ jo du bass/ du gëss Bauer du bleifs elo . du bleifs elo heiheim“, hä.²⁵⁷

Als zukünftige Hoferbin wurde aus Sicht ihrer Eltern eine höhere Schulausbildung überflüssig. Doch es sollte schließlich anders kommen:

Marianne Bach: D'Grousselteren an, an och d'Elteren hätte gär gehat, souwisou ech soll de Bauerebetrib iwwerhuelen. An äh mir hunn en och iwwerholl. Mir waren och am Ufank Bauer also éieren äh mir awer .. [...] An äh . jo mir hunn dunn ob ee mol en/ äh äis entschloss/ äh d'Carole wuar schon op der Welt, fir ähm fir de Betrib/ mir hu gesot: „Mir, mir, mir bleiwen net hei. Dat ass ze vill schwéier“. Déi Zäit huet ee jo och nach an enger, an enger Famill gelieft hä. (Sophie Neuenkirch: Mhm) Also an äh . „Mir kënnen, mir kënnen net, net esou/ dat ass, dat ass einfach . äh schwéier“. Dunn ähm du ass de Betrib verpacht ginn an äh .. jo den Gust hat/ Gott sei Dank hat deen d'Première, sou dass (S.N.: Mhm.) en awer ähm e Beruff kritt am, am *** dunn also (S.N.: Mhm.) [...] di lwwegangszäit war schwéier. (S.N.: Mhm) Weess de, all Mënsch huet gesot: „Dee schéinen Haff, sinn déi/ äh wat ass mat äh, äh, (S.N.: Mhm) wou kënnen déi net op deem schéinen Haff bleiw“/ also Bauer äh dat wuar jo dat Héchstes [...] also dat war och eng/ äh jo dat, dat war eng Zäit, wou et . do hues de missen selbstständeg ginn an net hunn/ du hues net däerften ... do hues de näischt aus deem däerften ze man waten d'Leit gesot hunn.²⁵⁸

²⁵⁷ F7 G1 Bach: 52. Marianne Bach: Und ich, ich war immer eine gute Schülerin. Ich hatte den auch, ich hätte machen können, was ich gewollt hätte, ne. (Sophie Neuenkirch: mhm) Aber da wurde gesagt ehm: „Bleib ehm/ ja du bist/ du wirst Bäuerin, du bleibst jetzt . du bleibst jetzt zuhause“, ne.

²⁵⁸ F7 G1 Bach: 37-38, 40. Marianne Bach: Die Grosseltern und, und auch die Eltern hätten gerne gehabt sowieso, dass ich den Betrieb übernehme und ehm, wir haben ihn dann auch übernommen, wir waren zu Beginn Bauern also bevor ehm wir aber .. [...] Und ehm . ja wir haben dann auf einmal einen ehm uns entschieden ehm die Carole war da schon auf der Welt, den Betrieb ehm/ wir haben gesagt: „Wir, wir, wir bleiben nicht hier. Das ist viel zu schwierig“. Damals hat man ja auch noch in einer, in einer Familie gelebt, ne (Sophie

Marianne und ihr Mann Gust schlugen das materielle und soziale Erbe ihrer Eltern aus und einen anderen Lebensweg ein. Die Diskrepanz zwischen den familialen Erwartungen und ihren individuellen Wünschen wurde zu groß. Dieser Schritt wurde erleichtert, eventuell sogar erst möglich, da Gust Abitur hatte und so relativ leicht eine gute Anstellung fand. Am Schluss des hier gezeigten Interaktes analysiert Marianne diesen Schritt retrospektiv als einen Schritt ins Erwachsenenleben: sie mussten lernen selbstständig zu werden, sich von den Erwartungen der Eltern und der Meinung Dritter frei zu machen. Die Sprache, die ihr ermöglichte ihre damalige Entscheidung retrospektiv umzudeuten und heute als „Befreiung“ von familiären Erwartungen zu bezeichnen, übernahm sie von ihrer Tochter Carole.

Marianne Bach: [...] Ech wollt ni Drock op d'Kanner (Sophie Neuenkirch: Mhm) ausüben, also soen: „Du muss dat elo maachen!“ (S.N.: Mhm) hä also oder dassen d'Kanner e schlecht Gewässen hunn. (S.N.: Mhm) Ech hat bis, bis an di drësseg Joer e schlecht/ [...] mat drësseg Joer hunn ech mäin schlecht Gewässen eréischt ofgebaut, (S.N.: Mhm) dass ech . äis Familjen wéi d'Carole gesot huet an de Vierdergrond gestallt hunn, dass mir gesot hunn, ma äis muss et mol/ t'ass egal wéieen Beruff a wat mer maachen t'muss, t'muss äis – ech hunn net mech gesot, mä ech hunn äis gesot – an den Vierdergrond gestallt hunn... (S.N.: Mhm. Jo) Mhm. Dass am Fong dat nämlecht (Carole Bach: Mhm) wat äh wat's du bësse sees [...] An et wuar gutt, dass ech et gemat hunn, well mir sinn prima mat Boma a Bopa gefuer wi mer net méi ëmmer zesummen wuaren. A si waren glécklech. Hunn/ d'Kanner hunn ech ëm/ waren ëmmer an der Vakanz also/ (C.B.: Mhm) et huet sech alles/ et wuar gutt. (S.N.: Mhm.) (C.B.: Dir hutt iech da befreit gehat. Och) Jo. Jo jo. Vun deem wat vun engem erwuart ginn ass (C.B.: Mjo, da/ jo) vun deem vun deem alen System loosse mer soen hä bësse befreit.²⁵⁹

Neuenkirch: Mhm.) Also, und ehm . „Wir können, wir können nicht, nicht, nicht so/ das ist, das ist einfach . ehm schwierig“. Dann ehm wurde der Betrieb verpachtet und ehm .. ja der Gust hatte/ Gott sei Dank hatte der Abitur, sodass (S.N.: Mhm) er aber ehm eine Anstellung bekommen hat bei, bei *** dann also (S.N.: Mhm.) [...] Die Übergangszeit war schwer (S.N.: Mhm). Weißt du, alle haben gesagt: „Der schöne Hof, sind die/ eh was ist mit eh, eh (S.N.: Mhm.) wie können die nicht auf dem schönen Hof bleib“/ also Bauer sein eh, das war ja das Höchste! [...] Also, das war auch eine eh ja, das war eine Zeit, in der . da musste man selbständig werden und durfte nicht/ man durfte nicht ... man durfte sich nichts aus dem machen, was die Leute gesagt haben.

²⁵⁹ F7 Familie Bach: 120. Marianne Bach: [...] Ich wollte nie auf die Kinder Druck (Sophie Neuenkirch: Mhm) ausüben, also sagen: „Du musst das jetzt machen!“ (S.N.: Mhm) ne, also oder den Kindern ein schlechtes Gewissen machen. (S.N.: Mhm) Ich hatte bis, bis ich fast dreissig Jahre alt war ein schlechtes/ [...] mit dreissig Jahren habe ich mein schlechtes Gewissen erst abgelegt (S.N.: Mhm), ich . unsere Familie wie Carole gesagt hat in den Vordergrund gestellt, mir gesagt, aber uns muss es mal/ es ist egal welchen Beruf und was

Marianne wollte, dass ihre Kinder frei von Erwartungsdruck aufwachsen. An anderer Stelle des Interviews bezweifelt sie zwar, dass man seine Kinder überhaupt vor schlechten Erfahrungen im Leben bewahren könne, aber vor denen, die man selber habe durchmachen müssen schon. Mit dem Schritt, sich von den elterlichen und gesellschaftlichen Erwartungen zu „befreien“, habe sie ihr eigenes Glück und damit, Caroles Logik folgend, auch das ihrer Kinder gesichert. Marianne betont, dass es ihr damals weniger um sich selber (wie bei Carole), als vielmehr um ihre Familie gegangen wäre, was sich durch eine generationell unterschiedliche Sozialisierung erklären lässt. Mutter und Tochter brechen beide mit Erwartungen, die ihre Jugend bestimmten: bei Marianne die Erwartungen ihrer Eltern und des bäuerlichen Milieus, einen seit Generationen in einer Familie befindlichen Hof weiterzuführen;²⁶⁰ bei Carole die familiären, aber aus ihrer Sicht wohl auch gesellschaftlichen Erwartungen, die individuellen Bedürfnisse den Wünschen der Kinder und des Partners unterzuordnen.

Marianne hatte als erste den Mut, alternative Möglichkeitsräume und damit eine andere als für sie vorgesehene Zukunft gegen äußeren und inneren Widerstand nicht nur zu sehen, sondern auch zu nutzen. Dieses Wahrnehmen von Möglichkeiten dient Carole als Vorbild bei ihrem eigenen vergleichsweise kleineren Schritt, da gesellschaftlich deutlich akzeptierter, ihren Mann zu verlassen und ihre berufliche Prioritäten zu ändern. Beide Frauen eröffneten sich damit neue und offene Zukunftshorizonte. Caroles Sicht auf diese Entscheidungen, die Höherbewertung individueller Wünsche vor familiären und gesellschaftlichen Erwartungen, dienen Marianne als Deutungsrahmen, um retrospektiv ihre Handlungen zu legitimieren. Mariannes Entscheidung wurde in einem gemeinsamen kommunikativen Prozess zwischen

wir machen, es muss, es muss uns – ich habe nicht mir gesagt, aber ich habe uns gesagt - in den Vordergrund gestellt... (S.N.: Mhm. Ja) Mhm. Das ist im Grunde genommen das gleiche (Carole Bach: Mhm) was eh was du ein bisschen sagst [...] Und es war richtig, dass ich es gemacht habe, weil wir sind prima mit Oma und Opa ausgekommen, als wir nicht mehr zusammen waren. Und sie waren glücklich, hatten/ die Kinder habe ich ehm/ waren immer im Urlaub also (C.B.: Mhm) es hat sich alles/ es war gut. (S.N.: Mhm.) (C.B.: Ihr habt euch da befreit. Auch) Ja. Ja ja. Von dem, was von einem erwartet worden ist, (C.B.: Ja, da/ ja) von dem, von dem alten System sagen wir mal, ne, ein bisschen befreit.

²⁶⁰ Vgl. zur Bedeutung der Weitergabe des familiären Erbes im bäuerlichen Milieu Elisabeth Boesen, *The Family as a Social Frame of Memory. The Example of Luxembourgish Farmer Families*, in: Elisabeth Boesen et al. (Hg.), *Peripheral Memories. Public and Private Forms of Experiencing and Narrating the Past*, Bielefeld 2012, S. 95-120.

Tochter und Mutter entsprechend gegenwärtiger Individualisierungslogiken transformiert und für beide Frauen anschlussfähig gemacht.

Diese Verbindung lässt sich nicht so direkt in den Interviews mit dem Enkel Nicolas wiederfinden. Dies mag daran liegen, dass Nicolas ausschließlich von männlichen Familienmitgliedern (z.B. seinem Großvater und seinem Vater) oder von männlichen Freunden und Bekannten der Familie, an denen er sich beruflich orientiert, erzählt.²⁶¹ Dennoch beschäftigt ihn das Thema der Entscheidungsfreiheiten sehr. Er erzählt die Geschichte seines Großvaters, Mariannes Ehemann, der als junger Bauer den Wunsch hatte, nach Kanada auszuwandern, um moderne Landwirtschaft betreiben zu können. Aufgrund familiären Widerstands wurde aus diesem Plan nichts. Das damalige Motiv der Familie, den als Arbeitskraft gebrauchten Sohn nicht verlieren zu wollen, kann Nicolas in den historischen Kontext setzen und aus der damaligen Perspektive nachvollziehen. Damals galten ihm zufolge noch Werte, die auf einen Gemeinschaftssinn abzielten und eben nicht auf individuelle Entfaltungsmöglichkeiten. Aber auch von seinem Vater weiß er zu erzählen, welche Rolle die Eltern beim Entscheidungsprozess ihrer Kinder zu deren zukünftigem Lebensweg spielten:

Nicolas Bach: [...] hunn ech och héieren, wann, wa mäi Papp dovunner schwätzt wi dat no senger Schoul war. Dat war, dat war, war d'Première fäerdeg maachen an da su schnell wi méiglech e Beruff kréien a wann een nëmmen den Uschäin gemat huet, dass een net wousst wat een sollt maachen dann hunn d'Elteren een och an iergendeng Hi/ äh Richtung awer bëssen do gedréckt an gesot: „Ech gesinn dech awer gären do an da gees de och esou.“ (Sophie Neuenkirch: Mhm)²⁶²

Der Lebensweg von Jugendlichen war zwar zur Zeit seines Vaters nicht so festgelegt wie noch früher im landwirtschaftlichen Milieu seines Großvaters; dennoch wurde, laut Nicolas, Unentschlossenheit seitens des Jugendlichen nicht gerne gesehen. Die Eltern hätten in solch

²⁶¹ Vgl. zur Bedeutung von Gender bei der Orientierung an bestimmten Personen meinen Beitrag, *„Generation“ und „Geschlecht“ als Orientierungsangebote in Luxemburger Familienerzählungen*, S. 222-236.

²⁶² F7 G3 Bach: 38. Nicolas Bach: [...] habe ich auch gehört, wenn, wenn mein Vater davon erzählt wie das nach seiner Schulzeit war. Das war, das war, war Abi machen und dann so schnell wie möglich einen Beruf finden und wenn man nur den Anschein gemacht hat, dass man nicht wusste, was man machen sollte, dann haben die Eltern einen auch in irgendeine Hi/ eh Richtung aber ein bisschen gedrückt und gesagt: „Ich kann mir das sehr gut für dich vorstellen und dann machst du das auch so.“ (Sophie Neuenkirch: Mhm)

einer Situation ihre Kinder in eine bestimmte, von ihnen gewünschte Richtung gedrängt. Heutzutage hätten Eltern nicht mehr dasselbe Mitspracherecht. Nicolas zumindest habe alleine über seine Zukunft entschieden:

Nicolas Bach [...] ech huele mer dat Recht fir ze soen ech hale lo op mat Schoul wu op op enger aner Plaz vun der Welt jo sou vill Leit setzen, di géifen alles man fir dass en se kënnen sech an eng Schoulbänk (Sophie Neuenkirch: Jo) setze goen. An dat ass äh ee Luxus äh, wu een oppassen awer och muss wat een domat mécht.²⁶³

Nicolas hat sich – ganz dem Duktus seiner Mutter folgend – „das Recht genommen“ die Schule abzubrechen. Und er ist sich auch der Tragweite dieser Entscheidung bewusst. Denn er nimmt sich das Recht, einen Möglichkeitsraum ungenutzt zu lassen, zu dem viele Jugendliche noch nicht einmal Zugang haben. Aber der Möglichkeitsraum ‚Schule‘ bietet ihm nicht das, was er sich wünscht, was er für sinnvoll hält, um sein berufliches Ziel, eine Diskothek zu eröffnen, zu erreichen (vgl. Kap. 3.4.2). Er bricht damit nicht nur mit den familiären Erwartungen einer soliden Schulausbildung als Grundlage guter Zukunftsperspektiven, sondern auch mit der gesellschaftlichen Norm eines institutionalisierten Lebenslaufs. Die Lebensgeschichten seiner Großeltern, aber auch seiner Mutter bilden für diese Entscheidung den passenden Deutungsrahmen.

²⁶³ Fortsetzung: [...] Ich nehme mir das Recht zu sagen, ich höre jetzt mit der Schule auf, während an, an einem anderen Ort auf der Welt ja so viele Leute sitzen, die würden alles machen, um die Schulbank drücken zu können (Sophie Neuenkirch: Ja) Und das ist eh ein Luxus eh, bei dem man aufpassen muss aber auch, was man daraus macht.

5.4 Familie Daniel: „Sécher ass et elo de Moment net méi“²⁶⁴

Auch bei der Familie Daniel spielt das Wissen um die Vergangenheit eine große Rolle. Anders als bei der Familie Bach handelt es sich dabei jedoch nicht um konkrete Handlungen der Familienmitglieder, sondern um Wissen über den historischen Kontext, das den Deutungsrahmen für die Bewertung gegenwärtiger Entwicklungen vorgibt.

Die Familie Daniel besteht aus dem Großvater Jemp Daniel, der 1936 im Norden Luxemburgs geboren wurde. Sein Großvater hatte in den Industriegebieten Belgiens und Luxemburgs gearbeitet, bis er nach seiner Heirat im Norden Luxemburgs mit seiner Frau einen Bauernhof übernahm. Jemps Vater hatte sieben Geschwister. Obwohl er gut in der Schule gewesen sei, hätten es sich Jemps Großeltern nicht leisten können, ihn länger zur Schule zu schicken. So verdingte sich sein Vater als Knecht auf einem Hof in der Gegend von Lüttich, wo er seine zukünftige Frau kennenlernte, die in derselben Gegend in einem herrschaftlichen Haus „in Dienst“ war. Sein Vater arbeitete später in der Stadt Luxemburg als Straßenarbeiter, bis er schließlich über seine Schwester eine Anstellung bei einem Medikamentenhersteller als Lagerverwalter bekam. Aufgrund fehlender Arbeitsschutzmaßnahmen verstarb sein Vater bereits mit 54 Jahren an den Folgen seiner Arbeit mit verschiedenen Chemikalien.

Jemp selber wuchs in der Stadt Luxemburg auf. Da er, wie er selber sagt, „faul“ gewesen sei, habe er kein Abitur gemacht. Nach seiner Ausbildung zum Buchhalter bekam er nach verschiedenen anderen Anstellungen schließlich eine Stelle bei einer Bank, bei der er bis zu seiner Pensionierung blieb. Seine erste Frau verstarb, als ihre vier Kinder noch recht jung waren. Seine Tochter Mannette, die 1961 in Luxemburg-Stadt auf die Welt kam, erinnert sich noch gut, wie sich danach, sie war gerade mal 12 Jahre alt, das Familienleben drastisch änderte. Sie fühlte sich vom Vater, der sich in seiner Arbeit vergrub, im Stich gelassen und von der im Haus lebenden Großmutter unverstanden. So ‚flüchtete‘ sie sich mit 18 Jahren in die Familie ihres späteren Mannes. Sie machte eine Ausbildung und arbeitete als Zahnarzthelferin bis sie ihre älteste Tochter, Nadine 1983 zur Welt brachte. Erst vor wenigen Jahren begann sie wieder in verschiedenen Branchen zu arbeiten. Nadine hat nach dem Abitur an einer deutschen Universität Musiktherapie studiert, womit sie sich einen Jugendwunsch erfüllte, ihr Hobby mit einem Beruf zu verbinden. Sie war sich bewusst, dass

²⁶⁴ F4 Familie Daniel: 368. [Sicher ist es jetzt im Moment nicht mehr.](#)

das Studium in Luxemburg nicht anerkannt werden würde, dennoch schildert sie es als frustrierend und demütigend, erneut in Luxemburg zur Uni gehen zu müssen, um einen Abschluss als Pädagogin zu machen, mit dem sie inzwischen in einer Sonderschule eine Anstellung als Erzieherin gefunden hat. Zum Zeitpunkt des Interviews lebte sie mit ihrem Freund, der noch studierte, und ihrem einjährigen Sohn bei ihren Eltern.

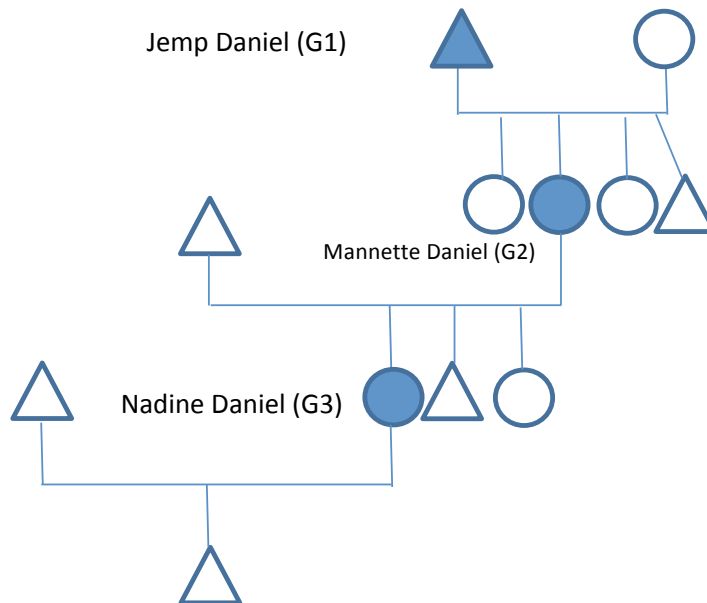


Abb. 17: Diagramm der Familie Daniel

Bei der Analyse der relevanten Interviewpassagen fällt auf, dass die Familie im gemeinsamen Gespräch den sozialen Wandel als Abstieg bewertet und die weitere Entwicklung mit Sorge betrachtet. So sind sie auch der Meinung, dass der aktuelle Lebensstandard nicht mehr gesteigert werden könne und dies auch nicht erwartet werden solle. Der Erhalt des Status-quo wird dagegen erhofft. Im Familiengespräch sind sie sich alle darin einig, dass Zufriedenheit im Sinne von ‚Zufriedenheit mit dem, was man hat‘ das Wichtigste im Leben sei (vgl. dazu Kap. 4.2). Generationsübergreifend wird das Deutungsmuster genannt, demzufolge in der Vergangenheit weniger Berufsqualifikationen nötig waren, um eine Anstellung zu finden und es heutzutage schwieriger geworden sei, einen festen Arbeitsplatz zu bekommen.

Der Großvater Jemp schwärmt im Familiengespräch von den Möglichkeiten und Errungenschaften des Luxemburger Finanzplatzes in den 1970er und 80er Jahren und bedauert den Wandel in der Arbeitswelt seither.

Sophie Neuenkirch: Gifft Dir dann soen, datt eh Dir eng vill besser Zukunftsperspektiv hat, wi dir am Alter vum Nadine zum Beispill elo wart, wi di/ di jonk Generatioun haut, wann dat esou eng Situatioun elo ass?

Jemp Daniel (G1): Ech géing/ oh wann der mech do frot, wéi et de Moment ausgesäit, géing ech soen: „Jo“. Also mir waren an enger Period geroden (Manette Daniel (G2): Opbau) (Nadine Daniel (G3): Opbau, mhm) ech si jo/ Ech si jo 41 Joer, war ech bal op der/ [leise zu sich selbst] oder hat ech der 9 [brummelt unv.] . Also mir haten .. déi Zukunft, ne. (S.N.: mhm) Et huet och kee geschwat dervun. Du, du bass schaffe gaang, du waars vill méi e fräie Mënsch. Du bass net schaffe gaang: „Soll ech haut entlooss ginn, oder hunn ech Aarbecht“ eh jo . „A wien hunn ech elo als Patron?“, „A wien hält mech mar op [unv.] d'Haut?“ oder esou. (S.N.: mhm).²⁶⁵

Der Beginn seiner beruflichen Laufbahn lag in der von seiner Tochter und Enkelin als Aufbauphase bezeichneten Zeit. Und damals musste man, Jemp zufolge, im Gegensatz zu heute, keine Angst vor Arbeitslosigkeit oder vor ständig wechselnden Firmenleitungen haben. Er hatte damals noch „diese Zukunft“. Seinen Kindern sei es auch noch gut ergangen, aber um seine Enkel und den ersten Urenkel mache er sich Sorgen. Am meisten beunruhigt ihn, dass es keine einfachen Entscheidungen mehr gebe. Es gebe kein Studium mehr, das eine berufliche Sicherheit verspricht. Diese Sorge teilt auch seine Tochter Manette. Sie beschreibt die aktuelle Lage auf dem Luxemburger Arbeitsmarkt als sehr unsicher. Daneben hören sich Jemps schwärmerisch vorgetragenen Erinnerungen an die Hochphase des Luxemburger Bankensektors an wie aus einer anderen Welt:

²⁶⁵ F4 Familie Daniel: 305-306. Sophie Neuenkirch: Würden Sie sagen, dass, ehm, Sie eine viel bessere Zukunftsperspektive hatten, als Sie im Alter von Nadine zum Beispiel waren, die/ die junge Generation heute, wenn das jetzt so eine Situation ist? Jemp Daniel: Ich würde / oh, wenn Sie mich so fragen, wie es im Moment aussieht, würde ich sagen . „Ja“. Also wir sind in eine Periode geraten (Manette Daniel: Aufbau) (Nadine Daniel: Aufbau, mhm). Ich bin ja / ich bin ja 41 Jahre, war ich fast / [leise zu sich selbst] oder waren es 9 / [brummelt unv.] . also wir hatten .. diese Zukunft. (S.N.: mhm). Es hat auch niemand davon gesprochen. Du, du bist einfach arbeiten gegangen, du warst ein viel freierer Mensch. Du bist nicht arbeiten gegangen „Werde ich heute entlassen?“ oder „Hab ich Arbeit?“ ehm, ja . „Und wer ist jetzt mein Vorgesetzter?“ . „Und wo finde ich morgen Arbeit?“ oder so. (S.N.: mhm)

Jemp Daniel: [...] Déi Zäit ass d'Geld nëmmen esou era geflattert vun iwwerall. (Manette Daniel: mhm) [Sophie Neuenkirch lacht leise]. Et war Verschwendung vu Gehälter. (S.N.: mhm) Verschwendung! Ech hunn nach ni esou vill Geld gesi wi an de '70ger, '80ger Joren! [S.N. lacht leise] Jo, se woussten net wat se mam Geld sollte maan (Nadine Daniel: Se hätten et sollen [unv.] ophiewen, ha). Ma, dat war dem/ an dat war dann natierlech dem Lëtzebuergesche Staat zegutt komm (S.N.: mhm). Well mir wäeren *Tiers-Monde*, wann de Banke-System net komm wär, dann häss de eis kënnen eh *Tiers-Monde* klasséieren. (S.N.: mhm). Dat ass jo sécher ower, he, deen Train. (S.N.: mhm) Wi d'ARBED du op eng Kéier, fir nëmme just/ wi d'ARBED op eng Kéier eh, eh, wi et do schlecht gaang ass, dat war jo di Quell vu Lëtzebuerg eigentlech. Well mir hate soss näischt dergéint ze setzen, (M.D.: mhm) well am Mëttelstand, do hu mer net esou vill, a Landwirtschaft jo dat ass Mëtt/ dat bréngt ower net déi Kéip/ Massen, déi s de muss hu, fir (S.N.: mhm) esou e Staat ze kreéieren. (S.N.: mhm) (M.D.: mh). Jo du ass d'ARBED ewech gefall, (N.D.: jo) *heureusement* du koumen (N.D.: Herno nach d'Banken, an dann/) Enn '60ger Joren ass dat ugaangen, *heureusement*, datt den eh Werner, dat war e fréieren Staatsminister, deen dat Dénge do hat, well soss wäer mir ower e schappegt Ländchen. Dann hätt awer kee vu Lëtzebuerg geschwat. (S.N.: mhm). Also du has keng Alternative wat/ wat hätte mer dann, mer hunn haut nach näischt dergéint ze setzen. (S.N.: mhm) An et geet de Bierg of. (S.N.: mhm) (M.D.: mhm) Kuck, wéivill Banken hu schonn zou gemaach!

M.D.: Vill!²⁶⁶

²⁶⁶ F4 Familie Daniel: 326-327. [...] In der Zeit ist das Geld nur so reingeflattert, von überall her (Manette Daniel: mhm) [Sophie Neuenkirch lacht leise]. Es war eine Verschwendung von Gehältern! (S.N.: mhm) Verschwendung! Ich habe noch nie so viel Geld gesehen wie in den '70er, '80er Jahren. [S.N. lacht leise] Ja, sie wussten nicht, was sie mit dem Geld machen sollten. (Nadine Daniel: Sie hätten es aufheben sollen [unv.]) Und das ist dem, und das ist dem Luxemburger Staat zugutegekommen (S.N.: mhm). Weil, wir wären *Dritte Welt*, wenn das Bankensystem nicht gekommen wäre, dann hätte man uns eh, Dritte Welt klassieren können (S.N.: mhm). Das ist aber sicher, aber, ne, der Zug. (S.N.: mhm) Als die ARBED da auf einmal, um nur ein/ als die ARBED auf einmal, eh, eh, als es da schlecht ging, das war ja die Quelle von Luxemburg eigentlich. Weil, wir hatten ja sonst nichts dagegenzusetzen, weil im Mittelstand, da haben wir nicht so viel und Landwirtschaft, ja das ist mittel/ das bringt aber nicht die Menge, die Massen, die man haben muss, um (S.N.: mhm) so einen Staat zu kreieren. (S.N.: mhm) (M.D. oder N.D.: mhm) Ja, da ist die ARBED weggefallen, *glücklicherweise* kamen dann (N.D.: später noch die Banken und dann/) Ende der '60er Jahre hat das angefangen, *glücklicherweise*, dass, der, eh, Werner, das war ein früherer Staatsminister, der das Ding da hatte, weil sonst wären wir aber ein schäbiges Ländchen. Dann hätte aber keiner von Luxemburg gesprochen. (S.N.: mhm) Also, es gab keine Alternative, was/ was hätten wir denn, wir haben heute noch nichts dagegenzusetzen. (S.N.: mhm) Und es geht bergab. (S.N.: mhm) Schau, wie viele Banken haben schon zugemacht! M.D.: Viele!

Die Geschichte des Luxemburger Bankensektors wird hier von allen drei Interviewten gemeinsam erzählt. Das berufliche Leben von Jemp Daniel ist mit dieser Entwicklung eng verknüpft und seine Tochter und Enkelin kennen die Geschichte, wie Staatsminister Pierre Werner mit der Förderung des Bankenstandorts Luxemburg davor bewahrt habe, auf den Status eines „Dritt-Welt-Landes“ reduziert zu werden, sehr gut. Seit diesem ‚Goldenen Zeitalter‘ gehe die Entwicklung jedoch stetig bergab. Die Unberechenbarkeiten der Berufswelt im Bankensektor durch wechselnde Eigentümergehörigkeiten und damit zusammenhängend Anstellungsverhältnisse gehören auch zum Berufsalltag seines Schwiegersohns, Manettes Ehemann. Nachdem Nadine ihre eigenen Zukunftserwartungen pessimistisch bewertet hatte, relativiert ihre Mutter deren Urteil:

Manette Daniel: Jo, ech soen dir hutt keng esou Sécherheet. Jo mee, wann s de elo de Papp kucks, deen huet och keng Sécherheete méi. Déi kënnen och vun haut op muer, kënnen déi och gesot kréien: „Hei mir man zou, mir fusionnéieren.“

Jemp Daniel [parallel an Sophie Neuenkirch gerichtet]: Deen ass och op enger Bank.

Nadine Daniel [parallel]: Mee dee Moment, wou hien an d'Beruffsliewe gaang ass, war et anescht.

M.D.: Jo, do wor et mat Sécherheet nach anescht.

J.D.: Mee haut huet hien och net méi esou/ en ass jo schon och eh e gewëssenen Alter, ne. Et ass ower net mi sécher. (SN : mhm)

M.D. : Nee, sécher ass et elo de Moment net méi.²⁶⁷

Manettes Mann müsse sich inzwischen auch Sorgen um seine berufliche Zukunft machen, nicht nur weil er im Finanzsektor arbeite, sondern auch, weil er in seinem Alter keine neue

²⁶⁷ F4 Familie Daniel: 363-368. Manette Daniel: Ja, ich sage, ihr habt nicht mehr solch eine Sicherheit. Ja, aber wenn du dir den Papa anschaust, der hat ja auch keine Sicherheiten mehr. Die können auch von heute auf morgen können die gesagt bekommen: „Hier, wir machen zu, wir fusionieren.“ Jemp Daniel [parallel]: Der ist auch bei einer Bank. Nadine Daniel [parallel]: Aber in dem Moment, als er ins Berufsleben eingetreten ist war es anders. M.D.: Ja, damals war es mit Sicherheit noch anders. J.D.: Aber heute hat er auch nicht mehr so/ er ist ja auch schon in einem gewissen Alter, ne. Es ist aber nicht mehr sicher. (SN : mhm) M.D.: Nein, sicher ist es im Moment nicht mehr.

Anstellung finden würde. Nadine kontert, dass die Lage aber wenigstens zu Beginn seiner Laufbahn anders gewesen wäre. Die Familie einigt sich darüber, dass die Lage heute generell sehr unsicher geworden sei.

Manette (G2) lernte den Verlust von Gewissheiten zumindest im privaten Bereich bereits in ihrer Kindheit und Jugend kennen. Sie erlebte nach dem frühen Tod ihrer Mutter keine schöne Jugend und ‚entfloh‘ einem schwierigen Zuhause durch eine Ehe mit ihrem jetzigen Mann. Problematisch war dabei retrospektiv gesehen die anschließende schnelle Geburt der Kinder, so dass, aus Manettes Sicht, an Arbeit „nicht mehr zu denken war“.

Manette Daniel: Dat huet een an der Zäit guer net iwwerluet. (Sophie Neuenkirch: mhm). Dat hunn ech och mat menge Frëndinnen esou geschwat, dat ass och am selwechte Fall. Dat huet och gesot „Tjo, mir si fréier bestued ginn, mir hu guer net dorunner geduet, dass fir äis herno näischt do ass, (S.N.: mhm) wa mer alleng wären“, ne. (S.N.: Jo) Esou hunn/ d'Leit hu fréier och net esou iwwerluet. (S.N.: mhm). Also eis Generatioun virdrun, di huet net esou iwwerluet, ne. Well meng Mamm ass jo och net schaffe gaangen, ne. (S.N.: mhm) Mee wär och ni schaffe gaangen héchstwahrscheinlech. (S.N.: mh) Mee si hätten och näischt gehat, ne. An eh mir hunn dat och esou, deelweis och esou iwwerholl, ne. Ech mengen d'Roll war jo nach hei d'Fra, déi bleift doheem, ne. (S.N.: mhm) Obwuel sech do scho Saachen opgedo hunn, dass dat net esou war. Mee fir mech war dat jo esou, dass d'Fra doheem, ne. Dass ech dat och giff selwer man. An datt dat och richtig wier, wat ech giff maachen. Mee ni dru geduet em wi dat kënnt sinn, wann ech der vläit 60 hunn.²⁶⁸

Manette spricht hier von einer fehlenden Altersvorsorge. Erst im Kontext eines allgemeinen Krisendiskurses betrachtet sie ihr früheres Verhalten retrospektiv als riskant. Ihre selbstverständliche Orientierung an der Mutter erklärt sie damit, dass man damals nicht

²⁶⁸ F4 G2 Daniel: 150. Manette Daniel: Daran hat man in der Zeit gar nicht gedacht. (S.N.:mhm). Darüber habe ich auch mit meinen Freundinnen gesprochen, die ist auch in derselben Lage. Sie hat auch gesagt: „Tja, wir haben früher geheiratet, wir haben gar nicht daran gedacht, dass es für uns später nichts gibt, (S.N.: mhm), wenn wir alleine wären, ne“. (S.N.: Ja). So haben . die Leute früher auch nicht überlegt. (S.N.: mhm). Also unsere Generation davor, die hat nicht so nachgedacht, ne. Weil, meine Mutter ist ja auch nicht arbeiten gegangen, ne. (S.N.: mhm) Und wäre auch nie arbeiten gegangen, höchstwahrscheinlich. (S.N.: mh). Aber, sie hätte auch nichts gehabt, ne. Und eh, wir haben das auch so, teilweise auch so übernommen, ne. Ich meine, die Rolle war ja noch hier so, die Frau bleibt daheim, ne. (S.N.: mhm) Obwohl sich da schon Sachen geöffnet haben, dass das nicht mehr so war. Aber für mich war das so, dass die Frau daheim, ne. Dass ich das selber machen würde. Und dass das auch richtig sei, was ich mache. Aber nie daran gedacht eh, wie das sein könnte, wenn ich vielleicht 60 Jahre alt sein würde.

über solche Dinge nachgedacht hätte. An anderer Stelle des Interviews muss sie zwar zugeben, dass es damals durchaus schon Bewegungen gegeben habe, die zu einer größeren gesellschaftlichen Akzeptanz berufstätiger Mütter geführt habe, aber sie persönlich habe sich da an das Vorbild ihrer Mutter gehalten. Dabei ist sie inzwischen zu dem Schluss gekommen, dass das Vorbild der Mutter nicht mehr zeitgemäß ist. Manette bewegt sich hier mehrmals gedanklich durch die Zeit. Sie macht kontrafaktische Überlegungen. Sie denkt über die potentiellen vergangenen Zukunftserwartungen ihrer Mutter nach, wäre diese am Leben geblieben und in die Situation geraten, dass sie im Alter von ihrem Mann geschieden worden wäre. Statt das soziale Erbe ihrer Mutter (eine hohe Wertschätzung der Rolle der Frau als Mutter) bei der Übernahme zu transformieren und den gewandelten gesellschaftlichen Erwartungen anzupassen, konservierte Manette es. Dies lässt sich eventuell mit der Erfahrung des frühen Verlustes der Mutter erklären.²⁶⁹

Auch wenn Manette selber keine (finanziellen) Unsicherheiten bisher erfuhr, hat sie dennoch ihrem jüngsten Sohn geraten, lieber eine konjunkturunabhängige Berufslaufbahn als Lehrer einzuschlagen, als seinen Träumen, Musiker zu werden, nachzugehen. Ihre älteste Tochter ist trotz des Risikos, dass sie eine weitere Ausbildung in Luxemburg machen müsste, ihrer gewünschten Ausbildung nachgegangen. Sie sagt zwar im Familiengespräch, dass Flexibilität und Mobilität heutzutage wichtig seien und ihr dies auch immer wieder (durch wen bleibt unklar) vermittelt wurde. Sie kann sich aber nicht mit diesen Werten identifizieren und fühlt sich entsprechend unsicher, was ihre Zukunftsperspektiven angeht. Anders als bei Paul und Martin Baum (vgl. Kap. 5.1) sind diese Werte in ihrer Familie auch nicht positiv konnotiert. Sie spricht davon, dass Flexibilität heute wichtig sei, „von dem, was ich so mitbekomme“. Sie distanziert sich von dieser Bewertung. Es sei nichts mehr sicher, man könne sich nicht mehr darauf verlassen, den Rest seines Lebens auf einer Arbeitsstelle zu verbringen. Ihr Großvater ist dabei ganz ihrer Meinung. Ich schlage für diese Schilderung die Deutung vor, dass es den *Job for life* nicht mehr gebe. Darauf antwortet sie:

Nadine Daniel: Also, ech denken am Vergläich net méi esou wéi soss. (Manette Daniel: Wéi, wéi beim Bopa, nee, dat weess ech och net.) Also, du gëss jo och, wann s de/ du gëss jo am/ quasi dozou

²⁶⁹ Eine vergleichbare Situation findet sich bei Marie-Paule (AK G1), die sagt, dass sie das soziale Erbe der verstorbenen Mutter bewahren wollte, indem sie sich so verhielt wie sie glaubte, dass es ihrer Mutter gefallen hätte. „t wollt een awer alles maachen wéi wann si do wär. An hirem Sënn.“ „Man wollte aber alles mache wie wenn sie da wäre. In ihrem Sinn.“ AK G1: 282.

ausgebildet, dech flexibel ze halen (Sophie Neuenkirch: mhm) an flexibel ze bleiwen. An di Sécherheeten, déi/ di si net do. (S.N.: mhm) Et ass (Jemp Daniel [parallel]: Jo, d'Sécherheet, dat ass e bésse wat haut ass, d'Sécherheet, da's och e Wuert, well/) fir mech denken ech, ass et ganz vill Onsécherheet, jo. Ganz onsécher. Du bass och vill méi op dech zréckgehäit (S.N.: mhm) denken ech. Et ass vill méi „Ich“, also d'Individ/ d'Individualitéit vu jidwerengem zielt vill méi wi dat vläicht virdru war. Virdrun ass nach méi an der Gesellschaft eh mee haut bass du (J.D.: Jo dat hat ech och gesot [lacht leise]) den Individuum, deen zielt an net (J.D.: Ah jo, 't ass/) jo et ass wierklech/ an dat mécht vill, vill mat engem, denken ech schonn. (J.D.: Mhm). An datt do och schonn Ënnerscheeder zu der, deene virege Generatiounen sinn denken ech schon. (J.D.: Jo, jo) Esou einfach bedéngt duerch déi Rahmbedingungen, déi einfach elo haut anescht sinn, wi déi, di, di soss do waren.²⁷⁰

Man wachse zwar damit auf, werde dazu ausgebildet, flexibel zu sein, dennoch bleibe eine Unsicherheit. Zur Zeit ihres Großvaters gab es noch den *Job for life*, heute sei das nicht mehr so, bestätigt auch ihre Mutter. Nadine sieht als eine der Ursachen für diese Entwicklung den allgemeinen Trend zu mehr Individualismus. Früher hätte die Gemeinschaft stärker im Mittelpunkt gestanden.

Nadines Wünsche für die Zukunft sind auch nicht nur auf eine berufliche Erfüllung, sondern auch auf die Ermöglichung eines privaten Rückzugsraums ausgerichtet:

Nadine Daniel: Em, also ech hunn elo natierlech e ganz grouse Wonschdram [lacht], fir eh, fir ze wunnen. Fir/ fir do eppes ze fannen, wat mer wierkelech zouseet, also wou/ wat awer ganz schwierig ass, fannen ech. Esou, wann een elo/ et ass elo dat Thema, wat elo ganz aktuell ass, wou ech elo scho mierken, datt et wahrscheinlech net dat wäert ginn wat ech mer (Sophie Neuenkirch: mhm) eigentlech eh esou erhofft hat och.

S.N.: Wat hat s de dir dann erhofft?

²⁷⁰ F4 Familie Daniel: 336. Nadine Daniel: Also, ich denke im Vergleich nicht mehr so wie sonst. (Manette Daniel: Wie, wie beim Opa, nee, das denke ich auch nicht) Also, man wird ja auch, wenn man, man wird ja am/ quasi dazu ausgebildet, flexibel zu sein (S.N.: mhm) und flexibel zu bleiben und, die Sicherheiten, die sind nicht da. (S.N.: mhm). Es ist (Jemp Daniel [parallel]: Ja, die Sicherheit, das ist ein bisschen das, was heute, die Sicherheit, das ist auch ein Wort, wie/) für mich, denke ich, gibt es sehr viel Unsicherheit, ja. Sehr unsicher. Man ist auch viel mehr auf sich gestellt (S.N.: mhm) denke ich. Es ist vielmehr „Ich“, also das Indivi/ die Individualität des Einzelnen zählt mehr als das vielleicht vorher war. Vorher wurde noch mehr in der Gesellschaft eh, aber heute ist man (J.D.: Ja, das habe ich auch gesagt), das Individuum, das zählt und nicht (J.D.: Oh ja, das ist/) ja es ist wirklich/

N.D.: Jo, also, iergendwéi ehm also schonn och en Haus ze hunn, an der Natur (S.N.: mhm) also mäi gréissten Dram wär och esou e Bauerenhaff ëmbauen, also moderniséieren esou e bëssen (S.N.: mhm) wat een heinsdo, heinsdo wann ech esou eent gesinn, dat ass wouahh (S.N.: Jo schéin dann) schéin! Also, wou een dann och esou Plaz huet, fir e Gaart an, an esou. Jee, sech och kann doheem beschäftegen. Also doheem eppes/ en Hobby hunn oder doheem eng/ wierkelech eng Plaz hunn, wou een sech wuel fillt esou, (S.N.: mhm) wou ee sech kann réaliséieren. Dat wär dat, wat ech/ also wat ech sécherlech gär, gär giff réaliséieren. (S.N.: mhm) Wou am Moment, warschéinlech [lachend] gesäit et düster aus fir déi (S.N.: mhm), fir déi Pläng ze, also aus verschiddene Grënn, ne. Et ass jo scho finanziell, awer och zäitlech (S.N.: mhm), fir dat iwwerhaapt ëm ze setzen. (S.N.: Jo).²⁷¹

Ein eigenes Haus im Grünen zu haben bezeichnet Nadine als „Wunschtraum“, dann als „Traum“ und schließlich als „Plan“. Durch diese Ausdrücke, aber auch ihre weiteren Ausführungen wird deutlich, dass sie sich nicht ganz sicher ist, ob sich dies in Zukunft realisieren lassen wird oder ob es eben ein Traum bleiben wird. Mit ihrem Kind und ihrem Freund bei ihren Eltern wohnend, ist der Wunsch nach einer unabhängigen Wohnsituation nachvollziehbar. Aber das eigene Haus bedeutet für sie viel mehr als das: Sie möchte sich dort privat verwirklichen, geborgen fühlen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs äußert sie auch noch die Hoffnung, langfristig doch noch in ihrem ursprünglichen Beruf arbeiten zu können, wie sie dies bewerkstelligen möchte, bleibt jedoch offen.

Die Bedeutung, die dem Privaten als Ressource für ein Gefühl der Sicherheit und der Beständigkeit zukommt, wird auch in den vielen begeisterten Erzählungen von großen Familienzusammenkünften sichtbar. Jemp Daniel pflegt, nachdem er sehr viel später erneut

²⁷¹ F3 G3 Daniel: 28-30. Nadine Daniel: Ehm, also ich habe natürlich einen ganz großen Wunschtraum [lacht], was die Wohnsituation betrifft. Um da was zu finden, was mir wirklich gefällt, also wo/ was aber total schwierig ist finde ich. Wenn man jetzt/ es ist grad das Thema, was grad aktuell ist, wo ich auch jetzt schon merke, dass es das, (Sophie Neuenkirch: mhm) was ich mir eigentlich erhofft habe, wahrscheinlich nicht geben wird. S.N.: Was hattest du dir denn erhofft? N.D.: Ja, also, irgendwie ehm also schon ein Haus zu haben, in der Natur (S.N.: mhm) Also mein grösster Traum wäre auch so einen Bauernhof umzubauen, also ein bisschen zu modernisieren (S.N.: mhm) was man manchmal, manchmal, wenn ich so einen sehe, das ist wouahh (S.N.: dann schön, ja) schön! Also, wo man dann auch Platz hat für einen Garten und, und so. Halt, wo man sich auch zuhause beschäftigen kann. Also, zuhause etwas/ ein Hobby haben oder zuhause einen/ wirklich einen Ort haben, wo man sich wohl fühlt so, (S.N.: mhm) wo man sich verwirklichen kann. Das wäre das, was ich/ also was ich sicherlich gerne, gerne realisieren würde. (S.N.: mhm) Wo im Moment/ wahrscheinlich [lachend] sieht es schlecht aus, diese (S.N.: mhm), diese Pläne umzu/ aus unterschiedlichen Gründen, ne. Es ist ja schon finanziell/ aber auch zeitlich (S.N.: mhm), um das überhaupt umzusetzen. (S.N.: Ja).

geheiratet hat, enge Kontakte mit seinen Kindern und Enkelkindern. Die Unsicherheiten des beruflichen Lebens werden durch die enge Bindung der Familienmitglieder kompensiert. Jemp, Manette und Nadine sind sich auch darin einig, dass die Enkel in Zukunft weiterhin untereinander Kontakt haben und diesen Familiensinn am Leben erhalten werden.

Bei der Familie Daniel dienen die schwärmerischen Vergangenheitserzählungen des Großvaters vom ‚Goldenen Zeitalter‘ der Finanzbranche in Luxemburg den jüngeren Familienmitgliedern als Folie, vor der die gegenwärtigen Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt und in der Berufswelt nur als Abstieg gedeutet werden können. Und auch die Zukunft wird trübe vorgestellt: denn Nadine (G3) kann sich nicht mit den gesellschaftlichen Forderungen nach Flexibilität und Mobilität identifizieren. Dadurch und durch die staatliche Ablehnung ihres Studienabschlusses und die damit verbundene Behinderung bei der Ausübung ihres Wunschberufes entsteht in ihr ein Gefühl des Zwangs zur Anpassung. Die Familie Daniel scheint in ihrer negativen und pessimistischen Bewertung der gegenwärtigen Lage keinen anderen Ausweg zu sehen als einen Rückzug ins Private. Die gute Kenntnis der Berufsbiographie der einzelnen Familienmitglieder dient in diesem Fall nicht der Entwicklung individueller und neuer Vorstellungen, wie die eigene Zukunft gestaltet werden könnte, sie scheint vielmehr zu einer Belastung zu werden, da die als unbeschwerter vorgestellten Lebensbedingungen der ‚Goldene Zeit‘ für die jüngeren Familienmitglieder unwiederbringlich verloren zu sein scheinen. Anders als die Enkel der Familie Baum-Klein kann man Nadine – in den Worten Meinrad Zieglers – als eine „Getriebene und nicht eine Akteurin des sozialen Wandels“²⁷² bezeichnen.

²⁷² Meinrad Ziegler, Das soziale Erbe, S. 249.

6 Zusammenfassung und Diskussion der Resultate

In dieser Arbeit sollte die Frage beantwortet werden, ob die Erfahrungen älterer Generationen jüngeren Menschen als Orientierung bei der Formulierung von Zukunftsperspektiven dienen können, oder ob die Lebenswelten der einzelnen Generationen derart unterschiedlich sind, dass dies nicht mehr möglich ist. In Kapitel 3 stellte ich dazu erst dar, wie die Interviewten den sozialen Wandel in Luxemburg überhaupt bewerten. Dabei konnten drei Formen historischer Sinnbildung herausgearbeitet werden: Vorstellungen des Wandels als Fortschritts- und als Abstiegsbewegungen und die weitaus seltener vorkommende Vorstellung einer Permanenz im Wandel. Der Fokus lag hier v.a. auf Zeitverlaufsvorstellungen. Zukunftserwartungen wurden nur im Sinne von ihrer Bewertung als optimistisch oder pessimistisch behandelt. Erwartungshorizonte und Zukunftspläne waren dann zentrales Thema von Kapitel 3.4.

Bei der Analyse der historischen Sinnbildungsmuster ließen sich drei Deutungsmuster herausarbeiten, die Auskunft darüber geben, welche Themen sowohl bei Einzel-, als auch in den Familien- und Gruppengesprächen eine große Rolle spielen (Kapitel 4). Die Deutungsmuster zum Wandel der Arbeitswelt und der Entscheidungsfreiheiten entstammen der Gesprächsaufforderung, die Lebensweisen der Generationen miteinander zu vergleichen. Das Deutungsmuster zum Lebensstandard in Luxemburg und seiner zukünftigen Entwicklung wurde mittels der hermeneutischen Dialoganalyse aus den Reaktionen auf die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ ermittelt. In Kapitel 5 schließlich ging es um den Einfluss familial vermittelter Einstellungen. Anhand von vier Fallbeispielen wurde gezeigt, dass diese Einstellungen gleichermaßen wirksam Vorstellungen von individueller Gestaltbarkeit der Zukunft und Handlungsautonomie beeinflussen, unabhängig davon, ob sich die Familienmitglieder an der Vergangenheit orientieren oder nicht. Stattdessen wird die Orientierung möglich durch

- a) Ein familiär vermitteltes Selbstverständnis als unabhängig und eigenmächtig (Kapitel 5.1).
- b) familiär vermittelte und von den Familienmitgliedern verinnerlichte Selbstverständlichkeiten oder Normen (Kapitel 5.2).

- c) Ein familiär vermitteltes Selbstverständnis, eigene und non-konforme Wege gehen zu dürfen (Kapitel 5.3).
- d) Ein familiär geteiltes Geschichtsbewusstsein, bei dem das Wissen um eine vermeintlich bessere Vergangenheit zu einer Belastung für jüngere Familienmitglieder wird (Kapitel 5.4).

Im Folgenden werden die Resultate zu den historischen Sinnbildungsmustern und den Zukunftserwartungen der Interviewten zusammengefasst. Anschließend diskutiere ich die Resultate im Lichte der Frage ihres Orientierungswertes für die Interviewten.

6.1 Vergangenheitsvorstellungen

Der soziale Wandel seit den 1930er Jahren bis in die Gegenwart rahmt die lebensgeschichtlichen Erzählungen der Interviewten, ist aber nicht zentrales Thema der Erzählungen. Erst im intergenerationellen Vergleich wird der soziale und technologische Wandel zum Thema. Ereignisse wie z.B. der Kalte Krieg, aber auch die Studentenbewegungen, die Umweltkatastrophe von Tschernobyl und die Anti-AKW-Bewegung (um nur willkürlich einige zu nennen) rahmen nicht oder kaum erkennbar die Erinnerungen der Interviewten. Die Öl- und Stahlkrise, die konkrete Folgen für die Luxemburger Industrie hatten, tauchen dagegen häufiger in den Interviews auf. Soziale und technologische Veränderungen werden eher im Bereich der Alltagserfahrungen verortet. Anfängen von Veränderungen der medizinischen Versorgung, über die verstärkte Einführung sozialstaatlicher Strukturen, Veränderungen des Arbeitsmarktes, bis hin zu gewandelten Lebenseinstellungen, der Erziehung, Geschlechterrollen, Werten und dem Konsumverhalten. Technologische Entwicklungen (74 Codings vs. 374 Codings zu sozialem Wandel) hingegen sind für die Großeltern- und Elterngeneration zwar ein deutliches und gut wahrnehmbares Zeichen für Veränderungen seit ihrer Jugend, aber sie werden mit einer Ausnahme (Fabienne Mertens, G2) nicht besonders hervorgehoben. Für die Enkelgeneration sind schnelle Wechsel in der Technologie offenbar ein normaler Zustand, der nicht mehr besonders wahrgenommen wird.

Die älteste Generation (G1 und AK G1) spricht, was die Zeitverlaufs- und Vergangenheitsvorstellungen angeht, am häufigsten in einer explizit wertenden Form. Es fällt auf, dass sie regelrecht mit der Vergangenheit abrechnen. Sie erzählen in den Einzelgesprächen der jüngeren Interviewerin wie düster ihre Kindheit und Jugend oft war. Dabei handelt es sich nicht immer nur um Erinnerungen an die Kriegszeit, sondern auch um fehlende Entscheidungsfreiheiten und Mitsprachemöglichkeiten, einengende Moralvorstellungen und autoritäre Erziehungsstile. An diesen Kriterien messen die Interviewten der Großelterngeneration auch die anschließenden Veränderungen. Die relativ wenigen unter ‚Fortschrittsnarrativ‘ codierten Textstellen bezeichnen also mehrheitlich eine Sicht auf den Wandel, die Erleichterung darüber ausdrückt, dass diese Aspekte nicht mehr so sind, wie sie einmal waren, als dass sie Modernisierungsgeschichten erzählen. Andere

Aspekte der Vergangenheit werden hingegen positiv bewertet, darunter prominent die Arbeitssituation, die sich dieser Logik folgend zum Schlechten gewandelt habe. Nicht nur sei es schwieriger geworden, eine der Ausbildung entsprechende Arbeitsstelle zu finden, es würden heute auch höhere Qualifikationen erwartet. Die optimistischen Aussagen der Interviewten dieser Generation beziehen sich größtenteils auf ihre eigenen vergangenen Zukunftserwartungen, während sie die gegenwärtigen Zukunftserwartungen ihrer Enkelkinder mit gemischten Gefühlen sehen.

Es ist v.a. die mittlere Generation (G2 und AK G2), die das Deutungsmuster prägt, nach dem es früher leichter war, beruflich Fuß zu fassen als heute. Sie machen sich Sorgen darüber, dass heutzutage Arbeitslosigkeit nicht mehr nur ein Problem für Menschen ohne Abschluss sei. Früher habe man sich noch relativ leicht innerhalb einer Firma hocharbeiten können, heute würden immer mehr und höhere Qualifikationen erwartet. Manche äußern auch die Sorge, dass ihre Kinder, die nie um etwas kämpfen mussten, materielle Bequemlichkeiten und finanzielle Sicherheiten für selbstverständlich halten. Für problematisch an diesen ‚Selbstverständlichkeiten‘ ihrer Kinder halten die Interviewten dieser Generation die hohen materiellen sowie beruflichen Ansprüche, die potentiell mit erschwerten beruflichen Bedingungen kollidieren könnten. Ähnlich wie ihre Kinder, aber im Gegensatz zu ihren eigenen Eltern, die noch Sparsamkeit und Verzicht in ihrer Kindheit und Jugend kennengelernt hatten, sind die Frauen und Männer dieser Generation in einer zunehmend wohlhabenden Gesellschaft und einem sozialstaatlich abgesicherten Arbeitskontext aufgewachsen. Der potentielle Abbau dieses Systems und damit des gewohnten Lebensstandards betreffen dabei aus ihrer Sicht nicht erst ihre Kinder, sondern möglicherweise auch sie selber. So befürchten einige wenige von ihnen eine Erhöhung des gesetzlichen Rentenalters, und damit eine Verschiebung ihres Ruhestands. Diese Sorgen, sowie die potentiellen Probleme ihrer Kinder auf dem Luxemburger Arbeitsmarkt erklären auch ihre außergewöhnlich pessimistische Sicht auf die Zukunft.

Die jüngste Familiengeneration (G3) spricht kaum im Modus des Verfalls oder des Fortschritts und wenn doch, dann meistens in Bezug auf persönliche Niederlagen (Verfall) bzw. wenn sie die größere Wahlmöglichkeit und Entscheidungsfreiheit für Ausbildungen und Berufe im Vergleich zu ihren Großeltern beschreiben (Fortschritt). Von den Erzählungen ihrer Großeltern und Eltern blieb ihnen in Erinnerung, dass es viel strenger, weniger frei zugeht.

Hier kann man davon ausgehen, dass Geschichten tradiert wurden, sowohl in der Form von konkreten Nacherzählungen als auch in Form von allgemeinen Zeitschilderungen („damals konnte man...“). Ansonsten fallen die Enkel dadurch auf, dass sie recht wenig über die Biografien ihrer Eltern und Großeltern wissen. Das bei der Elterngeneration noch so dominante Deutungsmuster zum Wandel der Arbeitswelt taucht bei den Enkeln kaum auf. Die Interviewten dieser Generation sind größtenteils (davon hauptsächlich die Studenten bzw. angehenden Studenten) optimistisch, was ihre berufliche Zukunft angeht.

Die jüngste Gruppe der Alterskohorten (AK G3) unterscheidet sich deutlich von der Familiengeneration der Enkel. Die jungen Erwachsenen sind im Durchschnitt älter als die meisten Enkel und höher gebildet. Außerdem sind sie bereits berufstätig. Sie erwähnen keinerlei Verbesserungen bei den Veränderungen seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs, sondern sehen nur negative Entwicklungen im Bereich des sozialen Zusammenhalts, der Familienkonstellationen und der Mentalität der Jugendlichen. Ihnen gelten denn auch ihre sehr pessimistischen Zukunftsperspektiven. Über ihre eigene Zukunft machen sie sich keine Sorgen, da sie entweder bereits beruflich abgesichert sind durch unbefristete Festanstellungen, oder weil sie aufgrund ihrer hohen Qualifikationen zuversichtlich sind solche Anstellungen demnächst zu bekommen.

Während Bewertungen der Veränderungen bei der Enkelgeneration wenig beobachtet wurden, finden sich dazu in den Familiengesprächen umso mehr Interviewsequenzen. Wortführer sind dabei dennoch meistens die älteren Generationen. Vor allem die Bewertung der Entwicklung als Verfall spielt hier eine große Rolle. Thematisch geht es dabei hauptsächlich um Veränderungen im Bereich der Arbeit, die zwar dem Deutungsmuster der Elterngeneration ähneln, jedoch ergänzt werden um Aspekte der Beschleunigung der Arbeitsprozesse, die als gesteigener Druck und Stress von den Großeltern und Eltern empfunden werden. Die Vergangenheit wird folglich in rosigeren Tönen von den Großeltern und Eltern erinnert. Die Antworten der Familienmitglieder bezüglich ihres Optimismus oder Pessimismus muss man als ambivalent bezeichnen. Sowohl Großeltern als auch Eltern sagen, dass sie grundsätzlich Vertrauen in die positiven Zukunftschancen ihrer Enkel/Kinder hätten. Sie sind genauso optimistisch in den Einzelgesprächen wie in den Familiengesprächen. Sie beziehen dieses Vertrauen auf deren gute schulische Leistungen oder darauf, dass die Enkel/Kinder sich bereits für eine Ausbildung entschieden hätten. Dies gibt ihnen

offensichtlich die Zuversicht, dass es der jungen Generation gelingen werde, beruflichen Erfolg zu haben. Die allgemeinen Entwicklungen, v.a. im Bereich des Arbeitsmarktes, des Klimawandels, aber auch bei der Frage, ob der aktuelle Lebensstandard für zukünftige Generationen noch aufrechterhalten werden könne, werden in der Regel pessimistisch betrachtet. Die jüngere Generation werde es also prinzipiell schwieriger im Leben haben, aber ihre eigenen Enkel seien davon nicht direkt betroffen, da sie die richtigen Voraussetzungen (Ausbildung, Charaktereigenschaften, „es nicht anders kennen“) mitbrächten, um sich den gewandelten Verhältnissen zu stellen. Eine andere Methode, eine Bewertung der Zukunftschancen der jüngeren Generation als entweder positiv oder negativ zu umgehen, ist die Relativierung jeglichen Wandels. Dieses als Permanenz im Wandel bezeichnete Sinnbildungsmuster relativiert oder negiert Veränderungen im Laufe der Zeit und vermittelt das Gefühl, dass die Zukunft vergleichbar der Gegenwart und der Vergangenheit sein werde.

6.2 Zukunftserwartungen

Im Folgenden diskutiere ich zuerst die Resultate zu den individuellen Zukunftserwartungen und anschließend Vorstellungen zur Entwicklung des Luxemburger Lebensstandards.

Auch in der Jugendsoziologie existiert ein vergleichbares Abstiegsnarrativ zu dem der Interviewten. Hier wird ebenfalls idealisierend ein 'goldenes Zeitalter' vorgestellt, in dem die Transitionserfahrungen junger Menschen leicht und unproblematisch vonstattengingen. Die Autoren²⁷³ orientieren sich dabei an Ulrich Becks ‚Individualisierungsthese‘ und Elisabeth Beck-Gernsheims Konzept des ‚*Life as a planning project*‘, denen zufolge Menschen in der reflexiven Moderne zwar aus einengenden, familialen und traditionellen Strukturen und Erwartungen ‚freigesetzt‘ wurden, jedoch gezwungen seien, ihr individuelles Leben ohne die Orientierungshilfen dieser Strukturen in der Vielfalt der Möglichkeiten der Lebensgestaltung selber zu planen.²⁷⁴ In der Lebenslaufforschung wurde unter Einfluss dieser Konzepte ein Wandel von einer sogenannten Standardbiographie, die einen vorhersehbaren Übergang von der Jugend ins Erwachsenenalter bezeichnet, hin zu einer sogenannten Bastelbiographie, die dadurch charakterisiert sei, dass Individuen ihr Leben selber ‚zusammenbasteln‘ könnten oder müssten, ausgemacht.²⁷⁵ Die so vermeintlich gewonnene Handlungsautonomie und Entscheidungsfreiheit sei jedoch nur eine Illusion, da sich in der reflexiven Moderne neue institutionelle Strukturen mit ihren jeweiligen Erwartungen an einen modernen Lebenslauf entwickelt hätten, die Individuen dazu zwingen, ihr Leben konstant zu planen. Soziologen wie Philosophen kommen zu dem Schluss, dass diese Entwicklungen dazu führten, dass die Gegenwart unendlich lang und die Zukunft nur noch kurzfristig planbar werde, was schließlich zu Orientierungslosigkeit führe. Dieser

²⁷³ Vgl. Stephen Ball, Meg Maguire und Sheila Macrae, Space, Work and the ‘New Urban Economies’; Julia Brannen und Ann Nilsen, *Young People’s Perspective on the Future*; dies., Young People’s Time Perspectives: From Youth to Adulthood; dies., Suzan Lewis und Janet Smithson (Hg.), *Young Europeans, Work and Family*; für eine Kritik dieser als ahistorisch deklarierten Sicht vgl. John Goodwin und Henrietta O’Connor, *Exploring Complex Transitions* und Sarah A. Vickerstaff, *Apprenticeship in the ‘Golden Age’*.

²⁷⁴ Vgl. Ulrich Beck, *Risikogesellschaft*; ders. und Elisabeth Beck-Gernsheim, *Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie*; Elisabeth Beck-Gernsheim, *Life as a Planning Project*.

²⁷⁵ Vgl. Dan Woodman, The mysterious case of the pervasive choice biography: Ulrich Beck, structure/agency, and the middling state of theory in the sociology of youth.

Planungsherausforderung seien letztlich nur Menschen gewachsen, die einen hohen Bildungsgrad vorweisen könnten.

Die Analyse der Interviews führte teilweise zu gegensätzlichen Resultaten.

a) Zur Entwicklung von einer Standard- zu einer Bastelbiographie

So kann eine generelle lineare Entwicklung von einer Standard- zu einer Bastelbiographie nicht für alle Interviewten belegt werden. Wie die biographischen Interviews mit drei Bauersöhnen zeigten, Joss Heinen, François Weber und Antoine Muller (alle G1), waren sie aus verschiedenen Gründen in ihrer Jugend dazu gezwungen bzw. entschieden sich dazu, ihr Leben neu zu orientieren. Joss und François kamen aus kinderreichen Bauernfamilien, in denen bereits ein älterer Bruder zum Hoferben auserkoren worden war. Joss, mit der besseren Schulbildung, wählte einen der Landwirtschaft nahestehenden Beruf und wurde Veterinär, François nahm nach unterschiedlichen Anstellungen den Rat eines Onkels an und machte eine Ausbildung zum Krankenpfleger. Antoine Muller hingegen hatte die Möglichkeit, auf dem elterlichen Hof zu bleiben und für seinen älteren Bruder zu arbeiten. Er entschied sich jedoch dagegen und fand eine Anstellung in der viel besser entlohten Stahlindustrie. Elisabeth Boesen, die sich in ihrer Forschung intensiv mit dem Luxemburger Bauernmilieu beschäftigte, hat ähnliche Beispiele in den Lebensgeschichten der von ihr interviewten Bauern gefunden.²⁷⁶ Weibliche Lebensläufe hingegen waren in dieser Generation meines Samples tatsächlich um einiges standardisierter, auch im Vergleich zu jüngeren Generationen. Diese waren v.a. geprägt durch andere Erwartungen, sowohl seitens der Eltern, als auch der jungen Frauen selbst. Berufstätigkeit galt in der Regel als Lückenfüller zwischen Schule und Heirat bzw. Geburt der Kinder. In einigen wenigen Fällen bestand jedoch eine finanzielle Notwendigkeit für eine Berufstätigkeit der Frauen bzw. gingen die interviewten Frauen der Großelterngeneration sehr gerne einem Beruf nach. Es lassen sich also bereits in dieser Familiengeneration zwei Faktoren feststellen, die den Lebensweg junger Menschen beeinflusst haben und in teilweise abgeschwächter Form bis heute beeinflussen: familiäre Ausgangsposition und Geschlecht.

²⁷⁶ Vgl. Elisabeth Boesen, *Lebensplanung und Familiengeschick. Soziale Transformationsprozesse und familiäre Tradierung bei luxemburgischen Bauern*; dies. und Denis Scuto, *Historical Testimony and Social Transformation on Memory Processes in Farmer and Steelworker Families in Luxembourg*; dies., *The Family as a Social Frame of Memory. The Example of Luxembourgian Farmer Families*.

b) Zur Bedeutung hoher Qualifikationen für Planungsautonomie

Wie die Beispiele der drei Interviewten der jüngsten Generation zeigten (Erik Weber, Jasmin Valentini und Nicolas Bach), hängen die Entscheidungsspielräume zwar auch mit der schulischen Bildung zusammen, jedoch vielmehr mit dem gewählten Ausbildungsweg und den daraus resultierenden Berufschancen. Während Erik sich für eine akademische Ausbildung in den Literaturwissenschaften entschieden hatte und nun vor der aus seiner Sicht kleinen Wahl zwischen dem ‚sicheren‘ Beruf des Lehrers oder dem ‚unsicheren‘ Beruf des Wissenschaftlers steht, scheinen sich die beiden weniger gut qualifizierten Jugendlichen, Nicolas und Jasmin, weniger eingeschränkt in ihren Möglichkeiten zu fühlen. Gleichzeitig haben sie aber schon viel klarere Vorstellungen über ihre berufliche Zukunft. Jasmin träumt von einer eigenen Boutique, Nicolas von einer eigenen Diskothek. Erik hatte jedoch als Gymnasiast viel länger Zeit, sich für einen Ausbildungsweg zu entscheiden, während Nicolas sich bereits früh in eine bestimmte Richtung gedrängt fühlte. Walter R. Heinz stellte in seinen Studien 2009 ebenfalls fest, dass berufliche Orientierungslosigkeit vom gewählten Ausbildungsweg abhängt. Studien der Medizin, Jura, Wirtschaftswissenschaften und auch viele Ausbildungen in der Industrie führten auch heute noch in klar definierte Berufe.²⁷⁷ Und wie Georges (AK G2) erzählte, brauchte man in den 1970er und 80er Jahren in Luxemburg einen Hochschulabschluss nur, wenn man Lehrer werden wollte.

Man könnte vermuten, dass das vergleichsweise großzügige luxemburger staatliche Sicherungssystem eine Rolle bei der Risikofreudigkeit der Berufswahl spielt, wie es Ranji Devadason in einem Vergleich von Zukunftserwartungen in Großbritannien und Schweden feststellen konnte. In meinen Interviews tauchen staatliche Sicherungs- und Förderinstitutionen jedoch nur in vereinzelten Fällen bei den Interviewten der Elterngeneration auf, denen aufgrund staatlicher Studienbeihilfen eine akademische Ausbildung ermöglicht wurde. Die Option, im sogenannten ‚geschützten‘ Bereich des öffentlichen Dienstes eine Anstellung zu finden, besteht für viele der von mir interviewten

²⁷⁷ Stellen in der Industrie werden in den deutschen Medien inzwischen mit dem Thema der Leiharbeit in Verbindung gebracht. In Luxemburg haben 9,2 % der Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen einen Zeitvertrag. Darunter fallen sowohl befristete Verträge mit Arbeitgebern wie beispielsweise die Universität, als auch Verträge mit Auszubildenden und Leiharbeitern. Letztere sind hauptsächlich französische Grenzpendler. Vgl. Serge Allegrezza, Bulletin du STATEC. Salaires, emploi et conditions de travail. Premiers résultats de l'enquête sur la structure des salaires de 2010, Luxembourg 2012, S. 26.

Jugendlichen und dürfte bei einigen von ihnen auch bei der zuversichtlichen Sicht auf die eigene Zukunft eine Rolle spielen, auch wenn sie dies so direkt nicht formulieren.

Neben der familialen Ausgangsposition und Geschlecht, kommt als weiterer Faktor, der den zukünftigen Lebensweg junger Menschen beeinflusst, die Art des Berufes, der Ausbildung, für die sie sich entscheiden hinzu.

Ein letzter Faktor sind die familial geteilten Einstellungen über die individuelle Gestaltbarkeit der eigenen Zukunft. Wie wir in Kapitel 5 gesehen haben, macht es einen großen Unterschied ob man wie Nadine Daniel, die zwar über einen Hochschulabschluss verfügt und auch bereits berufstätig ist, aber ihre eigenen Zukunftsperspektiven im sozialen Rahmen des Familiengedächtnisses als schlecht bewertet, oder aber wie Nicolas Bach, der über keine formelle Ausbildung verfügt, sich aber in einer Reihe von eigenmächtig und autonom handelnden Familienmitgliedern als Gestalter seiner Zukunft begreifen kann. Ebenso wie Martin und Paul Baum-Klein, hat Nicolas das Gefühl, trotz formeller Nachteile, seine Zukunft in seinem Sinne gestalten zu können. Und auch für Cécile Hames stellt sich nicht die Frage, ob ihre Zukunftsaussichten optimistisch oder pessimistisch sind, da es für sie selbstverständlich ist, dass sie Medizin studieren wird, um anschließend als Ärztin zu arbeiten. Etwas anderes, oder auch ein Scheitern dieses Planes, ist nicht Teil ihres Erwartungshorizontes. Diesen Jugendlichen stehen mit familial geteilten und vermittelten Überzeugungen über die eigene Position in der Welt wirksame Instrumentarien zur Verfügung, die es ihnen ermöglichen, zuversichtlich in die Zukunft zu schauen. In Nadine Daniels Familie hingegen werden die Gegenwart und die Zukunft vor der Folie der ‚glorreichen‘ Vergangenheit des Großvaters und teilweise auch des Vaters bewertet. Die familienspezifische Reaktion auf den als negativ empfundenen Wandel in der Arbeitswelt ist ein Rückzug ins Private.

c) Zur Unfähigkeit langfristig zu planen

Generell fällt auf, dass die allermeisten der von mir interviewten Jugendlichen vage Vorstellungen zu ihrer langfristigen Zukunft haben (z.B. eine Familie gründen, beruflich erfolgreich sein). Auf dem Weg dahin haben sie aber konkrete kurzfristige Ziele, wie beispielsweise eine bestimmte Ausbildung, den Wunsch zu reisen oder bei den Eltern auszuziehen. Dies habe ich unter ‚Planungsoffenheit‘ zusammengefasst und anders als in der Mehrzahl der soziologischen Publikationen nicht als Orientierungslosigkeit, sondern

vergleichbar den Resultaten von Dan Woodman und Jürgen Zinnecker als Strategie, mit Kontingenz umzugehen, gedeutet. Dan Woodman kommt in seiner Studie über die Zukunftserwartungen australischer Jugendlicher zu folgendem Schluß: "[...] *the contemporary world does not facilitate planning, but this does not mean that young people no longer care about the future or actively try to shape it, but that they shape it in new ways, primarily by keeping options open*".²⁷⁸ Und auch Jürgen Zinnecker und seine Co-Autoren halten dieses Verhalten für Jugendliche zumindest in Deutschland für typisch. Sie bezeichnen sie als „Gelegenheitsjäger“ oder auch „Schnäppchenjäger“.

Der sprichwörtliche Optimismus der jungen Gelegenheitsjäger, was die Zukunft des eigenen Lebens anbelangt, basiert darauf, dass sie – durch Erfahrung gewitzt – sicher sind, dass sich solche neuartigen Gelegenheitsräume für sie auftun werden. [...] Sich langfristig und in jungen Jahren festzulegen, birgt die Gefahr in sich, beim zu erwartenden Aufbruch zu unbeweglich, unflexibel zu sein.²⁷⁹

Mit wenigen Ausnahmen halten die interviewten Jugendlichen diese Art zu planen für "normal", „weil sie es auch nicht anders kennen“.

Bisher ging es in diesem Abschnitt um die Resultate zu den individuellen Zukunftserwartungen der Interviewten. Nun folgen die Resultate zu den Vorstellungen der zukünftigen Entwicklung des Luxemburger Lebensstandards (vgl. Kap. 4.2). Ausgangspunkt für die Diskussionen um das Thema Lebensstandard und die intra- und intergenerationelle Aushandlung dessen, was die Interviewten unter einem ‚guten Leben‘ verstehen, war die Redewendung „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“. Neben zwei deskriptiv-vergleichenden Standardtypen (dem ‚national unterschiedlichen‘ und dem ‚generationell unterschiedlichen‘ Lebensstandard) ließen sich mit Hilfe der hermeneutischen Dialoganalyse drei weitere Standardtypen aus den Interviewsequenzen herausarbeiten. Dabei handelt es sich um Vorstellungen darüber, dass der luxemburgische Lebensstandard nicht mehr gesteigert werden könne, weil die maximale Wachstumsgrenze erreicht sei (der ‚begrenzte‘ Lebensstandard). Solchen Äußerungen haftete häufig ein Ton des Bedauerns an, denn die Konsequenzen für die zukünftige Entwicklung sind, dass es nun entweder ‚bergab‘

²⁷⁸ Dan Woodman, *Young People and the Future: Multiple Temporal Orientations Shaped in Interaction with Significant Others*, in: *Young*, 19(2), 2011, S. 111–128, hier S. 125.

²⁷⁹ Jürgen Zinnecker, Imbke Behnken, Sabine Maschke und Ludwig Stecher, *Null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts*, Opladen 2003, S. 20.

ginge oder um jeden Preis der aktuelle Status quo für die Nachkommen erhalten werden müsse. Dabei wurde ‚Lebensstandard‘ nicht nur im materiellen Sinne verstanden, sondern auch auf sozialstaatliche Leistungen verwiesen, die politisch gegen einen immer übermächtiger werdenden Markt verteidigt werden müssten.

Der Standardtypus, den ich etwas umständlich ‚ewig unbefriedigender Lebensstandard‘ genannt habe, ist insofern interessant, als er dem historischen Sinnbildungstypus der Permanenz im Wandel ähnlich ist. Bei dieser Vorstellung wachsen die (materiellen oder auch immateriellen) Bedürfnisse immer parallel zum Lebensstandard, kommen damit also nie zu einer Erfüllung. Eine prinzipielle Verbesserung der Lebensumstände ist theoretisch möglich, die Menschen hätten nur nichts davon, weil sie die Verbesserung nicht schätzen könnten. Da dies jedoch nur von älteren Generationen bemerkt wird, da sie ja noch einen anderen Lebensstandard kannten, birgt dieses Phänomen sowohl intergenerationelles Konfliktpotential, da für jede vorangehende Generation die Erwartungen der nachfolgenden Generationen als maßlos erscheinen müssen, als auch intragenerationelles Potential der Identifikation über geteilte Erfahrungen und Erwartungen. Was der einen Generation noch wichtig und wertvoll erscheint, weil es z.B. in ihrer Jugend Mangelware oder nicht für alle zugänglich war (wie bestimmte Rechte und Freiheiten), hält die andere Generation scheinbar für selbstverständlich und ‚normal‘. Intragenerationell wiederum können sich Menschen ihrer gemeinsamen Wertschätzung bestimmter Güter und Entscheidungsspielräume versichern und sich damit generationell identifizieren. Solche Aushandlungen münden oft in Äußerungen zu einem ‚angemessenen Lebensstandard‘, mit dem der Topos der ‚Zufriedenheit‘ eng verbunden ist.

Beim ‚angemessenen Lebensstandard‘ wird das Maß dessen, was als angemessen erachtet wird, normativ definiert. Verbesserungen des Lebenswandels sind bei dieser Vorstellung zwar prinzipiell möglich, werden aber in bestimmten Bereichen abgelehnt. Man könnte also auch von der Vorstellung eines moralischen oder maßvollen Fortschritts sprechen. Denkbar wäre z.B. (was jedoch nicht so in den Interviews geäußert wurde), dass verbesserte medizinische Heilungsmethoden in bestimmten Bereichen als moralisch vertretbar betrachtet werden, während mehr Konsummöglichkeiten (und das wird tatsächlich so in den Interviews geäußert) als Maßlosigkeit abgelehnt werden. Diese normativen Vorstellungen zu einem angemessenen Lebensstandard sind konservativer Natur und nicht unbedingt offen für innovative Veränderungen. Sie fordern in der Regel eine gewisse Bescheidenheit der

Ansprüche. Wie ich an einer Interviewsequenz mit der Familie Baum gezeigt habe, sind Großmutter und Mutter der Meinung, dass der aktuelle Lebensstandard ausreiche, es ihren Kindern also *nicht* besser zu gehen *brauche*. Der Enkel hingegen hat eine diffuse Ahnung, dass das, was wir heute für ‚gut‘ halten, nicht zwangsläufig auch für zukünftige Generationen zutreffen muss. Während also seine Großmutter und Mutter ihre Zukunftserwartungen aus ihren eigenen Erfahrungen ableiten, es also so weitergehen könne, wie gehabt, imaginiert der Enkel einen offenen Erwartungshorizont, der heute noch gar nicht mit Inhalt gefüllt werden kann. Nicht nur bei der Familie Baum, sondern auch in vielen anderen Beispielen dient der Topos der ‚Zufriedenheit‘ dabei als Platzhalter, der als Form von leerem Reden die generationell unterschiedlichen und potentiell konfliktlastigen Vorstellungen eines ‚guten Lebens‘ auf einen unbestimmten Nenner bringt, auf den sich alle Gesprächsteilnehmer (inklusive der Interviewerin) einigen konnten.

6.3 Orientierung

Mit der Orientierung kommen wir nun zur zentralen Fragestellung dieser Dissertation. Zuerst soll hier kurz zusammengefasst werden, an wem sich die Interviewten bewusst orientieren, wen sie also beispielsweise als Vorbilder nennen. Anschließend diskutiere ich die Frage der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen und die Beobachtung generationeller Brüche in den Gesprächen. Abschließend geht es darum, ob Vergangenheit oder Zukunft die zentrale Orientierungsfunktion für die Interviewten darstellen.

6.3.1 Bewusste Orientierung

Die Interviewten orientieren sich in ihren Erzählungen an unterschiedlichen Personengruppen: alle drei Generationen beziehen sich auf ihre individuellen Erfahrungen und Erlebnisse in der Vergangenheit sowie auf Erzählungen ihrer Eltern und Großeltern. Freunde und Bekannte werden ebenfalls von allen drei Generationen als Referenzen für Geschichten genannt. Dabei werden sie von den Großeltern und Eltern meistens im Kontext von Evaluationen der eigenen Lebensgeschichte genannt, während die Enkel und gelegentlich auch die Eltern ihre Freunde und Bekannte als Referenzen für aktuelle oder zukünftige Handlungsoptionen und Möglichkeitsräume heranziehen.

Die Elterngeneration bezieht sich für Bewertungen der aktuellen und der zukünftigen Entwicklungen in einigen wenigen Fällen auf Aussagen ihrer eigenen Kinder. Am Beispiel von Marianne (G1) und Carole Bach (G2) (vgl. Kap. 5.3) konnte außerdem gezeigt werden, dass die allgemeinen Sichtweisen der Tochter den Deutungsrahmen für die Lebensgeschichte der Mutter darstellt und ihr ermöglicht, ihre früheren Entscheidungen retrospektiv zu legitimieren. In sehr wenigen Fällen werden bei der Enkelgeneration ‚die‘ Medien oder ‚die‘ Gesellschaft als Quellen für die Bewertung der gegenwärtigen und der zukünftigen Entwicklung genannt.

Als Vorbilder werden von den Interviewten am häufigsten Familienmitglieder genannt. Darunter v.a. bei den Frauen der Elterngeneration Großmütter, die sich aus heutiger Sicht für ihre Zeit unkonform verhalten haben. Die Orientierung an der eigenen Familie ist aber vermutlich auch deswegen so stark, weil die Interviewten sich an der Familie orientieren

können. Hätte ich Personen interviewt, die keine intakten Familien haben, hätte das Ergebnis ganz anders aussehen können und Außenstehende vielleicht eine größere Rolle gespielt.

Das Beispiel von Laure aus der Gruppe der Enkel (AK G3) (vgl. Kap. 3.2.2) ist ein interessanter Einzelfall: Sie vergleicht die luxemburgische Gesellschaft mit der von Burkina Faso, wo sie einige Wochen als ehrenamtliche Mitarbeiterin einer Hilfsorganisation verbrachte. Was Laure in Luxemburg verloren glaubt, nämlich die Fähigkeit und den Willen zu Solidarität und nachbarschaftlicher Hilfsbereitschaft, glaubt sie in Afrika gefunden zu haben. Was in Luxemburg noch zur Zeit ihrer Großeltern möglich war, ‚findet‘ sie Jahrzehnte später in einem kulturell völlig anderen Kontext. Laure projiziert hier auf nostalgische Weise ihre Sehnsucht nach einer weniger komplexen und sozialeren Gesellschaft auf einen Alltag von Menschen, die objektiv betrachtet in Armut leben und die abhängig von der Hilfe ‚westlicher‘ Organisationen sind. Wie bei Laures Verweis auf die Zeit der Großeltern, die sie als geprägt durch einen Überlebenskampf bezeichnet, der die Menschen dazu brachte näher zusammenzurücken, werden auch in diesem Fall die negativen Aspekte dieser Lebensweise entweder ausgeblendet oder romantisiert. In Zeiten größerer Mobilität, die auch nicht vor ‚*Dark Tourism*‘ haltmacht, also den touristisch motivierten Reisen in (ehemalige) Krisengebiete, könnten auf Reisen gemachten Beobachtungen vermehrt der Orientierung bei der Bewertung der eigenen Lebensverhältnisse dienen.

6.3.2 Die ‚Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen‘

Sind die Unterschiede zwischen den Generationen, aber auch zwischen verschiedenen sozialen Milieus bezüglich der Erfahrungen und Erwartungen tatsächlich, wie von Hartmut Rosa propagiert, so groß, dass sich „intergenerationelle Klüfte“ auftun? Lassen sich „Altersbruchlinien“ im empirischen Material, wie es in dieser Arbeit präsentiert wurde, aufzeigen?

a) Zum sozialen Standpunkt

Unterschiedliche Perspektiven auf die Welt aufgrund des sozialen Standpunktes waren kein zentrales Thema dieser Arbeit. Es ist jedoch klar, dass die strukturellen Beschränkungen, wie

sie beispielsweise durch niedrige Schulabschlüsse (bei G3 Pisani, Bach und Valentini) oder durch Krankheiten wie eine Depression (G3 Pisani) auftreten, einen Einfluss auf den konkreten Handlungsspielraum der Einzelnen haben. Die subjektive Wahrnehmung dessen kann davon durchaus abweichen, wie z.B. bei Jasmin Valentini. Auch die vielen biographischen Erzählungen älterer Generationen, in denen das Fehlen oder das Vorhandensein finanzieller Mittel Ausschlag gebend waren, ob ein junger Mensch eine weiterführende Schulbildung bekam, weisen in dieselbe Richtung. Weiterhin spielen die familiär geteilten Werte und Einstellungen und verbunden damit das soziale Milieu eine Rolle: am Beispiel der beiden Freundinnen Marie-Thérèse und Marie-Paule (AK G1) wurde deutlich, dass die eine aufgrund eines kleinbürgerlichen, aber urbanen familiären Hintergrundes wie selbstverständlich Abitur machen durfte, während die andere wie selbstverständlich ihren Platz im Familienbetrieb auf dem Bauernhof einnahm.

b) Zum generationellen Standpunkt

Wenn man die intergenerationell unterschiedlichen Perspektiven auf „lebensweltliche und alltagspraktische Orientierungen“ (Hartmut Rosa) betrachtet, fällt auf, dass zwar in den Interviews generationelle Brüche sichtbar werden, diese aber nicht generell für alle Bereiche des Lebens gelten. Es bilden sich vielmehr themen- und teilweise auch familienspezifisch ausgeprägte generationelle ‚Koalitionen‘ und Brüche.

Dabei muss unterschieden werden zwischen individuell gemachten *Erfahrungen* in einem spezifischen sozialen und zeitlichen Kontext, die die Generationen voneinander trennen können, und zwischen *Einstellungen*, die generationenübergreifend trotz unterschiedlicher Erfahrungen geteilt werden. Die Vermutung der ‚Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen‘ entlang horizontaler Trennungslinien der „miteinander lebenden Generationen“ (Hartmut Rosa) greift daher zu kurz. Bei einem Thema kann Einigkeit zwischen zwei Generationen herrschen, bei einem anderen wiederum können die einen den Standpunkt der anderen überhaupt nicht nachvollziehen.

Generationelle Brüche und Koalitionen: Einstellungen

Was geteilte Einstellungen angeht, haben wir am Beispiel der Familie Hames gesehen (vgl. Kap. 5.2), dass bezüglich des Stellenwertes einer akademischen Ausbildung intergenerationeller Konsens herrscht. Die unterschiedlichen Erfahrungen bezüglich des

Zugangs zu Bildung sind hierfür der Motivator: Albert Hames wusste genau, was ihm vorenthalten worden war und wollte dies für seine Nachkommen ändern. Sein Zukunftsprojekt hat sich im Laufe der Zeit zu einer familiären Selbstverständlichkeit entwickelt, ohne dass die jüngeren Familienmitglieder den Ursprung dafür zu kennen scheinen. Da die Interviews immer nur einen kleinen Ausschnitt der familiären Diskurse zeigen, mag das Resultat vom Fehlen generationeller Bruchlinien für andere Themen bei dieser Familie nicht gelten.

Auch bei Familie Baum (vgl. Kap. 5.1) herrscht Einigkeit darüber, dass Selbständigkeit und Eigenständigkeit zu einem beruflichen Fortkommen dazugehören und dass jeder und jede die Möglichkeit hat, die Zukunft im eigenen Sinne zu gestalten. Worin sich die Generationen unterscheiden, ist die Art, wie sie dies ausdrücken. Ab der Elterngeneration wird nicht mehr von ‚Selbständigkeit‘ und ‚Unabhängigkeit‘ gesprochen, sondern von ‚Flexibilität‘ und ‚Mobilität‘. Dem fügen die beiden Enkel dieser Familie Begriffe wie ‚Risiko‘ und ‚Nachhaltigkeit‘ hinzu, Begriffe, die zu den medialen Diskursen ihrer jeweiligen Zeit gehören. Bei Familie Heinen (vgl. Kap. 4.2.2) bilden geteilte Moralvorstellungen und religiöses Engagement das Bindeglied zwischen den Generationen. Die Mitglieder der Familie Daniel (vgl. Kap. 5.4) sind sich in ihrer Deutung des Wandels der Arbeitswelt als Verfallsgeschichte einig, ebenso wie die Freunde in der Gruppe der Jüngsten (AK G3) sich gegenseitig in ihrer pessimistischen Sicht auf die Zukunft und dem idealisierten Blick auf die Vergangenheit bestärken (vgl. Kap. 3.2.2).

Ein Gegenteiliges Beispiel findet sich bei Familie Bach (vgl. Kap. 4.1): Großmutter und Enkel haben sehr abweichende Vorstellungen davon wie man seinen Arbeitsalltag zu gestalten hat. Marianne Bach ist dabei in den Normen und Werten der sogenannten Boomzeit gefangen, die Fleiß, Sparsamkeit und eine lebenslange geregelte Arbeit forderte und dem Einzelnen einen gewissen Wohlstand ermöglichen sollten. Nicolas Bach hingegen steht auf dem Standpunkt, dass nicht mehr dieselbe Arbeitsleistung erbracht werden muss, um ein bequemes Leben führen zu können und daher Arbeiten dem Zweck dient, eine Basis zu schaffen, die es einem erlaubt, langfristig nicht mehr arbeiten zu müssen.

Generationelle Brüche und Koalitionen: Erwartungen

Die empirischen Daten reichen nicht aus, um die Familiengenerationen und Alterskohorten als ‚Erwartungsgemeinschaften‘ zu bezeichnen.²⁸⁰ Im intergenerationellen Vergleich, den die Interviewten selber vollziehen, wird jedoch deutlich, was *nicht* Teil des Erwartungshorizontes zumindest der Elterngeneration war: berufliche Unsicherheit und Arbeitslosigkeit. Sie scheinen jedoch, anders noch als ihre eigenen Eltern (die G1), und vergleichbar ihren eigenen Kindern, in ihrer Jugend Zukunftserwartungen, Träume und Hoffnungen gehabt zu haben, die jenseits einer reinen Existenzsicherung lagen. Sie waren bereits geprägt durch politisch-philosophische Ideologien, Fragen nach dem Sinn des Lebens und ihrem (auch geographischen) Platz in der Welt. Dies mag für die Interviewten der Großelterngeneration auch zutreffen, entsprechende Aussagen finden sich jedoch nicht in vergleichbar reflektierender Form in den lebensgeschichtlichen Interviewpassagen.

Was die gegenwärtigen gesellschaftlichen Zukunftserwartungen des Luxemburger Lebensstandards angeht, lässt sich eine starke Einigkeit zwischen den Interviewten der Eltern-, aber auch der Großelterngeneration feststellen. Sie sind mehrheitlich der Meinung, dass der Lebensstandard nicht mehr gesteigert werden könne oder aber auch, dass er nicht mehr gesteigert werden solle. Sie setzen dabei ihre eigenen materiellen und sozialstaatlichen Bedürfnisse als Maßstab fest und entwickeln davon ausgehend einen Erwartungshorizont, der dieses Maß nicht überschreiten, ihn aber in der Regel auch nicht unterschreiten sollte. Die Gruppe der Jüngsten (AK G3) und einige der älteren Interviewten der Enkelgeneration haben eine vergleichbare Auffassung wie die älteren Generationen. Interessant ist an dieser Stelle die Gegenüberstellung der Alterskohorten der mittleren Gruppe (AK G2) und der jüngsten Gruppe (AK G3). Während erstere fürchten, in naher Zukunft den erreichten Lebensstandard zu verlieren und auf eine politische Einforderung des Erhalts des Status quo pochen, sehnen sich letztere nach einer Welt, die sie zeitlich in die Kriegs- und Nachkriegszeit verorten. Menschen seien damals hilfsbereiter gewesen, was sie zwar auf den historischen Kontext des Krieges beziehen, ohne jedoch die Implikationen für die restliche Lebensqualität dieser Zeit in Betracht zu ziehen. Beide Gruppen fordern also eine Umkehr, die mittlere Gruppe zurück in eine Zeit, in der die Menschen noch sichere

²⁸⁰ Vgl. Kirsten Gerland, Benjamin Möckel und Daniel Ristau, *Die Erwartung. Neue Perspektiven der Generationenforschung*, in: dies. (Hg.), *Generation und Erwartung. Konstruktionen zwischen Vergangenheit und Zukunft*, Göttingen 2013, S. 9-28.

Renten hatten und nicht die Wirtschaft politische Gestaltungsfähigkeiten einschränkte, die jüngere Gruppe in eine Zeit, in der Solidarität noch unmittelbar wie in sogenannten *face-to-face* Gesellschaften vorgestellt wird.

Das Beispiel der Diskussion von Martin Baum mit seiner Mutter und Grossmutter über die Frage ob es unseren Kindern besser gehen solle, stellt zwar einen Einzelfall dar, ist aber insofern interessant, als sich hier einerseits zeigt, dass Martin sich eine Zukunft jenseits des bereits Bekannten vorstellen kann, auch wenn er diese nicht klar definieren kann (vgl. Kap. 4.2.1). Interessant ist dabei auch die Reaktion seiner Mutter Nicole. Wie wir in Kap. 5.1 gesehen haben, stellt sie sich in ihrem Einzelgespräch als Person dar, die gesellschaftlichen Stillstand und Verharren in Traditionen verachtet und die moderne Anforderungen an den Arbeitnehmer in Form von Flexibilität und Mobilität als Mittel betrachtet, die eigene Zukunft individuell zu gestalten. Als ihr Sohn jedoch im Familiengespräch sagte, dass er es gut fände, wenn es seinen zukünftigen Kindern einmal besser ginge als ihm, reagierte sie sehr ungehalten und forderte, in Einklang mit der Großmutter, dass Martin sich mit seinen Ansprüchen in den Grenzen eines angemessenen Lebensstandards einfügen solle. Während er das Wort ‚besser‘ in dem Sinne deutete, dass man heute noch gar nicht wissen könne, was zukünftige Generationen darunter verstünden, verharrte sie in der Interpretation von ‚besser‘ als ‚mehr Konsum‘. Je nach Situation und Thema können also die Aussagen bereits einer einzelnen Person sehr widersprüchlich sein. Zum Thema Arbeit sieht Nicole Baum sich und ihre Söhne in einem gemeinsamen Erfahrungsraum, der geprägt sei durch den Verlust des *Jobs for life* und der Notwendigkeit flexibel zu sein, was sie alle als positiv erachten. Zum Thema des zukünftigen Lebensstandards in Luxemburg fordert sie wie ihre eigene Mutter auch eine Bescheidenheit der Ansprüche. Die Erwartungshorizonte von Mutter und Sohn sind bei diesem Thema deutlich weiter auseinander als zu den Zukunftsaussichten in einer gewandelten Arbeitswelt.

Generationelle Brüche und Koalitionen: Erfahrungen

Die Großeltern- und Elterngeneration teilen in der Regel die Erfahrung sicherer Arbeitsverhältnisse, wachsenden Wohlstands und Vertrauen in die Sicherungssysteme des Sozialstaates. Prekäre Arbeitsverhältnisse, mit denen zumindest in meinem Sample die Jugendlichen heute theoretisch konfrontiert sind, tauchen in den Erzählungen der Großeltern über die Zeit zwischen den Weltkriegen auf.

Was die Lebensqualität im Sinne von Konsummöglichkeit, aber auch im Bereich des Angebots von Ausbildungsfächern, angeht spielen strukturelle Bedingungen eine größere Rolle bei der Angleichung der Erfahrungen. Die wenigsten Interviewten der Elterngeneration sprechen über Konsum anders als im Sinne einer Konsumkritik. Das wachsende Warenangebot bildet keinen Rahmen für die Erzählungen von den lebensweltlichen Veränderungen während ihrer Jugend. Eine Ausnahme bildet hier Susanne Valentini, deren Eltern nach Luxemburg eingewandert waren (vgl. Kap. 4.2.2). Der Zugang zu Massenkonsum scheint die gemeinsame Erfahrung der meisten Eltern und Enkel zu sein, während die Großeltern noch materiell kargere Zeiten kannten. Was den Wandel der Entscheidungsfreiheiten und der Erziehungsstile angeht, kann man generell ebenfalls einen geteilten Erfahrungsraum für die Eltern- und Enkelgeneration feststellen. Es gibt jedoch auch einige Fälle, in denen auch die Eltern (G2) noch vergleichbar enge Handlungsfreiräume erlebten wie ihre eigenen Eltern (G1) bzw. Fälle, in denen bereits die Großeltern mit dem Erziehungsstil ihrer Eltern gebrochen hatten, sodass es zu unterschiedlichen Erfahrungsräumen zwischen der Urgroßelterneneration (G0) auf der einen Seite und der Großeltern-, Eltern- und Enkelgeneration (G1-3) kommt.

6.3.3 Zeitliche Orientierung

Jörn Rüsen schreibt zum Geschichtsbewusstsein, dass das erfahrungsgesättigte Wissen der Vergangenheit zur Deutung dessen mobilisiert werde, was gegenwärtig geschieht und was von der Zukunft zu erwarten sei.²⁸¹ Das gegenwärtige Orientierungsbedürfnis der von mir interviewten Personen zeigt sich in der prominenten Stellung der drei Deutungsmuster: Für ältere Generationen sind die Veränderungen und Verhältnisse der gegenwärtigen Berufswelt neu und beunruhigend; die Erzählungen der älteren Generationen über ihre engen Entscheidungsspielräume sind v.a. für die jüngste Generation faszinierend und abschreckend zugleich. Und die Frage, wie sich der Lebensstandard in Luxemburg in Zukunft weiterentwickeln wird, betrifft alle Generationen gleichermaßen. Aber mobilisieren die Interviewten zur Befriedigung ihrer Orientierungsbedürfnisse immer nur die Vergangenheit? Jürgen Straub schreibt in seinem Aufsatz zum historischen Bewusstsein: „[...] wo die

²⁸¹ Vgl. Jörn Rüsen, *Strukturen historischer Sinnbildung*, in: Werner Weidenfeld (Hg.), *Geschichtsbewusstsein der Deutschen. Materialien zur Spurensuche einer Nation*, Köln 1987, S. 52-63, hier S. 57ff.

historische Erinnerung dagegen defizitär ausfällt oder gänzlich fehlt, wird man auf verantwortliches Handeln gleichfalls vergebens warten müssen“.²⁸² Wird diese besondere Stellung der Vergangenheit durch mein empirisches Material bestätigt? Oder könnte man in Analogie zu Harald Welzers Konzept des Zukunftsgedächtnisses nicht auch davon ausgehen, dass die *erwartungs*gesättigten Hoffnungen und Pläne für die Zukunft zur Deutung dessen mobilisiert werden, was gegenwärtig geschieht und dessen Ursprünge in der Vergangenheit gesucht werden? Und in Analogie zu Jürgen Straub behaupten, dass wo Zukunftsvisionen defizitär ausfallen oder gänzlich fehlen, man auf verantwortliches Handeln erst recht vergebens wird warten müssen?

Die unbefriedigende, da uneindeutige Antwort auf diese Fragen, kann ich aufgrund meiner empirischen Basis nur folgendermaßen geben: Vergangenheit und Zukunft spielen als Bezugspunkte für die Orientierung in der Gegenwart gleichermaßen eine Rolle, jedoch mit individuell unterschiedlicher Gewichtung. Renée Wagener beklagt bezogen auf das Geschichtsbewusstsein zum Zweiten Weltkrieg die Unwissenheit der von ihr interviewten Jugendlichen.²⁸³ Spontan würde ich ihr zustimmen. Bei genauerer Betrachtung der Interviews wurde jedoch deutlich, dass über die Hälfte der von mir interviewten Jugendlichen wenn auch keine detaillierte Kenntnis der Lebensgeschichten ihrer Vorfahren, wie es bei der Großelterngeneration oft der Fall ist, dafür aber eine Vorstellung von den Lebensumständen ihrer Vorfahren hat. Ob ihr Wissen aus dem Bereich der Sozial- und Alltagsgeschichte historischen Tatsachen entspricht, sei dahingestellt. Vor allem die von den Großeltern erzählten Geschichten der engen Entscheidungsspielräume ihrer Jugend, die geprägt war durch autoritäre Eltern und Lehrer, bilden das Reservoir, aus denen sich deren Vergangenheitsvorstellungen bezüglich des Wandels der Handlungsfreiheiten speist. Diese Geschichten scheinen besonders anschlussfähig zu sein, da sie unmittelbar vergleichbar sind mit den Alltagserlebnissen Jugendlicher mit Eltern und Lehrern. Die andere Hälfte der interviewten Jugendlichen befindet sich was ihr historisches Wissen angeht, tatsächlich im ‚Tal der Ahnungslosen‘. Dennoch würde ich bei ihnen nicht davon ausgehen, dass sie keinerlei Orientierung für die Zukunft hätten.

²⁸² Jürgen Straub, *Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung*, S. 131.

²⁸³ Vgl. Renée Wagener, *Familial Discussions in the Context of Memory Research on the Second World War*, S. 69-94.

Das Beispiel der Brüder Martin und Paul Baum-Klein (vgl. Kap. 5.1) verdeutlicht dies. Ähnlich wie ihr Vater Claude, scheinen sie sich weder für die Familiengeschichte noch Geschichte allgemein zu interessieren. Während ihre Mutter in der Lage war, die gegenwärtigen Arbeitsbedingungen intergenerationell zu vergleichen und aus den Erfahrungen ihres Großvaters den Schluß für die Zukunft ziehen konnte, dass Flexibilität- und Mobilitätsanforderungen durchaus positive Seiten hätten, insofern sie einem die Möglichkeit gäben, eine unzufriedenstellende Arbeitsstelle aufzugeben, argumentierten ihre Söhne nie historisch. Sie zogen ihre Gewissheiten, wie sie in Zukunft ihr Leben gestalten und eventuell sogar die Gesellschaft prägen wollen, aus den familial geteilten und vermittelten Einstellungen. Sie entwickelten zwar keine weitreichenden und revolutionären Visionen, positionierten sich dennoch klar gegen die Art der gegenwärtigen Form des Wirtschaftens und fanden, dass die Finanzkrise gerade den richtigen Rahmen bilde, um Wirtschaftswissenschaften zu studieren, denn sie wollen in ihren Worten ‚nachhaltiger und sozialer wirtschaften‘. Das ‚Wohin‘ ist ihr Antrieb und ihre Orientierung. In diesem Fall wäre es spannend gewesen, intensivere Gespräche zu führen, um etwas über den Einfluss von Freunden und Medien in Erfahrung zu bringen.

Der Fall der Familie Daniel (vgl. Kap. 5.4) ist das gegenteilige Beispiel. Auch wenn Nadine Daniel (G3) auffallend wenig über vereinzelte Lebensabschnitte ihrer Eltern und Großeltern wusste, hatte sie klare Vorstellungen von der optimistischen Aufbruchstimmung im Luxemburger Finanzsektor der 1960er Jahre. Während des Familiengesprächs vergegenwärtigten sich der Großvater, in diesem Fall der Zeitzeuge, seine Tochter und die Enkelin Nadine gemeinsam die glorreiche Zeit dieser Aufbauphase der Luxemburger Nachkriegsgeschichte. Die Erinnerungen des Großvaters und v.a. dessen Deutung dieser Zeit und die Entwicklung seither bilden die Folie, vor der Nadines gegenwärtige Lage und ihre Zukunftsaussichten nur negativ bewertet werden können. Das Wissen um die Vergangenheit wird in ihrem Fall zu einer Belastung und zu einem Hemmschuh bei der Entwicklung optimistischer Zukunftsaussichten.

Die Familie Bach steht zwischen den beiden anderen Beispielen (vgl. Kap. 5.3 und 4.3). Der Enkel Nicolas kennt die Familiengeschichten, die ihm in seiner gegenwärtigen Situation Orientierung bieten sehr gut: er kennt Beispiele von Vorfahren, die sich selbständig gemacht

haben, genau wie er es vorhat, und er hat eine klare Meinung zum Stellenwert von Entscheidungsfreiheiten, weil er um die engen Möglichkeitsräume seiner Großeltern, aber auch seines Vaters weiß. Die Vergangenheit dient ihm einerseits als Orientierung, viel stärker aber noch als Abschreckung: sie zeigt an, wohin er *nicht* will. Und auch bei ihm bilden die familial geteilten und vermittelten Einstellungen, die das Brechen mit gesellschaftlichen und familialen Erwartungen gutheißen, eine Ressource, aus der er die Zuversicht zieht, seine Ziele auf seine Art und Weise verfolgen zu können.

6.4 Fazit

Familial geteilte Einstellungen und Haltungen können als Bindeglied zwischen den Generationen wirken, auch wenn die lebensweltlichen Erfahrungen sehr unterschiedlich sind. Tradierte Vergangenheitsvorstellungen können sowohl einen positiven, als auch einen negativen Effekt auf die Bewertung der Gegenwart und der Zukunft haben, je nachdem ob die vorgestellte Vergangenheit als Wegweiser und Ziel für die Zukunft angesehen wird, oder als ein Zustand, der für immer verloren zu sein scheint.

Oder anders ausgedrückt: Retrospektiv bewertete Erfahrungen älterer Generationen und die damit potentiell verbundenen intergenerationellen Brüche können also durch die Arbeit des Familiengedächtnisses überbrückt, das Auseinanderdriften unterschiedlicher Erfahrungsräume vermieden werden. Ob das familial vermittelte und geteilte Geschichtsbewusstsein zu einer positiven oder negativen Bewertung der Zukunft beiträgt, hängt maßgeblich davon ab, welche Bewertungen sowohl der Vergangenheit als auch einer möglichen Zukunft in den intergenerationell geteilten, vermittelten und ausgehandelten Erzählungen, aber auch Haltungen, Einstellungen und Werten darin zum Ausdruck kommen. Die Analyse des empirischen Materials hat gezeigt, dass Orientierung an Erfahrungen älterer Generationen trotz beschleunigten sozialen Wandels auf vielfältige Weise möglich ist und dennoch nicht immer stattfindet. Im Idealfall stellt die Orientierung an älteren Generationen jedoch ein Instrumentarium bereit, Vertrauen in die individuelle Gestaltbarkeit der Zukunft zu haben oder neue-alte Zukunftsvisionen einer besseren Welt zu entwickeln.

Diese Arbeit lässt sich zwischen den Disziplinen Soziologie und Geschichtswissenschaft verorten. Während sich v.a. die Geschichtsdidaktik für das Geschichtsbewusstsein von Schülern zu verschiedenen Epochen interessiert und dabei kognitive und narrative Kompetenzen abfragt, fokussiert sich die Tradierungsforschung auf die intergenerationelle Weitergabe von Geschichtsbewusstsein zum Thema Zweiter Weltkrieg. Diese Arbeit gehört deutlich in letzter Gruppe der Geschichtsbewusstseinsforschung. Im Unterschied zu dieser beschäftigte sie sich jedoch nicht mit einer bestimmten historischen Epoche, sondern mit der Wahrnehmung und Bewertung der gesellschaftlichen Entwicklungen seit der Nachkriegszeit. Ein konkretes historisches Ereignis wie der Zweiten Weltkrieg, das im Laufe der Zeit sowohl im kulturellen wie im kommunikativen Gedächtnis immer wieder rezipiert

und neu mit Sinn versehen wurde, generiert typische Erzählungen. Fragen nach dem Geschichtsbewusstsein zum weniger griffigen sozialen Wandel seit der Nachkriegszeit generierten selten tradierbare Erzählungen, als vielmehr eine diffuse Mischung aus Erinnerungen und Meinungen. Andererseits war es dadurch leichter den Blick weg von der Vergangenheit und hin auf die weitere Entwicklung in die Zukunft zu richten. Der dem Geschichtsbewusstsein inhärente Zukunftsaspekt spielte in den bisherigen Forschungen v.a. zum Thema Zweiter Weltkrieg keine Rolle. Wichtiger war es gegenwärtige Vergangenheitsvorstellungen zu diesem ethisch und bildungspolitisch aufgeladenen Thema festzustellen. In der (Jugend-)Soziologie steht dagegen die Erforschung von Zukunftserwartungen im Mittelpunkt. Jedoch liegt hier der Fokus hauptsächlich auf den beeinflussenden Faktoren der Strukturmerkmale wie Bildung, Gender, soziales Milieu etc. Auch die Weitergabe von familial geteilten Werten wird untersucht. Aber die Rolle von Vergangenheitsvorstellungen für die Formulierung von Zukunftsvisionen wird hier außer Acht gelassen. Diese Lücken hat die vorliegende Arbeit versucht zu füllen.

Als Ausblick lässt sich abschließend festhalten, dass sowohl eine Hinwendung zu anderen zeitlichen Abschnitten, als auch eine genauere Betrachtung der im Geschichtsbewusstsein verankerten Zukunftserwartungen ein fruchtbares Unterfangen sein können. Denn nicht nur die gegenwärtige Bewertung der Vergangenheit, sondern auch gegenwärtige Visionen für die Zukunft, helfen uns, gegenwärtiges Denken und gegenwärtige Ereignisse zu verstehen.

7 Anhänge

Interviewleitfaden

Projekt Familienerinnerungen und Zukunftsperspektiven Interviewleitfaden

Einzelinterview: Großeltern

Verzielt mer w.e.g. iwwer lech an är Familie....

- Lebensgeschichte
- Leben der Vorfahren
- Berufstätigkeit
- Lebenszyklusrituale
- Erziehung der Kinder
- Wat fir Chancen haten an hunn är Kanner resp. Enkelkanner am Vergläich mat är eegener Chancen am Liewen?
- Wat fir Dreem hat der als jonke Mënsch? Huet er si erreecht? Wann net, wat ass geschitt? Wéi hunn sich är Dreem verännert?
- Wat fir Virstellungen hat dier freier vun ärer Zukunft?

Zeitstrahl (Vergangenheit + wat huet dier fir Planen an ärem Liewen, wat kennt der lech virstellen wat nach geschitt?)

Einzelinterview: Kind

Verzielt mer w.e.g. iwwer lerch an ärer Familie....

- Siehe „Grosseltern“
- Wien ass oder war eng Virbeld
- Woe gesitt der lech an 10 Joer?
- Wat fir Chancen hunn är Kanner am Vergläich mat är eegener Chancen am Liewen?
- Wat fir Dreem hat der als jonke Mënsch? Huet er si erreecht? wann net, wat ass geschitt? Wéi hunn sich är Dreem verännert?
- Wat fir Virstellungen hat dier freier vun ärer Zukunft?

Zeitstrahl (Vergangenheit + wat huet dier fir Planen an ärem Liewen, wat kennt der lech virstellen wat nach geschitt?)

Einzelinterview: Enkel-in

Erzählen deine Grosseltern, Eltern viel von früher? Wenn ja, was? Wenn nein, heißt das, dass du nichts aus dem Leben deiner Grosseltern und Eltern weisst? Interessiert es dich nicht?

- Wien ass eng Virbild? (an der Familie, an der Gesellschaft?)
- Woe gesitt der lech an 10 Joer?
- Glaubst du, dass es heute für dich leichter ist, einen Beruf zu wählen, eine Arbeit zu finden als für deine Eltern/ Grosseltern? Wie empfindest du die Wirtschaftskrise?
-

Zeitstrahl (Vergangenheit + wat huet dier fir Planen an ärem Liewen, wat kennt der lech virstellen wat nach geschitt?)

Familieninterview

- Fragen / Gedanken, die sich aus den Einzelinterviews ergeben haben.
- Diskussion: unsere Kinder sollen es einmal besser haben, als wir.
- Diskussion: Sind die Zukunftserwartungen der älteren Generation prinzipiell anders als die der Jüngeren?

Fragebogen Gruppengespräche

G1 + G2

1. Haben Sie als 20jährige optimistisch in die Zukunft geblickt?
2. Hat sich das irgendwann einmal geändert?
3. Hatten Sie damals oder später jemals Zukunftsängste?
4. Als sie in dem Alter waren, welche Rolle spielten damals familiäre Vorbilder?
5. Welche Rolle spielten ausserfamiliäre Vorbilder?
6. Hat der Spruch „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ für Sie eine Bedeutung?
7. Wie würden sie die Möglichkeit der verschiedenen Generationen, ihre Lebensziele zu erreichen einschätzen?

G3

1. Blickt ihr optimistisch in die Zukunft? Glaubt ihr, eure Lebensziele erreichen zu können?
2. Habt ihr Zukunftsängste?
3. Habt ihr familiäre Vorbilder?
4. Welche Rolle spielen ausserfamiliäre Vorbilder?
5. Hat der Spruch „Unsere Kinder sollen es mal besser haben als wir“ für euch eine Bedeutung?

6. Wie würdet ihr die Möglichkeit der verschiedenen Generationen, ihre Lebensziele zu erreichen, einschätzen?

Anschreiben Schlüsselpersonen

Léif Famille,

Dir huet eventuell schon héieren, dat ech zënter April op der Uni Lëtzebuerg schaffen. An menger These beschäftegen ech mech mat der Erënnerung vu Lëtzebuerger Famillen an dem Afloss vun deser Erënnerung op hier Entscheedungen fier d'Zukunft. Et geet speziell iwwer d'Thema Aarbecht: Waat wëssen déi verschiddener Generatiounen iwwer déi berufflech Biographien, Erfahrungen an Erzielungen vu hieren Ancêtren an wat fir eng Bedäitung haten an hun déi fir hier eegen berufflech Aspiratiounen an Virstellungen. Fir dat erauszefannen, well ech gären Interviews mat Famillen maachen, an dofir brauch ech ären Kontakter!

Ech sichen Famillen, vun iwwerall aus dem Land, vun allen Zorten Berufsgruppen, Lëtzebuerger, Lëtzebuerger mat auslänneschem Hannergrond an och Grenzgänger. Wichteg ass, dat dräi Generatiounen an den Famillen Kontakt mateneen hunn, Grousselteren tëschent 60 an 80 Joer, Elteren tëschent 40 an 60 Joer, an Kanner tëschent 16 an 30 Joer al sinn. Ech giff gären mat jidderengem een Einzelinterview maachen, an dann nach een mat der ganzer Famille zesummen. Eng Interview dauert an der Regel maximal eng Stonn. Hiere Numm an, wann gewënscht, och woe sie wunnen, ginn direkt no dem Interview anonymiséiert an ech verpflichten mech och, kengem Mënsch déi wierklech Identitéit vu de Leit ze verrooden.

Déi Interviewen sinn d'Basis vu menger These Doktoral, an dofir wär ech immens frou, wann dir mir kinnt hëllefen, Kontakt zu Leit ze kréien, dei Loscht an Interessi hunn fir an dësem Projet mat ze maachen.

Merci villmools,

E-mail: sophie.neuenkirch@uni.lu

Telephon: Handy 691-197613 oder am Büro 4666449703

Einverständniserklärung

FEUILLE D'INFORMATION AU PARTICIPANT

LUXFUT (Futures and pasts in transition. Family conversations on occupational and personal ambitions and perspectives in Luxembourg)

Personne de contact:

Sophie Neuenkirch
UNIVERSITE DU LUXEMBOURG
CAMPUS WALFERDANGE
route de Diekirch, B.P. 2
L-7201 Walferdange
T +352 466644 9703
sophie.neuenkirch@uni.lu

Madame, Monsieur

Vous êtes invité(e) à prendre part à une étude dans le cadre d'un projet de recherche en histoire et sciences sociales. Ce document est destiné à mieux vous informer, de telle manière à ce que vous puissiez donner votre consentement ou refuser de participer à cette étude. Votre participation est entièrement volontaire. Si vous décidez de participer à cette étude, vous pourrez vous retirer à tout moment. Cette étude a été approuvée par le Comité National d'Ethique de Recherche.

Objectif et description de l'étude

L'étude cherche à montrer comment le passé et le futur sont discutés au sein de différentes familles. Des interviews seront menés avec des membres de trois générations, d'abord individuellement, puis en groupe. L'étude est menée entre janvier 2009 et juin 2011; les interviews se font dans le cadre familial, mais sont encodés et analysés à l'Université. Il s'agit de voir si certaines idées sur le passé et le futur sont transmis à l'intérieur de la famille ou au contraire dans les groupes d'âge d'une même génération.

Protection de la vie privée

Les interviews sont anonymisés immédiatement, avant même d'être transcrits (mis sous forme écrite). Ensuite, ils seront encodés (par ordinateur) de sorte qu'il est impossible de retracer les identités personnelles. Les données sont donc traités dans un anonymat complet. Les chercheurs qui ont accès à ces données ne connaissent pas les noms des participants. Les participants ont le droit de se retirer à tout moment. Dès lors, toutes les données qui les concernent seront effacées complètement. Les droits des participants seront protégées selon la Loi de 2002 sur la protection des données.

INFORMATIONSLATT ZUR STUDIE

LUXFUT (Futures and pasts in transition. Family conversations on occupational and personal ambitions and perspectives in Luxembourg)

Kontaktperson:

Sophie Neuenkirch
UNIVERSITE DU LUXEMBOURG
CAMPUS WALFERDANGE
route de Diekirch, B.P. 2
L-7201 Walferdange
T +352 466644 9703
sophie.neuenkirch@uni.lu

Sehr geehrte Damen und Herren,
Vielen Dank für Ihr Interesse, das Sie für diese sozialwissenschaftliche Studie zeigen. Dieses Dokument soll Ihnen weitere Informationen anbieten, bevor Sie ihr formelles Einverständnis geben an dieser Studie mitzuwirken. Ihre Teilnahme ist freiwillig; Sie können sich also jederzeit zurückziehen. Die Studie hat die Zustimmung des Nationalen Komitees der Forschungsethik erhalten.

Ziel und Beschreibung der Studie

Die Studie untersucht wie Vergangenheit und Zukunft innerhalb der Familie erzählt werden. Es werden Einzelinterviews mit Mitgliedern der 3 Generationen geführt, sowie ein Gruppengespräch mit der Familie. Die Studie läuft von April 2009 bis Juni 2011. Nach den Erhebungen (Interviews), werden diese anonymisiert und transkribiert. Anschließend werden sie von Mitgliedern des Forschungsprojektes enkodiert und auf Sprach- und Themenmuster hin analysiert. Das Ziel ist es herauszufinden, ob Vergangenheitserzählungen und Zukunftsperspektiven innerhalb der Familie weitergegeben werden oder im wesentlichen von der eigenen Generation beeinflusst sind.

Datenschutz

Die Interviews werden sofort nach der Erhebung anonymisiert, bevor sie aufgeschrieben werden. Sie werden danach computergestützt enkodiert, so dass es unmöglich ist, die persönlichen Daten und Angaben herauszufinden. Die Daten werden also komplett anonymisiert. Auch die ForscherInnen, die mit der Analyse betraut sind, kennen nicht die Identität der ProbandInnen. Außerdem haben die Interviewpartner jederzeit die Möglichkeit sich aus dem Projekt zurückzuziehen. In dem Fall, werden auch ihre bereits aufgenommenen Interviews nicht mehr verwertet.

Die Rechte der TeilnehmerInnen werden gemäß dem Datenschutzgesetz von 2002 geschützt.

FORMULAIRE DE CONSENTEMENT ECLAIRE

LUXFUT (Futures and pasts in transition. Family conversations on occupational and personal ambitions and perspectives in Luxembourg)

Personne de contact:

Sophie Neuenkirch
UNIVERSITE DU LUXEMBOURG
CAMPUS WALFERDANGE
route de Diekirch, B.P. 2
L-7201 Walferdange
T +352 466644 9703
sophie.neuenkirch@uni.lu

Je soussigné(e), confirme par la présente que j'ai reçu suffisamment d'informations concernant cette étude de la part de la assistante de recherche, et que j'ai lu la feuille d'information attachée et en ai compris le sens.

Je suis conscient(e) que ma participation à cette étude est entièrement volontaire et que je peux mettre fin à tout moment à ma participation sans que cela me pose préjudice.

Mes données personnelles seront traitées de manière strictement confidentielle, comme prévu dans la loi sur la protection des données personnelles de 2002. Je comprends les raisons pour lesquelles ces données sont collectées, traitées et utilisées dans le cadre de cette étude.

J'accepte librement de participer à cette étude.

Nom du patient :

Date :

Signature participant(e) :

Je soussigné(e), Sophie Neuenkirch, assistante de recherche, confirme avoir informé la personne ci-dessus, des buts, de la nature, de la durée ainsi que des procédures de cette étude, et qu'il (elle) a accepté de participer à cette étude.

Date :

signature :

EINVERSTÄNDISERKLÄRUNG

LUXFUT (Futures and pasts in transition. Family conversations on occupational and personal ambitions and perspectives in Luxembourg)

Kontaktperson:

Sophie Neuenkirch
UNIVERSITE DU LUXEMBOURG
CAMPUS WALFERDANGE
route de Diekirch, B.P. 2
L-7201 Walferdange
T +352 466644 9703
sophie.neuenkirch@uni.lu

Ich, der/die Unterzeichnende, bestätige hiermit, dass ich von der Projektmitarbeiterin genügend Informationen zur Studie erhalten habe und dass ich das angehängte Informationsblatt gelesen und verstanden habe.

Ich bin mir bewusst, dass meine Teilnahme an dieser Studie auf freiwilliger Basis ist und dass ich mich jederzeit ohne Vorbehalt aus der Studie zurückziehen kann.

Meine persönlichen Daten und Angaben werden strikt vertraulich behandelt, wie es im Datenschutzgesetz von 2002 vorgesehen ist. Ich verstehe, warum die Daten im Rahmen dieses Forschungsprojektes erhoben, behandelt und benutzt werden.

Ich erkläre mich einverstanden an dieser Studie mitzuwirken,

Name des Teilnehmers/der Teilnehmerin

Datum :

Unterschrift des Teilnehmers/der Teilnehmerin :

Ich, die Unterzeichnende, Sophie Neuenkirch, Projektmitarbeiterin, bestätige hiermit die obengenannte Person über die Zwecke, Vorgehensweise und Dauer der Studie in Kenntnis gesetzt zu haben und ihr Einverständnis an der Studie teilzunehmen erhalten zu haben.

Datum :

Unterschrift

Geheimhaltungsvereinbarung (non disclosure agreement)

Ich, der/die Unterzeichnende, verpflichte mich im Rahmen des Forschungsprojektes LUXFUT (Futures and pasts in transition. Family conversations on occupational and personal ambitions and perspectives in Luxembourg)

- zur Geheimhaltung aller Informationen, die die Interviews enthalten, welche ich transkribiert habe und transkribieren werde
- mit den Interviewten selbst weder über die Transkriptionsarbeit noch über die Inhalte der Interviews (ob transkribiert oder nicht) zu reden.
- alle erforderlichen Maßnahmen zu treffen, um deren Kenntnisnahme durch Dritte zu verhindern.

Die Verpflichtung zur Geheimhaltung gilt nicht für Informationen, die bereits offenkundig sind (allgemein bekannt sind) und damit nicht mehr geheim oder schutzfähig sind.

Name:

Unterschrift:

Datum :

8 Bibliographie

- Angvik, Magne und Bodo v. Borries (Hg.), *Youth and History. A Comparative European Survey on Historical Consciousness and Political Attitudes among Adolescents*, Hamburg 1997
- Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1999.
- Auxenfans, Marc, *D'Finanzplaz*, in: Sonja Kmec, Benoît Majerus, Michel Margue und Pit Péporté (Hg.), *Lieux de mémoire au Luxembourg. Usages du passé et construction nationale / Erinnerungsorte in Luxemburg. Umgang mit der Vergangenheit und Konstruktion der Nation*, Luxemburg 2007, S. 227-232
- Ball, Stephen, Meg Maguire und Sheila Macrae, *Space, Work and the 'New Urban Economies'*, in: *Journal of Youth Studies*, 3(3), 2000, S. 279–300.
- Barnard, Alan und Jonathan Spencer (Hg.), *Encyclopedia of Social and Cultural Anthropology*, London und New York 2008.
- Beck, Ulrich, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt am Main 1986.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim, *Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart*, in: *Zeitschrift für Soziologie* 22(3), 1993, S. 178-187.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim, *Individualisierung in modernen Gesellschaften – Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie*, in: dies. (Hg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt am Main 2012, S. 10-42.
- Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim (Hg.), *Risikante Freiheiten. Individualisierung in modernen Gesellschaften*, Frankfurt am Main 2012.
- Beck-Gernsheim, Elisabeth, *Life as a Planning Project*, in: S. Lash, B. Szerszynski, B. Wynne (Hg.), *Risk, Environment and Modernity. Towards a New Ecology*, London 1996, S. 139-153.
- Bernet, Rudolf und Dieter Lohmar (Hg.), *Edmund Husserl, Die Bernauer Manuskripte über das Zeitbewusstsein (1917/18)*, London 2001.
- Bjerg, Helle, *The Culture of Memory in the „Grandchildren Generation“ in Denmark*, in: ders., Claudia Lenz und Erik Thorstensen (Hg.), *Historicising the Uses of the Past. Scandinavian Perspectives on History Culture, Historical Consciousness and Didactics of History Related to World War II*, Bielefeld 2011, S. 241-257.

- Bjerg, Helle, Claudia Lenz und Erik Thorstensen (Hg.), *Historicising the Uses of the Past. Scandinavian Perspectives on History Culture, Historical Consciousness and Didactics of History Related to World War II*, Bielefeld 2011.
- Bleakney, Lesley Anne und Jens Kroh, „Now the Economy is Down, But It Will be Up Again“. Global Recession and Family Narratives in the United States, in: *Journal of Family Life*, 5. Mai 2009.
- Bleakney, Lesley Anne und Harald Welzer, Strukturwandel des Familiengedächtnisses: Ein Werkstattbericht, in: *Familiendynamik* 34(1), 2009, S. 2-9.
- Bloch, Ernst, *Erbschaft dieser Zeit*, Zürich 1935.
- Andreas Böhm, Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbeck bei Heimburg 2000, S. 475-485.
- Boesen, Elisabeth, *Lebensplanung und Familiengeschick. Soziale Transformationsprozesse und familiäre Tradierung bei luxemburgischen Bauern*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 95-116.
- Boesen, Elisabeth, *The Family as a Social Frame of Memory. The Example of Luxembourgian Farmer Families*, in: dies., Fabienne Lentz, Michel Margue, Denis Scuto und Renée Wagener (Hg.), *Peripheral Memories. Public and Private Forms of Experiencing and Narrating the Past*, Bielefeld 2012, S. 95-120.
- Boesen, Elisabeth und Denis Scuto, Historical Testimony and Social Transformation on Memory Processes in Farmer and Steelworker Families in Luxembourg, in: *Journal of Comparative Family Studies* 2011, S. 339-353.
- Boesen, Elisabeth und Fabienne Lentz (Hg.), *Migration und Erinnerung. Konzepte und Methoden der Forschung / Migration et mémoire. Concepts et méthodes de recherche*, Berlin 2010.
- Boesen, Elisabeth, Fabienne Lentz, Michel Margue, Denis Scuto und Renée Wagener (Hg.), *Peripheral Memories. Public and Private Forms of Experiencing and Narrating the Past*, Bielefeld 2012.
- Brannen, Julia und Ann Nilsen, *Young People's Perspective on the Future*, in: dies., Suzan Lewis und Janet Smithson(Hg.), *Young Europeans, Work and Family. Futures in transition*, London 2002, S. 48-68.
- Brannen, Julia und Ann Nilsen, Young People's Time Perspectives: From Youth to Adulthood, in: *Sociology*, 36(3), 2002, S. 513–537.
- Brannen, Julia, Suzan Lewis, Ann Nilsen und Janet Smithson(Hg.), *Young Europeans, Work and Family. Futures in transition*, London 2002.

- Bude, Heinz, *„Generation“ im Kontext. Von den Kriegs- zu den Wohlfahrtsstaatsgenerationen*, in: Ulrike Jureit und Michael Wildt (Hg.), *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005, S. 28-44.
- Devadason, Ranji, *To Plan or Not to Plan? Young Adult Future Orientations in Two European Cities*, in: *Sociology*, 42(6), 2008, S. 1127–1145.
- Doering-Manteuffel, Anselm, *Nach dem Boom*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* (VfZ) 4/2007, S. 559-581.
- Doering-Manteuffel, Anselm und Lutz Raphael, *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2012.
- Ecarius, Jutta, Nils Köbel und Katrin Wahl, *Familie, Erziehung und Sozialisation*, Wiesbaden 2011.
- Fehlen, Fernand, *Grenzüberschreitende räumliche Mobilität als Infragestellung der sozialen Aufwärtsmobilität. Überlegungen zur Entwicklung eines supranationalen Arbeitsmarktes in Luxemburg*, in: *Cahier du Centre Universitaire, série ISIS, no. 3*, 1997, S. 41–56.
- Fehlen, Fernand, *Une petite société en mutation. Le Luxembourg entre ouverture et repli*, in: Gilbert Trausch (Hg.), *Le Luxembourg au tournant du siècle et du millénaire*, Luxemburg 1999, S. 113–129.
- Fehlen, Fernand, *Sozialstruktur und sozialer Wandel*, in: Helmut Willems, G. Rotink, D. Ferring, J. Schoos, M. Majerus, N. Ewen, M. A. Rodesch-Henges (Hg.), *Handbuch der sozialen und erzieherischen Arbeit in Luxemburg - Manuel de l'intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg*, Luxemburg 2010, S. 129–142.
- Fivush, Robyn, *Remembering and reminiscing: How individual lives are constructed in family narratives*, in: *Memory Studies*, 2008, 1(1), S. 49–58.
- Flick, Uwe, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg 2009.
- Georgi, Viola B., *Entliehene Erinnerung. Geschichtsbilder junger Migranten in Deutschland*, Hamburg 2003.
- Gerland, Kirsten Benjamin Möckel und Daniel Ristau (Hg.), *Generation und Erwartung. Konstruktionen zwischen Vergangenheit und Zukunft*, Göttingen 2013.

- Gerland, Kirsten, Benjamin Möckel und Daniel Ristau, *Die Erwartung. Neue Perspektiven der Generationenforschung*, in: dies. (Hg.), *Generation und Erwartung. Konstruktionen zwischen Vergangenheit und Zukunft*, Göttingen 2013, S. 9-28.
- Glaser, B.G. & A. Strauss, *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*, Bern 1998.
- Goodwin, John und Henrietta O'Connor, *Exploring Complex Transitions: Looking Back at the 'Golden Age' of From School to Work*, in: *Sociology* 39 (2), 2005, S. 201-220.
- Graf, Rüdiger und Kim Christian Priemel, *Zeitgeschichte in der Welt der Sozialwissenschaften. Legitimität und Originalität einer Disziplin*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 59(4), 2011, S. 479–508.
- Gudehus, Christian, *Tradierungsforschung*, in: ders., Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010, S. 312-319.
- Gudehus, Christian, „*Wenn wir den Krieg verlieren, wird Deutschland eine französische Kolonie sein*“ *Zukunftsvorstellungen deutscher Soldaten in britischer Kriegsgefangenschaft*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 116-132.
- Gudehus, Christian, Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010.
- Halbwachs, Maurice, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt 1985.
- Heinz, Walter R., *Youth transitions in an age of uncertainty*, in: Andy Furlong (Hg.), *Handbook of Youth and Young Adulthood. New perspectives and agendas*, London 2009, S. 3-13.
- Hengen, Emile und Marius Remackel, *De Preiss*, in: Sonja Kmec, Benoit Majerus, Michel Margue und Pit Peporte (Hg.), *Lieux de mémoire au Luxembourg/Erinnerungsorte in Luxemburg*, Luxemburg 2007, S. 279-284.
- Hillebrand, Mark, *Zwischen DDR-Vergangenheit und Zukunftserwartung im vereinten Deutschland. Einheitserzählungen verschiedener Generationen Ostdeutscher*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 46-61.
- Hirsch, Mario, *Organisierte Interessen, Kammern und ‚Tripartite‘*, in: Wolfgang H. Lorig und Mario Hirsch (Hg.), *Das politische System Luxemburgs*, Wiesbaden 2008, S. 190-208.
- Hölscher, Lucian, *Die Entdeckung der Zukunft*, Frankfurt am Main 1999.
- Hölscher, Lucian, *Zukunft und Historische Zukunftsforschung*, in: Friedrich Jaeger, Burkhardt Liebsch, Jürgen Straub und Jörn Rüsen (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften Bd. 1*, Stuttgart 2004, S. 401-416.

- Hopf, Christel, *Qualitative Interviews – ein Überblick*, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg 2009, S. 349-360.
- Jaeger, Friedrich, Burkhardt Liebsch, Jürgen Straub und Jörn Rüsen (Hg.), *Handbuch der Kulturwissenschaften Bd. 1*, Stuttgart 2004.
- Jeismann, Karl-Ernst, *Geschichte als Horizont der Gegenwart. Über den Zusammenhang von Vergangenheitsdeutung, Gegenwartsverständnis und Zukunftsperspektive*. Paderborn 1985.
- Jensen, Olaf, *Zur gemeinsamen Verfertigung von Text in der Forschungssituation*, in: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 1(2), 2000 [32 Absätze].
- Jensen, Olaf, *Geschichte machen. Strukturmerkmale des intergenerationellen Sprechens über die NS-Vergangenheit in deutschen Familien*, Tübingen 2004.
- Jensen, Olaf und Harald Welzer, *Ein Wort ergibt das andere, oder: Selbstreflexivität als Methode*, in: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 4 (2), 2003, [58 Absätze].
- Jureit, Ulrike, *Generationenforschung*, Göttingen 2006.
- Jureit, Ulrike und Michael Wildt (Hg.), *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hamburg 2005.
- Karlsson, Klas-Göran, *Processing Time. On the Manifestations and Activations of Historical Consciousness*, in: Helle Bjerg, Claudia Lenz und Erik Thorstensen (Hg.), *Historicizing the Uses of the Past. Scandinavian Perspectives on History Culture, Historical Consciousness and Didactics of History related to World War II*, Bielefeld 2011, S. 129-144.
- Keppler, Angela, *Soziale Formen individuellen Erinnerns. Die kommunikative Tradierung von (Familien-) Geschichte*, in: Harald Welzer (Hg.), *Das Soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 137-159.
- Kmec, Sonja, Benoît Majerus, Michel Margue und Pit Péporté (Hg.), *Lieux de mémoire au Luxembourg. Usages du passé et construction nationale / Erinnerungsorte in Luxemburg. Umgang mit der Vergangenheit und Konstruktion der Nation*, Luxemburg 2007.
- Kohli, Martin und Marc Szydlík (Hg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Opladen 2000.
- Koselleck, Reinhart, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeit*, Frankfurt am Main 1989.
- Koselleck, Reinhart, *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*, Frankfurt am Main 2006.

- Kroh, Jens und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011.
- Kroh, Jens, *Zukunftserwartungen und Wirtschaftskrise*, in: ders. und Sophie Neuenkirch, *Erzählte Zukunft. Inter- und intragenerationelle Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 79-94.
- Lamparter, Ulrich, Holstein, Christa, Thießen, Malte, Wierling, Dorothee, Wiegand-Grefe, Silke und Birgit Möller, 65 Jahre später, in: *Forum der Psychoanalyse*, 26(4), 2010, S. 365–387.
- Lehner, Franz (Hg.), *Erbfall Zukunft. Vordenken für und mit Nachkommen*, München 2001.
- Leisering, Lutz, *Sozialstaat und demographischer Wandel*, Frankfurt am Main 1992.
- Leisering, Lutz, *Wohlfahrtsstaatliche Generationen*, in: Martin Kohli und Marc Szydlík (Hg.), *Generationen in Familie und Gesellschaft*, Opladen 2000, S. 59-76.
- Lenz, Claudia, *Strengthening Narrative Competence by Diversification of (Hi)stories*, in: Helle Bjerg, Claudia Lenz und Erik Thorstensen (Hg.), *Historicizing the Uses of the Past. Scandinavian Perspectives on History Culture, Historical Consciousness and Didactics of History related to World War II*, Bielefeld 2011, S. 257-280.
- Lenz, Claudia, *Antizipiertes und reflektiertes Erinnern. Eindrücke aus der transnationalen Erinnerungspraxis*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch, *Erzählte Zukunft. Inter- und intragenerationelle Aushandlungen von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 27-45.
- Lenz, Claudia und Sabine Moller, Die Gegenwart in der Vergangenheit. Gruppendiskussionen über den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust in (Ost)Deutschland und Norwegen, in: *Psychologie & Gesellschaftskritik*, 30(2), 2006, 57–81.
- Lorig, Wolfgang H. und Mario Hirsch (Hg.), *Das politische System Luxemburgs*, Wiesbaden 2008
- Lorrang, Antoinette, *D'Héichiewen*, in: Sonja Kmec, Benoît Majerus, Michel Margue und Pit Péporté (Hg.), *Lieux de mémoire au Luxembourg. Usages du passé et construction nationale / Erinnerungsorte in Luxemburg. Umgang mit der Vergangenheit und Konstruktion der Nation*, Luxemburg 2007 S. 215-220.
- Majerus, Benoît, Besetzte Vergangenheiten. Erinnerungskulturen des Zweiten Weltkrieges in Luxemburg – eine historiographische Baustelle, in: *Hémecht* 2012, S. 22-43.
- Merkens, Hans, *Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion*, in: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, Reinbek bei Hamburg 2009, S. 286-299.

- Moller, Sabine, *Vielfache Vergangenheit. Öffentliche Erinnerungskulturen und Familienerinnerungen an die NS-Zeit in Ostdeutschland*. Tübingen 2003.
- Müller, Klaus E. und Jörn Rüsen (Hg.), *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien*, Reinbek bei Hamburg 1997.
- Neuenkirch, Sophie, *„Generation“ und „Geschlecht“ als Orientierungsangebote in Luxemburger Familienerzählungen*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 222-236.
- Nilsen, Ann, *Where is the future? Time and space as categories in analyses of young people's images of the future*, in: *Innovation: The European Journal of Social Science Research* (12) 2, 1999, S. 175-194.
- Nowotny, Helga, *Eigenzeit*, Frankfurt am Main 1989.
- Oevermann, Ulrich, Tilman Allert, Elisabeth Konau & Jürgen Krambeck, *Die Methodologie einer objektiven Hermeneutik und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften*, in: Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften*, Stuttgart 1979, S. 352-434
- Ohlbrecht, Heike, *Wenn die Zeit aus den Fugen gerät. Familien in prekären Lebenslagen erzählen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Inter- und intragenerationelle Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 134-150.
- Pauly, Michel, *Geschichte Luxemburgs*, München 2011.
- Pethes, Nicolas und Jens Ruchatz (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001.
- Pinder, Wilhelm, *Das Problem der Generationen in der Kunstgeschichte Europas*, München 1961 (urspr. 1926).
- Roberts, Steven, *Misrepresenting choice biographies? A reply to Woodman*, in: *Journal of Youth Studies*, 13(1), 2010, S. 137–149.
- Rosa, Hartmut, *„Zukunft“*, in: Nicolas Pethes und Jens Ruchatz (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 667-678.
- Rosa, Hartmut, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne*, Frankfurt am Main 2005.

- Rosa, Hartmut, Historische Bewegung und geschichtlicher Stillstand. Der Zusammenhang von sozialem Wandel und Geschichtserfahrung, in: *Berliner Debatte Initial*, 16(2), 2005, S. 12–24.
- Rüsen, Jörn, Historical Narration: Foundation, Types, Reason, in: *History and Theory*, 26(4), 1987, S. 87–97.
- Rüsen, Jörn, *Strukturen historischer Sinnbildung*, in: Werner Weidenfeld (Hg.), *Geschichtsbewusstsein der Deutschen. Materialien zur Spurensuche einer Nation*, Köln 1987, S. 52–63.
- Rüsen, Jörn, *Historische Sinnbildung. Interdisziplinäre Untersuchungen zur Struktur, Logik und Funktion des Geschichtsbewusstseins im interkulturellen Vergleich*, Bielefeld 1994/95
- Rüsen, Jörn, *Geschichtsbewusstsein*, in: Nicolas Pethes und Jens Ruchatz (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 223–226.
- Rüsen, Jörn, *Kann Gestern besser werden? Essays zum Bedenken der Geschichte*, Berlin 2003.
- Rüsen, Jörn (Hg.), *Zeit deuten. Perspektiven, Epochen, Paradigmen*, Bielefeld 2003.
- Rüsen, Jörn, *Historical Consciousness: Narrative Structure, Moral Function, and Ontogenetic Development*, in: Peter Seixas (Hg.), *Theorizing Historical Consciousness*, Toronto 2004, S. 63–85.
- Schneider, Marie, *Leben als Flüchtling. Probleme der Vereinbarkeit von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Inter- und intragenerationelle Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 151–171.
- Schütz, Alfred, *Tiresias oder unser Wissen von zukünftigen Ereignissen* (1959), in: ders. (Hg.), *Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag 1972, S. 259–278.
- Schütz, Alfred (Hg.), *Gesammelte Aufsätze II. Studien zur soziologischen Theorie*, Den Haag 1972.
- Peter Seixas (Hg.), *Theorizing Historical Consciousness*, Toronto 2004.
- Sennett, Richard, *The Corrosion of Character. The Personal Consequences of Work in the New Capitalism*, London 1998.
- Silies, Eva-Marie, *Die stille Generation mit der Pille. Verhütung als weibliche Generationserfahrung in England und der Bundesrepublik (1960–1975)*, in: Bernd Weisbrod (Hg.), *Historische Beiträge zur Generationsforschung*, Göttingen 2009, S. 77–116.
- Skidelsky, Robert und Edward, *Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens*, München 2013.

Stöver, Bernd, Der Kalte Krieg, München 2008.

Straub, Jürgen (Hg.), Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Erinnerung, Geschichte, Identität 1, Frankfurt am Main 1998.

Straub, Jürgen, *Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung*, in: ders. (Hg.), Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Erinnerung, Geschichte, Identität 1, Frankfurt am Main 1998, S. 81-169.

Straub, Jürgen, *Zur Psychologie des flexiblen Menschen: Ein neues Leitbild für jüngere Generationen*, in: Franz Lehner (Hg.), Erbfall Zukunft. Vordenken für und mit Nachkommen, München 2001, S. 357–368.

Stuss, Donald T. und Robert C. Knight (Hg.), Principles of Frontal Lobe Functions, New York 2002.

Thießen, Malte, Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, München 2007.

Trausch, Gilbert (Hg.), Le Luxembourg au tournant du siècle et du millénaire, Luxemburg 1999

Tschuggnall, Karoline, Sprachspiele des Erinnerns. Lebensgeschichte, Gedächtnis und Kultur, Gießen 2004.

Tulving, Endel, Chronesthesia. Conscious Awareness of Subjective Time, in: Donald T. Stuss und Robert C. Knight (Hg.), Principles of Frontal Lobe Functions, New York 2002, S. 311-325.

Vickerstaff, Sarah A., Apprenticeship in the 'Golden Age': Were Youth Transitions Really Smooth and Unproblematic Back Then?, in: *Work, Employment & Society* 17 (2), 2003, S. 169-287.

Wagener, Marco, *Wirtschaftliche Entwicklung und Veränderung der Arbeitswelt in Luxemburg*, in: Helmut Willems, G. Rotink, D. Ferring, J. Schoos, M. Majerus, N. Ewen und M. A. Rodesch-Hengesach (Hg.), Handbuch der sozialen und erzieherischen Arbeit in Luxemburg - Manuel de l'intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg, Luxemburg 2010, S. 235-259.

Wagener, Renée, *Familial Discussions in the Context of Memory Research on the Second World War: Expectations and Disappointments*, in: dies., Elisabeth Boesen, Fabienne Lentz, Michel Margue und Denis Scuto (Hg.), Peripheral Memories: Public and Private Forms of Experiencing and Narrating the Past, Bielefeld 2012, S. 69-94.

- Weisbrod, Bernd (Hg.), *Historische Beiträge zur Generationsforschung*, Göttingen 2009.
- Welzer, Harald, Von Fehlern und Daten. Zur Rolle des Forschers im interpretativen Paradigma, in: *Psychologie und Gesellschaftskritik* 14, 2/3, 1990, S. 153-174.
- Welzer, Harald, *Albert Speers Erinnerungen an die Zukunft. Über das Geschichtsbewusstsein einer Führungsfigur des „Dritten Reiches“*, in: Jürgen Straub, Erzählung, Identität und historisches Bewusstsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Frankfurt am Main 1998, S. 389-403.
- Welzer, Harald, Sabine Moller und Karoline Tschuggnall, „Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Frankfurt am Main 2002.
- Welzer, Harald und Claudia Lenz, *Opa in Europa. Erste Befunde einer vergleichenden Tradierungsforschung*, in: Harald Welzer (Hg.), *Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis*, Frankfurt am Main 2007, S. 7-40.
- Welzer, Harald, *Erinnerung und Gedächtnis. Desiderate und Perspektiven*, in: Christian Gudehus, Ariane Eichenberg und Harald Welzer (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*, Stuttgart 2010, S. 1-10.
- Welzer, Harald, *Vergangene Zukünfte und Zukünftige Vergangenheiten. Einige Anmerkungen aus der Gedächtnisforschung*, in: Jens Kroh und Sophie Neuenkirch (Hg.), *Erzählte Zukunft. Zur inter- und intragenerationellen Aushandlung von Erwartungen*, Göttingen 2011, S. 19-26.
- Welzer, Harald (Hg.), *Das Soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001.
- Welzer, Harald (Hg.), *Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis*. Frankfurt am Main 2007.
- Wille, Christian, *Grenzgänger und Räume der Grenze. Raumkonstruktionen in der Großregion SaarLorLux*, Frankfurt am Main 2012.
- Willems, Helmut, G. Rotink, D. Ferring, J. Schoos, M. Majerus, N. Ewen und M. A. Rodesch-Hengesch (Hg.), *Handbuch der sozialen und erzieherischen Arbeit in Luxemburg - Manuel de l'intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg*, Luxembourg 2010.
- Wineburg, Sam, *Sinn machen. Wie Erinnerung zwischen den Generationen gebildet wird*, in: Harald Welzer (Hg.), *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001, S. 179-205
- Woodman, Dan, The mysterious case of the pervasive choice biography: Ulrich Beck, structure/agency, and the middling state of theory in the sociology of youth, in: *Journal of Youth Studies*, 12(3), 2009, S. 243–256.
- Woodman, Dan, Young People and the Future: Multiple Temporal Orientations Shaped in Interaction with Significant Others, in: *Young*, 19(2), 2011, S. 111–128.

Zahlen, Paul, *Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik*, in: Helmut Willems, G. Rotink, D. Ferring, J. Schoos, M. Majerus, N. Ewen und M. A. Rodesch-Henges (Hg.), *Handbuch der sozialen und erzieherischen Arbeit in Luxemburg - Manuel de l'intervention sociale et éducative au Grand-Duché de Luxembourg*, Luxembourg 2010, S. 323-328.

Zerubavel, Eviatar, *Time Maps. Collective Memory and the Social Shape of the Past*, Chicago 2003.

Ziegler, Meinrad, *Das soziale Erbe. Eine soziologische Fallstudie über drei Generationen einer Familie*, Wien 2000.

Zinnecker, Jürgen, Imbke Behnken, Sabine Maschke und Ludwig Stecher, *Null zoff & voll busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts*, Opladen 2003.

Unveröffentlichte Master- und Doktorarbeiten

Bleakney, Lesley Anne, *Family (Hi)stories. Familiengeschichte(n)*, unveröffentlichte Master-Arbeit an der Universität Witten/Herdecke, 2008.

Bleakney, Lesley Anne, *Future in the Making. Temporal Dimensions of Narrative Meaning-Making Processes in Three-Generational Families in the United States in Times of Socio-Economic Change*, unveröffentlichte Doktorarbeit an der Universität Witten/Herdecke, 2012.

Franziskus, Anne, *Getting By in a Multilingual Workplace: The Language Practices, Ideologies and Norms of Cross-Border Workers in Luxembourg*, unveröffentlichte Doktorarbeit der Universität Luxemburg, 2012.

Berichte

Allegrezza, Serge, *Bulletin du STATEC. Salaires, emploi et conditions de travail. Premiers résultats de l'enquête sur la structure des salaires de 2010*, Luxembourg 2012.

Frising, Armande, *Regards sur la satisfaction des ménages résidents à l'égard de leur vie*, Publication périodique, Novembre 2013, STATEC.

Osier, Guillome, *Regards sur le coût du logement pour les ménages*, STATEC en collaborations avec CEPS/INSTEAD, November 2013.

Pigeron-Piroth, Isabelle, *Le secteur public*, in: *Economie et Statistiques. Working papers du STATEC*, 34 (Dezember) 2009, S. 1–34.

Ries, Jean, *Les mutations de l'emploi*, in: *Luxembourg un demi-siècle de constantes et de variables*, 50 ans STATEC, Luxembourg 2013, S. 68-73.

Zeitschriften

Oberweis, Nathalie, Jahrgang: 1983-2000. Über die Lage der Jugend in Luxemburg, in: *forum* 317, 2012, S. 24-26.

Stoldt, Jürgen, Woher, wohin? Die luxemburgische Gesellschaft braucht ein gemeinsames Projekt, in: *forum* 271, November 2007, S. 21-23.

Stoldt, Jürgen, Luxemburg – Kern Europas, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, 8/2008, S. 19-25.

Stoldt, Jürgen, Das luxemburgische Entwicklungsmodell auf dem Prüfstand, in: *forum* 317, April 2012, S. 4-5.

Welzer, Harald, Erinnerungskultur und Zukunftsgedächtnis, in: Zukunft der Erinnerung, *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament*, 25-26/2010, S. 16-23.

Online Quellen

www.zeit.de/zeit-wissen/2013/s2/feierabend-erholung [zuletzt abgerufen am 04. Januar 2014].

www.granderegion.net/de/partner/index.html [zuletzt aufgerufen am 11. November 2013].

www.ces.public.lu/fr/pibienetre/ [zuletzt aufgerufen am 02. Dezember 2013]

www.tageblatt.lu/nachrichten/story/25810009 [zuletzt abgerufen am 05. Dezember 2013]

www.tageblatt.lu/nachrichten/story/22912025 [zuletzt abgerufen am 05. Dezember 2013]

www.tageblatt.lu/nachrichten/story/19533967 [zuletzt abgerufen am 05. Dezember 2013]

<http://koerber2005.erzwiss.uni-hamburg.de/wordpress-mu/historischdenkenlernen/2009/10/09/die-anthropologische-begrundung-des-historischen-denkens-nach-jorn-rusen-und-die-lehre-von-den-sinnbildungstypen-des-historischen-denkens-version-2-letzte-anderung-23-10-2008/> (zuletzt aufgerufen am 27.12.2013).

http://wwwde.uni.lu/forschung/flshase/laboratoire_d_histoire/recherche/cbres [zuletzt abgerufen am 02.01.2014].

Film

„Histoire(s) de Jeunesse(s)“ von Anne Schroeder, 2001.